

# **Sexual- und Beziehungserfahrungen von Studierenden**

**Empirische Analysen zur sexuellen Sozialisation  
im jungen Erwachsenenalter  
unter Berücksichtigung der Geschlechterdimension**

**Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades  
der philosophischen Fakultät  
der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel**

**vorgelegt von  
Maika Böhm**

**Kiel 2016**

**Erstgutachter:**

Prof. Dr. päd. Uwe Sielert  
Institut für Pädagogik  
Philosophische Fakultät  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

**Zweitgutachter:**

Prof. Dr. phil. Jürgen Budde  
Institut für Erziehungswissenschaft  
Abteilung Schulpädagogik  
Europa-Universität Flensburg

**Tag der mündlichen Prüfung:**

23.06.2016

**Durch den zweiten Prodekan,  
Prof. Dr. phil. John Peterson,  
zum Druck genehmigt:**

30.06.2016

## **Danksagung**

Allen voran möchte ich den Studierenden danken, die sich die Zeit genommen haben, an der Interviewstudie über „Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten“ mitzuwirken. Ihre Bereitschaft und beeindruckende Offenheit, in den Interviews über ihre Erfahrungen mit Beziehungen, Liebe, Sexualität und Familienplanung zu sprechen, haben diese Dissertation erst möglich gemacht.

Mein Dank gilt darüber hinaus verschiedenen Personen, die mich während des Promotionsprozesses unterstützt haben:

Meinem Erstgutachter Prof. Dr. Uwe Sielert danke ich sehr für die Betreuung dieser Arbeit und seine zugewandte, unterstützende Haltung in der Begleitung meines wissenschaftlichen Werdegangs. An meinen Zweitgutachter Prof. Dr. Jürgen Budde geht ein herzlicher Dank für sehr viele angenehme wie anregende Gespräche und unterstützendes Feedback im Arbeitsprozess. Für ihre Bereitschaft, in der Disputationskommission mitzuwirken, bedanke ich mich darüber hinaus herzlich bei Jun.-Prof.'in Dr. Anja Henningsen, Prof. Dr. Hans-Werner Prahll sowie Prof. Dr. Arne Dekker.

Der Projektleiterin der Interviewstudie, Dr. Silja Matthiesen, danke ich sehr für den fachlich und persönlich bereichernden Austausch in den letzten Jahren. Bei ihr und den weiteren Co-Autor\_innen der eingereichten Beiträge bedanke ich mich zudem für die konstruktive Zusammenarbeit, vor allem bei Prof. Dr. Arne Dekker als Leiter der quantitativen Studie „Studentische Sexualität im sozialen Wandel“. Prof. Dr. Peer Briken danke ich für die Bereitstellung räumlicher und technischer Ressourcen am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie und den Kolleg\_innen des Instituts, besonders Dr. Timo O. Nieder und Dr. Ula Martyniuk, für ihre kollegiale und ermutigende Unterstützung.

Mein Interesse an den Themen Sexualität und Beziehungen verdanke ich Dr. Silja Matthiesen und Prof. Dr. Arne Dekker, die es vor mehr als 15 Jahren in einer spannenden Lehrveranstaltung während meines ersten Studiums geweckt haben. Für geschlechtertheoretische wie -politische Fragestellungen hat mich zur selben Zeit Prof.'in Dr. Barbara Rose begeistern können. Ihr danke ich für das anhaltende und motivierende Vertrauen in meine Fähigkeiten zur wissenschaftlichen Arbeit in den letzten zehn Jahren.

Schließlich geht noch ein besonders großer Dank an meine Familie und meine Freund\_innen für ihre emotionale wie auch tatkräftige Unterstützung und vielseitige Entlastung während des gesamten Promotionsprozesses!

Maika Böhm

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>1. Einleitung</b>	1
1.1 Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt überall?!	1
1.2 Zielsetzung und Aufbau der Dissertation	3
<b>2. Theoretische Grundlagen I: Sexualität und Paarbeziehungen</b>	5
2.1 Sexualitätsverständnisse	5
2.2 Sexualität und Beziehungen im sozialen Wandel	8
2.3 Sozialisation und psychosoziale Entwicklungsaufgaben	10
2.4 Forschungsstand und Forschungslücken zur sexuellen Sozialisation	14
2.5 Forschungsfragen	18
<b>3. Theoretische Grundlagen II: Geschlechterdifferenzen</b>	19
3.1 Gesellschaftlicher Wandel von Geschlechterverhältnissen	20
3.2 Geschlecht als soziale Konstruktion	22
3.2.1 Ethnomethodologische Perspektiven auf Geschlecht: <i>Doing gender</i> und institutionelle Reflexivität	24
3.2.2 Praxistheoretische Perspektiven auf Geschlecht: Soziale (Körper)Praktiken und Habitus	27
3.2.3 Diskurstheoretische Perspektiven auf Geschlecht: Performativität und heterosexuelle Matrix	30
3.3 Heteronormativität und Geschlecht als Analysekategorien	32
3.4 Forschungsstand und Forschungslücken zu Geschlechterdifferenzen	35
3.5 Forschungsfragen	38
<b>4. Studie und Methodik</b>	39
4.1 Fragestellungen der Studie	39
4.2 Konzeption des Interviewleitfadens	40
4.3 Stichprobenbeschreibung	42
4.4 Erhebungsphase	45
4.5 Auswertungsmethodik	45
4.6 Eigene Mitarbeit im Forschungsprojekt und eigener Anteil an den Publikationen	48
4.7 Vorstellung der Publikationen	49

<b>5. Sexual- und Beziehungsbiografien im jungen Erwachsenenalter</b>	50
5.1 Publikation I	50
Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität	
5.2 Publikation II	69
Irgendwie anders?! Studentische Beziehungsbiografien jenseits traditioneller Sexual- und Beziehungsnormen	
<b>6. Geschlechterdifferenzen in den Sexual- und Beziehungserfahrungen</b>	93
6.1 Publikation III	93
„Manchmal ist man sexuell erregt und der Partner nicht zur Hand ...“ Solosexualität im Spannungsfeld von Geschlecht und Beziehung	
6.2 Publikation IV	119
Deutsches abstract Desire and dilemma – gender differences in German students' consumption of pornography	
6.3 Publikation V	139
Studierende Eltern. Im Spannungsfeld geschlechteregalitärer Ideale und traditioneller Geschlechterrollen?!	
<b>7. Schlusswort und Ausblick</b>	172
<b>8. Literaturverzeichnis</b>	179
<b>Anhang</b>	197
Erläuterungen zu den Zeitschriften/Journals	197
Lebenslauf	199

# 1. Einleitung

## 1.1 Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt überall?!

In den vergangenen Jahren hat der ursprünglich aus (sexual)pädagogischen Kontexten stammende Begriff „sexuelle Vielfalt“ deutlich an medialer Bekanntheit gewonnen – aktuell zeigt die Suchmaschine *google* für ihn etwa 550.000 Treffer an. Seine Prominenz in der medialen Öffentlichkeit verdankt der Begriff jedoch weniger seinen Begründer\_innen<sup>1</sup> bzw. Fürsprecher\_innen, sondern vor allem seinen Gegner\_innen. Im Mittelpunkt der medial hitzig geführten Auseinandersetzungen um das Thema stand zunächst das von Elisabeth Tuidor und Kolleg\_innen herausgegebene Methodenbuch „Sexualpädagogik der Vielfalt: Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit“, das nach Erscheinen seiner zweiten Auflage 2012 kontrovers diskutiert bis hin zu massiv diskreditiert wurde.<sup>2</sup> Für besonderes Aufsehen sorgte ein Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung mit dem Titel „Unter dem Deckmantel der Vielfalt“ (FAZ 14.10.2014), der einzelne Methoden aus o.g. Veröffentlichung entkontextualisierte und sie reißerisch als (kinder- und jugendgefährdende) Inhalte einer Sexualpädagogik der Vielfalt präsentierte: „Kinder sollen ihre ‚Lieblingsstellung‘ zeigen, Puffs planen, Massagen üben. Die sexuelle Aufklärung missachtet Grenzen. Die Politik will es so. Kinderschützer schlagen Alarm“ (ebd.). Im weiteren Verlauf dominierten vor allem die Gruppe „Besorgte Eltern“<sup>3</sup> und das Aktionsbündnis „Demo für Alle“<sup>4</sup> die öffentliche Debatte: Sie reichten Petitionen gegen die Verankerung des Themas Sexuelle Vielfalt in den schulischen Lehrplänen ein, organisierten Demonstrationen mit dem Motto „Ehe bleibt Ehe. Stoppt die Gender-Agenda und Sexualisierung unserer Kinder“ und veröffentlichten Stellungnahmen, in denen sie sich gegen sexuelle Vielfalt und Sexualaufklärung von Kindern und Jugendlichen aussprechen. Beide Gruppen wie auch einige Einzelakteure, z.B. der Schriftsteller Akif Pirinçci, wenden sich jedoch nicht nur gegen sexuelle Vielfalt, sondern greifen verbal sexualwissenschaftlich und -pädagogisch arbeitende Personen an, die sich kritisch mit den Themen Sexualität, Geschlecht und Begehren auseinandersetzen (vgl. u. a. Hark und Villa 2015: 24f.; Philipps et al. 2016:

---

<sup>1</sup> Um einem geschlechtersensiblen Sprachgebrauch Rechnung zu tragen, wird nachfolgend der Gender Gap (⊖) genutzt, um unterschiedlichen, im hegemonialen Sprachgebrauch nicht sichtbaren Geschlechtern Raum zu geben und die Vielfalt und Prozesshaftigkeit von Geschlecht anzudeuten (vgl. Herrmann 2003).

<sup>2</sup> So äußerte sich bspw. der Unabhängige Beauftragte für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs der Bundesregierung Johannes-Wilhelm Rörig in einem Kommentar (taz 16.02.2015) ebenfalls kritisch zu dem Buch, sprach sich aber deutlich gegen die massiven Anfeindungen moderner Sexualpädagogik aus.

<sup>3</sup> [www.besorgte-eltern.net](http://www.besorgte-eltern.net).

<sup>4</sup> <https://demofueralle.wordpress.com/>.

73ff.).<sup>5</sup> Den „geschützten Raum gender- und sexualtheoretischer Einmütigkeit“ (Lautmann 2015: 29) hat der Begriff sexuelle Vielfalt längst verlassen und ist inzwischen zu einem öffentlichen Schlagwort geworden, das „Aufsehen erregt und Befremden hervorruft“ (ebd.: 30). Die öffentliche Debatte um geschlechtliche und sexuelle Vielfalt wird jedoch „häufig theoriefern und vorwiegend aus einer moralisch-normativen Perspektive heraus geführt“ (Hartmann 2015: 5). Vor allem medial, in sozialen Netzwerken, auf Internetplattformen oder in Printmedien, wird geschlechtliche und sexuelle Vielfalt mit Kinder- und Jugendgefährdung in Verbindung gebracht – in ähnlicher Weise, wie zuvor schon andere sexualitätsbezogene Themen wie Selbstbefriedigung oder Jugendschwangerschaften Inhalte öffentlicher Gefahrendiskurse waren (vgl. Schetsche und Schmidt 2010: 9ff.). Thematisierungen einer Vielfalt an Sexualitäten, Lebensformen und Geschlechtern werden als „anti-wissenschaftliche Ideologie und groß angelegtes gesellschaftliches Umerziehungsprogramm“ (Hark und Villa 2015: 33) verunglimpft, im Rahmen von „Kampagnen gegen emanzipatorische sexuelle Bildung“ (Philipps et al. 2016: 73ff.) diffamiert und Sexualpädagogik insgesamt als „Verursacherin einer Gefahr“, nämlich der „Gefahr der Vielfalt“ (Henningesen et al. 2016: 12) dargestellt.

Zugleich ist festzuhalten, dass Sexualität(en), Beziehungsformen und Geschlechtervorstellungen in den vergangenen Jahrzehnten einem deutlichen sozialen Wandel unterlagen und sich auch die deutsche Gesetzgebung zur Gleichstellung der Geschlechter und zur Antidiskriminierung verändert hat. So gibt es zum Beispiel seit 2001 das Lebenspartnerschaftsgesetz und lebten 2013 in Deutschland etwa 35.000 gleichgeschlechtliche Paare als eingetragene Lebenspartner\_innen in einem Haushalt; wurde 2006 im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz das Ziel formuliert, Benachteiligungen aufgrund von Geschlecht, Ethnie, Religion, Behinderungen oder sexueller Orientierung zu verhindern bzw. zu beseitigen; und ist es seit einer Novellierung des Personenstandsgesetzes 2013 möglich, den Eintrag als männlich oder weiblich im Geburtenregister bei geschlechtlich uneindeutigen Neugeborenen auszulassen. Auch die wissenschaftliche und politische Beschäftigung mit dem Thema hat in den letzten Jahren zugenommen. Einige Bundesländer starteten Initiativen und Aktionspläne zur Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt (bspw. Berlin 2010, Schleswig-Holstein 2014), eine Reihe an empirischen Untersuchungen zur Situation von LSBTIQ\*-Jugendlichen<sup>6</sup> in pädagogischen und schulischen Feldern wurden

---

<sup>5</sup> Akif Pirinçci wurde Anfang dieses Jahres wegen Beleidigung eines sexualwissenschaftlich tätigen Professors auf Facebook von einem Bonner Amtsgericht zu einer Geldstrafe in Höhe von 8000.- Euro verurteilt.

<sup>6</sup> Sich als lesbisch, schwul, bisexuell, trans\*, inter\* oder *queer* verstehende Jugendliche.

durchgeführt (bspw. Offen 2013; Kleiner 2015; Schmidt et al. 2015; BMFSFJ 2015) und verschiedene Handbücher mit Informationen und Methodenvorschlägen veröffentlicht (bspw. Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen 2004; van Dijk und van Driel 2008; Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung 2014). Politische Programme und wissenschaftliche Forschung tragen so der in postmodernen Gesellschaften zunehmenden „Diversifikation der Intimbeziehungen“ (Sigusch 2013: 22) Rechnung, präsentieren unterschiedliche Facetten davon, wie „heute gelebt, geliebt und gesext wird“ (Tuider 2013: 251) und sensibilisieren für eine „Vielfalt des Begehrens“ (ebd.: 252). Während über die gesellschaftliche Pluralisierung des Sexuellen, von Beziehungs- und Familienformen weitgehend Einigkeit herrscht, gibt es jedoch weniger Konsens und Kenntnis darüber, „ob, in welchem Umfang und in welchen Formen sexuelle Vielfalt tatsächlich gelebt wird bzw. gelebt werden kann“ (Koppetsch und Lewandowski 2015: 7). Vielmehr weisen empirische und theoretische Annäherungen an das Thema darauf hin,

„dass die Möglichkeiten zur Vervielfältigung und Innovation sexueller Praxis und Geschlechterordnungen gesellschaftlich sehr unterschiedlich verteilt sind. Das größte Potential zur sexuellen Innovation geht offensichtlich von Personengruppen und Szenen aus, die von der hegemonialen Sexualordnung ohnehin schon abweichen“ (ebd.: 20).

Ist die Vervielfältigung sozial akzeptierter Beziehungs-, Sexual- und Lebensformen heute also ‚in der Mitte der Gesellschaft‘ angekommen – oder zeichnet sich ‚innerhalb der Mehrheitsgesellschaft eher eine konservative Trendwende‘ (ebd.: 20) ab? Wie lassen sich die Koordinaten Sexualität, Beziehung und Geschlecht im Hinblick auf Fragen nach ‚Tradierung oder Transformation‘ (Budde et al. 2015: 18) verorten?

## **1.2 Zielsetzung und Aufbau der Dissertation**

An diese Überlegungen knüpft die eingereichte Dissertation an, indem sie anhand qualitativ erhobener Daten Einblicke in die Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Frauen und Männer zwischen 19 und 30 Jahren bietet und so zu einer wissenschaftlich fundierten Beschäftigung mit dem Thema sexueller und geschlechtlicher Diversifizierung beiträgt. Zunächst werden ausgewählte Aspekte der sexuellen Sozialisation in der Lebensphase des jungen Erwachsenenalters exploriert, deren sexuellen und partnerschaftlichen Sozialisationsprozesse in der Forschungsliteratur bislang wenig beschrieben wurden. Darauf aufbauend werden zwei Spannungsfelder beleuchtet: *Erstens* wird das Spannungsfeld einer vermuteten (spielerischen) Erprobung vielfältiger Sexual- und Beziehungsformen in dieser



Lebensphase auf der einen und einer (verbindlichen) Etablierung dauerhafter Sexual- und Beziehungsmuster auf der anderen Seite untersucht. *Zweitens* wird geprüft, inwieweit die Sexual- und Beziehungserfahrungen der jungen Erwachsenen durch Geschlecht strukturiert sind. Geschlecht wird für diese Analysen „dramatisiert“ (Faulstich-Wieland 1996) und so das Spannungsfeld der These einer weitgehenden „Angleichung der Geschlechter im Hinblick auf sexuelle Optionen, Rechte und Verhaltensweisen“ (Schmidt 2013: 10) einerseits und andererseits einer „instabilen Persistenz“ (Heintz 2001: 27) von Geschlechterdifferenzen auch in den Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener beleuchtet. Die Ergebnisse beider Fragestellungen liefern Hinweise darauf, inwiefern sich in den Lebenswelten junger Erwachsener von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt, von diversifizierten Sexual- und Beziehungserfahrungen sprechen lässt.

Die Basis der vorliegenden Arbeit bilden fünf zur publikationsbasierten Promotion eingereichte Veröffentlichungen, die von mir als Erst- oder Alleinautorin überwiegend im Rahmen meiner wissenschaftlichen Mitarbeit in der qualitativen Studie „Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten“ angefertigt wurden (Kap. 5 und 6). Die theoretische Hinführung gliedert sich in zwei Teile: zunächst wird der Begriff „Sexualität“ erläutert, Sexualität und Beziehungen im sozialen Wandel dargestellt und auf Aspekte der sexuellen Sozialisation im jungen Erwachsenenalter eingegangen, anschließend der aktuelle Forschungsstand wie Forschungslücken zur sexuellen Sozialisation in diesem Alter vorgestellt und die erste Forschungsfrage exploriert (Kap. 2). In einer weiteren theoretischen Einführung (Kap. 3) wird zuerst der gesellschaftliche Wandel von Geschlechterverhältnissen skizziert, danach unterschiedliche Sichtweisen auf Geschlechterdifferenzen erläutert und auf die Verschränkung von Geschlecht, Sexualität und Begehren verwiesen. Nach der Vorstellung einer „heteronormativitätssensiblen Geschlechterbrille“ für die weiteren Analysen schließt das Kapitel mit einer Übersicht über aktuelle Forschungsergebnisse sowie der Formulierung weiterer Forschungsfragen. Nach einer Vorstellung der qualitativen Studie sowie des Forschungsvorgehens (Kap. 4) werden fünf Publikationen präsentiert: zwei Veröffentlichungen geben einen Überblick über die Sexual- und Beziehungserfahrungen im jungen Erwachsenenalter (Kap. 5), drei Beiträge thematisieren darüber hinaus Geschlechterdifferenzen in einzelnen Teilbereichen der Sexual- und Beziehungserfahrungen (Kap. 6). Die Ergebnisse der Publikationen werden abschließend im Hinblick auf die Forschungsfragen und das Thema sexueller und geschlechtlicher Diversifizierung diskutiert (Kap. 7).

## **2. Theoretische Grundlagen I: Sexualität und Paarbeziehungen**

Im ersten, theoretischen Teil der vorliegenden Dissertation werden Erfahrungen mit Sexualität und Beziehungen fokussiert, und zwar in der biografischen Lebensphase des jungen Erwachsenenalters – analog zu der thematischen Ausrichtung der hier eingereichten, in Kapitel 5 stehenden Publikationen über „Sexual- und Beziehungsbiografien im jungen Erwachsenenalter“. Um die empirischen Befunde, die in den ersten beiden Publikationen präsentiert werden, kontextualisieren zu können, wird zunächst eine theoretische Fundierung der zentralen Begriffe vorgenommen. Dafür werden unterschiedliche Sexualitätsverständnisse skizziert und eine Definition von Sexualität als bio-psycho-sozial (Dekker 2013) vorgeschlagen (Kap. 2.1). Anschließend wird der Blick auf gesellschaftliche Wandlungsprozesse von Sexualität und Beziehungen in der Postmoderne gelenkt und zentrale Phänomene vorgestellt (Kap. 2.2). Von besonderem Interesse im Hinblick auf die späteren Ausführungen sind die Bedeutung von sexueller Sozialisation und psychosozialen Entwicklungsaufgaben in der Lebensphase zwischen dem Jugend- und dem Erwachsenenalter (Kap. 2.3), die im Folgenden als eigenständige Lebensphase einer *emerging adulthood* (Arnett 2004, 2006, 2007) verstanden wird. Am Ende dieses Kapitels wird auf den bisherigen Forschungsstand zur sexuellen Sozialisation im jungen Erwachsenenalter, vorhandene Forschungslücken wie auch die ersten dieser Arbeit zugrunde liegenden Forschungsfragen eingegangen (Kap. 2.4 und 2.5).

### **2.1 Sexualitätsverständnisse**

Der heutige Begriff wie auch aktuelle Vorstellungen von ‚Sexualität‘ entwickelten sich „im Zusammenhang mit einer Neubestimmung der Kategorie Geschlecht, insbesondere der Bilder von Mann und Frau“ (Lautmann 2002: 19) und existieren „als kulturell-symbolische Form und als Begriff erst seit etwa 200 Jahren, also seit wenigen Generationen“ (Sigusch 2013: 18). Die Beschäftigung mit Sexualität ist multidisziplinär, sie findet etwa in der Medizin, den Geistes- und Sozialwissenschaften oder der Naturwissenschaft statt. Sie war lange und ist bis heute von erkenntnistheoretischen Debatten um Essentialismus vs. Konstruktivismus, vor allem zwischen den Disziplinen geprägt. Während essentialistische Ansätze biologische, ‚außer-kulturelle‘ Aspekte des Sexuellen zentral setzen und etwa einen sexuellen Trieb (Freud 1915) oder evolutionspsychologische Grundlagen von

Sexualität annehmen (vgl. etwa Maß 2011), gehen konstruktivistische Ansätze davon aus, dass es sich bei sexuellen Phänomenen

„um gesellschaftliche Konstruktionen handelt, deren Existenz sich gerade nicht jenseits der kulturellen Symbolsysteme abspielt, innerhalb derer sie erkannt und gelebt werden, sondern mit diesen verschränkt sind“ (Dekker 2013: 35).

Essentialistische Perspektiven konstatieren natürliche bzw. naturhafte Prämissen des Sexuellen, die dem Sozialen vorgelagert sind und dieses kausal beeinflussen. Konstruktivistisches Denken fokussiert hingegen die sozial-kulturellen Herstellungsmodi und gesellschaftlichen wie historischen Wandlungsprozesse des Sexuellen (vgl. ebd.: 36). Die Unterscheidung eines konstanten und eines variablen Anteils an Sexualität, wie es vor allem die Evolutionspsychologie vornimmt, kritisiert u. a. der Sexualforscher Volkmar Sigusch und betont die kulturelle wie zeitgeschichtliche Rahmung des Sexuellen:

„[D]er Mensch ist von Natur gesellschaftlich und folglich sein Sexual- und Geschlechtsleben auch. Ohne den gesellschaftlichen Lebensprozess existierte der Mensch weder biologisch noch sonstwie. Das natürliche Moment am Sexuellen lässt sich vom gesellschaftlichen prinzipiell nicht abscheiden, im Sinne von primär und sekundär, von vorausgegeben und gemacht, von richtig und falsch. [...] Tritt der natürliche Anteil der Sexualität nie unmittelbar, sondern stets nur als historisch gewordener und gesellschaftlich produzierter in Erscheinung, ist das Sich-Berufen auf die Natur der Sexualität Ausdruck der allgemeinen Verblendung und Ratlosigkeit [...]. Gefährlich ist es, am Sexuellen einen konstanten von einem variablen Anteil zu trennen. Selbst das, was wir früher einmal etwas vorlaut ‚Naturbasis‘ des Sexuellen genannt haben, ist zur historisch-gesellschaftlichen Seite hin nicht blind“ (Sigusch 2011: 283).

Die Einführung einer Vorstellung von Sexualität als „bio-psycho-sozial“ hat die Debatte um Essentialismus vs. Konstruktivismus zwischen den unterschiedlichen Fachdisziplinen beruhigt. Der Begriff „bio-psycho-sozial“ wurde in den 1980er-Jahren von dem US-amerikanischen Psychiater Georg L. Engel entwickelt. Sein bio-psycho-soziales Gesundheits- bzw. Krankheitsverständnis beruht zentral darauf, „dass alle drei Bedingungen – die biologisch-organische, die psychische und die soziale – in sich kontinuierlich ändernden Wechselbeziehungen stehen“ (Jungnitsch 2009: 31) und „dass neben den biologischen ebenfalls psychische und soziale Faktoren grundsätzlich auch *kausal* für die Entstehung von Krankheiten in Betracht kommen“ (Pauls 2013: 18, Hervorh. i. O.). Diese Perspektive zweifelt die Dominanz rein naturwissenschaftlicher Erklärungsansätze an und fokussiert auf den Menschen als Teil umfassender Systeme, der „selbst wiederum ein System aus vielen Subsystemen bis hinab zur molekularen Ebene“ (ebd.) ist. Inzwischen ist das bio-psycho-soziale Modell u.a. Grundlage der WHO-Definitionen von Krankheit und Gesundheit geworden. Ein sexualmedizinischer Leitfaden führt aus, Sexualität lasse sich „als eine

biologisch, psychologisch und sozial determinierte Erlebnisqualität des Menschen verstehen, die in ihrer individuellen Ausgestaltung von der lebensgeschichtlichen Entwicklung geprägt wird“ (Beier und Loewit 2011: 12) und weiter, dass „biologische, psychische und soziale Aspekte zwar aus didaktischen Gründen zu unterscheiden [sind], in der Realität jedoch nicht trennbar, d. h. für sich allein genommen nicht existent“ (ebd.) sind. Der Sozial- und Sexualwissenschaftler Arne Dekker (2013: 37) betont jedoch, dass der Begriff bio-psycho-sozial einer weiterführenden, erkenntnistheoretischen Schärfung bedarf. Basierend auf praxistheoretischen Überlegungen, die „praktisches anstelle kognitiven Wissens in den Blick“ (ebd.: 41) nehmen, führt er aus,

„dass weder ein konstanter Anteil körperlicher Grundlagen des Sexuellen, noch eine variable Sexualkultur dem je anderen vorgängig ist, sondern beide nur existieren und Wirkung entfalten, weil und insofern sie als sexuelle Praxis immer wieder neu ins Leben gerufen werden“ (ebd.).

Damit einher geht die Forderung (unter anderem) an empirische Forschung, „die Verschränkung von Natur und Kultur sehr ernst zu nehmen“ (ebd.: 42) und „das Wie der Verschränkung diskursiver und nicht-diskursiver sexueller Praktiken möglichst präzise zu beschreiben“ (ebd.).

Auch die emanzipatorische Sexualpädagogik, die als Teildisziplin der Erziehungswissenschaft zuzurechnen ist (vgl. etwa Koch 2013: 23; Sielert 2013: 39, 49), plädiert für ein solches Verständnis von Sexualität,

„das weder den biologischen Gegebenheiten, noch den sozialen Rahmenbedingungen eine Übermacht bei der Ausgestaltung sexuellen Handelns zugesteht. Mit anderen Worten: Sozialisationstheoretische Erkenntnisse, insbesondere zu der Frage, wie Menschen sich im Wechselspiel von Individualität und sozialen Einflüssen entwickeln, sind aufzunehmen und auf den Bereich der Sexualität zu übertragen. Deterministische Erklärungen, ob biologisch oder gesellschaftlich begründet, sind damit gegenstandslos“ (Sielert und Schmidt 2013: 13).

Sexualität wird als in erster Linie soziale Tatsache gefasst, die darüber hinaus ein „wesentliches ‚Querschnittsthema‘ der Persönlichkeit“ (Sielert 2013: 44) darstellt, das sowohl Fruchtbarkeits-, als auch Lust-, Identitäts- und Beziehungsaspekte umfasst. Ein solches Verständnis von vier Sinndimensionen der Sexualität geht auf den Pädagogen und Theologen Wolfgang Bartholomäus (1987) zurück, der die vier Bereiche folgendermaßen beschreibt:

- (1) der *Identitätsaspekt* zielt darauf ab, sich im Erleben von Sexualität selbst zu erfahren;
- (2) der *Beziehungsaspekt* betont das Ausgerichtet-Sein auf eine andere Person;
- (3) der *Lustaspekt* beinhaltet Lebendigkeit, Kraft und Energie;

(4) der *Fruchtbarkeitsaspekt* umfasst die Fortpflanzungsfähigkeit, aber auch Kreativität oder Engagement (vgl. Kahle 2014: 3).

Ein Verständnis von Sexualität als eine soziale Tatsache, die erst im alltäglichen Handeln von Individuen interaktiv, diskursiv und praktisch hergestellt wird bzw. Bedeutung bekommt, liegt den folgenden Ausführungen zugrunde.

## **2.2 Sexualität und Beziehungen im sozialen Wandel**

Der gesellschaftliche Wandel des Sexuellen seit Beginn des 20. Jahrhunderts ist in Deutschland vor allem durch die Studenten-, Frauen- und Homosexuellenbewegungen geprägt (Sigusch 2006: 8) und brachte einerseits einen Liberalisierungsdiskurs, andererseits einen Selbstbestimmungsdiskurs hervor (Schmidt 2014: 8; Dekker und Matthiesen 2015: 246).<sup>7</sup> In der *Studentenbewegung* der 1960er- und 1970er-Jahre verknüpften sich die Kritik an der repressiven Sexualmoral und das Ideal einer befreiten Sexualität mit der Vorstellung progressiver Politik. Während Sexualität bis in die 1960er-Jahre hinein vollkommen durch die Ehe vereinnahmt war, wurde nun „Sexualität von Ehe und Liebe abgekoppelt“ (Matthiesen 2007: 62), Selbstbefriedigung langsam enttabuisiert und der Umgang mit Sexualität insgesamt freizügiger (vgl. ebd.). Aussprüche wie „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment“ kennzeichneten den Wunsch nach alternativen Sexual- und Beziehungsformen.<sup>8</sup> Eine wesentliche Voraussetzung für diesen – wesentlich durch die Studentenbewegung initiierten (vgl. Dannecker 2003:11) – „Paradigmenwechsel von der Fortpflanzung zur Lust“ (Matthiesen 2007: 64) war die inzwischen bestehende Möglichkeit einer verlässlichen Familienplanung, etwa durch die Einführung der Anti-Baby-Pille (ebd.: 62). Die *Frauenbewegung* der 1970er- und 1980er-Jahre richtete ihre Proteste vor allem gegen die Unterdrückung der weiblichen, lustvollen Sexualität, gegen die Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruchs (§218 Strafgesetzbuch) und gegen die ungleiche Entlohnung von Frauen und Männern. Etwa zeitgleich begann die *Homosexuellenbewegung* um die Anerkennung von Homosexualität und gleichgeschlechtliche Partnerschaften ebenso wie für die Abschaffung des §175 Strafgesetzbuch (Verbot gleichgeschlechtlicher Sexualität unter Männern) zu kämpfen. Alle drei sozialen Bewegungen führten zu einem Bedeutungsverlust

---

<sup>7</sup> Im Rückblick auf skizzierte Sexualitätsverständnisse kann dieser Wandel paradigmatisch auch unter dem Schlagwort „vom Trieb- zum Ressourcenmodell“ gefasst werden (vgl. Schmidt 2013: 13).

<sup>8</sup> Schmidt (2013) bezeichnet den „Bedeutungsverlust der Ehe“ (ebd.: 9) sogar als „Kern der sexuellen Liberalisierung“ (ebd.). Damit einhergehend nennt er den „Abbau der Frauen diskriminierenden Doppelmoral“ und die „Angleichung der Geschlechter im Hinblick auf sexuelle Optionen und Rechte“ (ebd.) als zentrale Aspekte sexueller Liberalisierung.

der „überkommenen Sexualmoral der 1950er-Jahre“ (Dekker und Matthiesen 2015: 246) und einem liberaleren Sexual- und Beziehungsverhalten einerseits, andererseits spätestens mit Ende der 1980er-Jahre zudem zur Verankerung von „(Geschlechter-)Egalität und Konsensualität“ (ebd.) auch in der Sexual- und Beziehungsgestaltung. Neben den Ruf nach „sexueller Freiheit“ trat die Forderung nach „sexueller Selbstbestimmung“ für beide Geschlechter:

„Wenn auf der einen Seite äußere Normen und Zwänge abgebaut werden und die Verbotsmoral an Bedeutung verliert, und wenn auf der anderen Seite sexuelle Selbstbestimmung und Zwanglosigkeit als Werte in den Vordergrund rücken, dann gewinnen in der Spätmoderne Selbstreflexivität und Kommunikation an Bedeutung“ (ebd.).

Im Zuge dieser Entwicklungen wurde die alte Sexualmoral von einer Verhandlungs- oder Konsensmoral (Schmidt 1998; Sigusch 2006) abgelöst, die „nicht sexuelle Handlungen/Praktiken, sondern die Art und Weise ihres Zustandekommens, also Interaktionen“ (Schmidt 2014: 9) bewertet. Nun bestimmen die – gleichberechtigten – Akteur\_innen das ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ von Sexualität und Beziehung selbst, „insofern ist Verhandlungsmoral demokratisch“ (ebd.) und nicht statisch, sondern als „Verfahrensmoral“ (Clement 2004: 13) zu verstehen. Als eine Folge dieses sozialen Wandels kann die Entwicklung zu dem (idealtypischen) Modell einer „reinen Beziehung“ (Giddens 1991, 1992) betrachtet werden:

„Die reine Beziehung wird nicht durch materiale Grundlagen oder Institutionen gestützt, sie wird nur um ihrer selbst willen eingegangen, sie hat nur sich selbst und besteht nur, solange sich beide darin wohl fühlen, solange beide einen emotionalen ‚Wohlfahrtsgewinn‘ davon haben. Dadurch ist ihre Stabilität riskiert, ja, es gehört zu ihrer Reinheit, prinzipiell instabil, episodisch zu sein; sie verriete ihre Prinzipien, wenn sie Dauer um der Dauer willen anstrebte. Serielle Beziehungen, die mit seriellen Singlephasen abwechseln, werden zur neuen Verkehrsform“ (Schmidt et al. 2006: 151).

Doch nicht nur Beziehungsformen und -verläufe haben sich durch die Verschränkung von Liberalisierung und Selbstbestimmung verändert, auch Familienformen sind in Bewegung gekommen und vielfältiger geworden. Das bürgerliche Familienideal (in dem der – erwerbstätige – Mann seine Familie nach außen repräsentierte, während die Frau für die reproduktiven Aufgaben und die Kindererziehung verantwortlich war) wurde von „Zwischenformen und Nebenformen, Vorformen und Nachformen“ abgelöst, die heute auch als „postfamiliale Familie“ (Beck-Gernsheim 1994: 135) bezeichnet wird. Dabei ist nach Lenz (2003: 495) für den Familienbegriff konstitutiv, dass zwei oder mehr aufeinander bezogene Generationen als einander zugehörig aufgefasst werden können, die in einer

besonderen persönlichen Beziehung zueinander stehen, die auch als Eltern-Kind-Beziehung bezeichnet werden kann. Inwieweit es sich um biologische oder soziale Elternschaft handelt, bleibt hier offen. Schmidt et al. verstehen die postfamiliale Familie quasi als „große Schwester der reinen Beziehung“ (2006: 153), denn auch hier finden sich Verhandlungsmoral und die Akzeptanz einer möglichen Serialität von Beziehungen wieder, die sich bspw. darin zeigt, dass heute „Scheidungen nicht mehr als persönliches oder moralisches Versagen gesehen [werden], sondern eher als eine akzeptable Form oder Möglichkeit ehelicher Konfliktlösung“ (ebd.). Kritisch diskutiert werden das Konzept der Verhandlungsmoral und der „reinen Beziehung“ unter anderem im Hinblick darauf, dass „gerade Reflexivität und der Zwang zur ‚freien‘ Entscheidung neue Normen darstellen [können], welche die Risiken einer marktförmig organisierten Sexualität privatisieren“ (Dekker und Matthiesen 2015: 247; vgl. auch Klesse 2006).

Es kann festgehalten werden, dass sich gesellschaftliche und individuelle Vorstellungen von Sexualität wie auch das sexuelle Erleben historisch und kulturell beständig wandeln. Sozialisationstheoretisch und erziehungswissenschaftlich ist darüber hinaus aber von Interesse, wie sich Menschen im Wechselspiel von Individualität und sozialen Einflüssen entwickeln. Wie gestalten sich individuelle Vorstellungen und eigenes Erleben von Sexualität und Beziehungen im Lebensverlauf aus?

### **2.3 Sozialisation und psychosoziale Entwicklungsaufgaben**

Seit mehr als einem Jahrhundert wird die menschliche Persönlichkeitsentwicklung im Lebensverlauf mit dem Begriff der *Sozialisation* beschrieben. Der Begriff geht zurück auf den französischen Soziologen Emile Durkheim (1903), der – ähnlich wie es auch Freud aus psychoanalytischer Perspektive tat – davon ausging, dass der Mensch von Natur aus ein triebhaftes Wesen sei, das erst durch die Verinnerlichung gesellschaftlicher Normen und Werte angepasst bzw. „gesellschaftsfähig“ würde:

„Die Gesellschaft muss mit jeder neuen Generation sozusagen wieder von vorne anfangen. Sie muss auf dem raschesten Weg dem eben geborenen egoistischen und asozialen Wesen ein anderes Wesen hinzufügen, das imstande ist, ein soziales und moralisches Leben zu führen“ (Durkheim 1984: 46f.).

Lange Zeit wurde angenommen, es handele sich bei diesem Prozess vor allem um eine Anpassung des Individuums an die gesellschaftliche Realität. Erst in den 1970er- und 1980er-Jahren setzte sich die Vorstellung einer Persönlichkeitsentwicklung als dynamischem,

lebenslangem Prozess durch. Der Erziehungswissenschaftler Hurrelmann (1983, 2002, 2006) definiert Sozialisation in diesem Sinne als

„den Prozess, in dessen Verlauf sich der mit einer biologischen Ausstattung versehene menschliche Organismus zu einer sozial handlungsfähigen Persönlichkeit bildet, die sich über den Lebenslauf hinweg in Auseinandersetzung mit den Lebensbedingungen weiterentwickelt. Sozialisation ist die lebenslange Aneignung von und Auseinandersetzung mit den natürlichen Anlagen, insbesondere den körperlichen und psychischen Grundmerkmalen, die für den Menschen die ‚innere Realität‘ bilden, und der sozialen und physikalischen Umwelt, die für den Menschen die ‚äußere Realität‘ bilden“ (2006: 15f.).

Seinem Modell von Sozialisation liegen dabei sieben Thesen zugrunde:

- (1) Sozialisation vollzieht sich in einem Wechselspiel von Anlage und Umwelt;
- (2) sie kann als Prozess der Persönlichkeitsentwicklung in wechselseitiger Abhängigkeit der körperlichen und psychischen Grundstrukturen („innere Realität“) und der sozialen und physikalischen Umweltbedingungen („äußere Realität“) verstanden werden;
- (3) sie ist ein Prozess der dynamischen und „produktiven“ Verarbeitung der inneren und äußeren Realität;
- (4) eine gelingende Persönlichkeitsentwicklung setzt eine den individuellen Anlagen angemessene soziale und materielle Umwelt voraus, deren wichtigste Vermittler Sozialisationsinstanzen wie Familie, Kindergärten und Schulen sind;
- (5) neben diesen Sozialisationsinstanzen haben auch weitere soziale Organisationen und Systeme Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung;
- (6) die Persönlichkeitsentwicklung besteht lebenslang aus einer nach Lebensphasen spezifischen Bewältigung von Entwicklungsaufgaben;
- (7) ein reflektiertes Selbstbild und die Entwicklung einer Ich-Identität sind die Voraussetzung für ein autonom handlungsfähiges Subjekt und eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung (vgl. Hurrelmann 2006: 23 ff.).

In der Vorstellung eines lebenslangen Sozialisationsprozesses sind altersspezifische Sozialisationsphasen mit unterschiedlich bedeutsamen Sozialisationsinstanzen zentral: zumeist werden diese Phasen als primäre Sozialisation (in der Kindheit, geprägt durch das Elternhaus), sekundäre Sozialisation (Jugendalter, geprägt durch Schule und Gleichaltrige) und tertiäre Sozialisation (Erwachsenenalter, geprägt durch soziale und berufliche Aspekte des äußeren Umfelds) beschrieben.

Aus entwicklungspsychologischer Perspektive, etwa bei Robert J. Havighorst (1948), Erik H. Erikson (1970) oder B. Bradford Brown (1999), wird zudem die Bewältigung je alters- bzw. *lebensphasenspezifischer Entwicklungsaufgaben* betont. Sie gliedern den Lebenslauf und



stellen gleichzeitig Sozialisationsziele dar, die immer auch normativ gerahmt sind (vgl. Oerter und Montada 1995). Havighorst (1948), der als Begründer des Konzepts psychosozialer Entwicklungsaufgaben verstanden werden kann, hält eine altersangemessenen Bewältigung der Entwicklungsaufgaben für die individuelle Zufriedenheit wie auch gesellschaftliche Situation für zentral:

„A developmental task is a task which arises at or about a certain period in the life of an individual, succesful achievment of which leads to happiness and to success with later tasks, while failure leads to unhappiness in the individual, disapproval by the society, and difficulties with later tasks” (Havighurst 1948: 2).

Auch der Psychoanalytiker Erikson (1970) geht von unumkehrbaren Entwicklungsstufen aus, die jeder Mensch in verschiedenen Phasen seines Lebens durchläuft. Für das Jugend- und junge Erwachsenenalter sind nach Erikson u.a. die sexuelle Reife, die Identitätsfindung, die Orientierung nach Außen und der Aufbau freundschaftlicher und intimer Beziehungen wichtige Entwicklungsaufgaben. Die Einmündung in das Erwachsenenalter ist durch ein „sicheres Gefühl innerer und sozialer Kontinuität“ (Erikson 1995: 138) gekennzeichnet. Werden die Entwicklungsstufen erfolgreich gemeistert, ist der Erwachsene fähig zur Liebe und zu einer dauerhaften, exklusiven Partnerschaft und kann perspektivisch ein glückliches, gelingendes Leben führen.

In der entwicklungspsychologischen Forschungsliteratur wie auch der Lebenslauf- und Sozialisationsforschung besteht inzwischen weitgehend Einigkeit darüber, dass eine Folge der grundlegenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse im Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert die Verlängerung der Jugendphase im Lebenslauf ist. Die sogenannten „Statusmerkmale des Erwachsenenalters“ (Schwiter 2011: 30), wie etwa der Abschluss einer Ausbildung bzw. eines Studiums, der Eintritt ins Erwerbsleben sowie das Eingehen einer andauernden Partnerschaft mit Kindern, erreichen heutige junge Erwachsene deutlich später als frühere Generationen. Diese Zeit des Übergangs kann als *psychosoziales Moratorium* vor dem Eintritt in das Erwachsenenalter beschrieben werden (vgl. u. a. Erikson 1970):

„Unter einem psychosozialen Moratorium verstehen wir also einen Aufschub erwachsener Verpflichtungen oder Bindungen und doch handelt es sich nicht nur um einen Aufschub, sondern um eine Zeitspanne sui generis. Es ist eine Periode, die durch selektives Gewährenlassen seitens der Gesellschaft und durch provokative Verspieltheit seitens der Jugend gekennzeichnet ist“ (ebd.: 161).

Kennzeichen des Moratoriums sind Aufschub und Entpflichtung, die sich etwa in der beruflich und ökonomisch unsicheren Situation der jungen (noch nicht) Erwachsenen zeigen. Der US-amerikanische Psychologe Jeffrey Arnett (2000, 2004, 2006, 2008) spricht sich

aufgrund der Diversität der Entwicklungsprozesse in diesen Lebensjahren für den Begriff *emerging adulthood* zur Beschreibung dieser Lebensphase aus, die das Alter ab 18 oder 19 Jahren bis Mitte, Ende 20 umfasst. Diese Lebensphase ähnelt dem Jugendalter noch und dient unter anderem dem Explorieren von und Experimentieren mit verschiedenen Möglichkeiten, „a kind of play, part of gaining a broad range of live experiences before ‚settling down‘ and taking on the responsibilities of adult life“ (Arnett 2006: 10). Die Sozial- und Sexualwissenschaftlerin Silja Matthiesen (2007) bezeichnet den Aufschub der Familiengründung als zentral für diese Lebensphase, in der „die Pluralisierungstendenzen besonders ausgeprägt“ (ebd.: 115) sind und die insgesamt durch „eine hohe Beziehungsfluktuation und eine weite Verbreitung nicht-konventioneller Lebensformen gekennzeichnet“ (ebd.) ist. Der Übergang ins Erwachsenenalter ist dann vollzogen, wenn junge Menschen Verantwortung für sich selbst übernehmen, sie finanziell unabhängig sind und positive, reziproke Beziehungen gelebt werden (Settersten 2007).

Basierend auf obigen Ausführungen zum Sozialisationsbegriff und lebensphasenspezifischen Entwicklungsaufgaben soll nachfolgend mit dem Begriff der *sexuellen Sozialisation*<sup>9</sup> ein umfassender und lebenslanger Prozess beschrieben werden, der

„nicht auf die Kindheit, ein anderes Lebensalter oder spezifische Erfahrungsbereiche beschränkt [ist]. Sie beginnt spätestens mit der Geburt und endet mit dem Tod. Kindheit, Jugend und das Erwachsenenalter sind nach unseren gegenwärtigen Erkenntnissen aber besonders dichte Durchgangsstadien für die Entwicklung und Formierung sexuellen Verhaltens und Erlebens“ (Stein-Hilbers 2000: 10).

Auch der (Sexual)Pädagoge Uwe Sielert (2013) betont, Sexualität sei „für uns Menschen ein Leben lang Thema, und als sexuelles Wesen lernen wir alle ein Leben lang“ (ebd.: 12). Er weist außerdem darauf hin, dass gerade mit zunehmendem Lebensalter die eigenen Erfahrungen zum *Movens* für Veränderungen im Sexual- und Beziehungsverhalten werden: „In Interaktionen mit Anderen werden Einstellungen und Handlungsskripte auf ihre Alltagstauglichkeit überprüft und mehr oder weniger bewusst weiterentwickelt“ (ebd.).

Die Vorstellung einer andauernden sexuellen Sozialisation, die gesellschaftlich gerahmt und innerhalb kultureller Normen verläuft, wurde entscheidend von den US-amerikanischen Soziologen William Simon und John H. Gagnon (1973) geprägt. Sie entwickelten in den 1970er-Jahren das Konzept *sexueller Skripte*, die sich im Kindheits- und Jugendalter in der

---

<sup>9</sup> Der davon abgeleitete Begriff „Sexualisation“ setzt sich aus den Begriffen Sexualität und Sozialisation zusammen und beschreibt „die Eingliederung des menschlichen Individuums aufgrund sexueller Lernprozesse in das soziale System, dem es mittel- oder langfristig angehört“ (Kluge 2013: 120). Allerdings wird dieser Begriff weder in der (sexual)pädagogischen noch sexualwissenschaftlichen Literatur stringent genutzt, so dass nachfolgend der gängigere Ausdruck sexuelle Sozialisation aufgegriffen wird.

interaktiven Auseinandersetzung mit der Umwelt ausbilden, sowohl individuell-biografisch als auch kollektiv-kulturell fundiert sind und im weiteren Lebenslauf sexuelle Wünsche und Fantasien, Erlebens- und Verhaltensweisen beeinflussen:

„Aus skripttheoretischer Perspektive wird das Sexuelle nicht als intrinsischer, universell relevanter Bereich menschlichen Verhaltens verstanden, vielmehr bekommt Sexualität nur dann einen Sinn, wenn sie als sozial bedeutsam definiert wird und biografische Erfahrungen ihr eine spezielle Bedeutung verschaffen. Mit der Kategorie der Skripte formen Simon und Gagnon einen Begriff, dessen Ziel es ist, *sexuelles Handeln als soziales Handeln* zu erklären“ (Matthiesen 2007: 58, Hervorh. i. O.)

Skripte können auch als „Drehbücher des Alltags“ (Cohen und Taylor 1977: 52) verstanden werden, die „zunächst über Beobachtungslernen und sekundäre Verstärkung gelernt und anschließend durch wiederholte Ausführung im eigenen Verhaltensrepertoire verfestigt“ (Krahè et al. 2004: 242) werden. Analytisch lassen sich drei verschiedene Ebenen unterscheiden, auf denen sexuelle Skripte existieren:

- (1) kulturelle Szenarien, in denen „das gesellschaftliche Wissen über mögliche sexuelle Erfahrungen – *wer* Sex haben sollte, *wie* und *wann* – verdichtet“ ist (Matthiesen 2007: 58, Hervorh. i. O.);
- (2) interpersonelle Skripte, durch die sexuelle Interaktionen geregelt werden und die eine Art Mechanismus darstellen, „durch den kulturelle Szenarien auf der Ebene der einzelnen Interaktionen wirksam werden“ (ebd.: 60);
- (3) intrapsychische Skripte, in denen „ursprünglich soziale Handlungsmuster einerseits verkörpert und andererseits individuell ausgestaltet“ (ebd.) werden und in denen sich die biografischen Erfahrungen der sexuellen Sozialisation niederschlagen.

## **2.4 Forschungsstand und Forschungslücken zur sexuellen Sozialisation**

In welchen „kulturellen Szenarien“ findet die sexuelle Sozialisation heutiger Jungerwachsener statt? Welche gesellschaftlichen Themen und Fragestellungen bilden aktuell den Rahmen, in dem sich interpersonelle und intrapsychische Skripte ausbilden? Die gesellschaftlichen, fach- und populärwissenschaftlichen Diskurse<sup>10</sup> um die sexuelle Sozialisation junger Männer und Frauen sind *zum einen* durch Schlagworte wie „Medialisierung von Sexualität“ (einer medial einfach zugänglichen und allgegenwärtigen Präsenz des Themas Sexualität) bzw.

---

<sup>10</sup> In diesem Zusammenhang ist außerdem die eingangs (1.1) skizzierte Debatte um „(Früh)Sexualisierung“ von Kindern und Jugendlichen durch Sexuaufklärung und die Auseinandersetzung mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt zu nennen.

„Pornografisierung von Sexualität“ (einer Pornofizierung von Sexualität bzw. sexueller Skripte) gekennzeichnet (vgl. u. a. Dekker und Matthiesen 2015; Schuegraf und Tillmann 2012; Klein 2010). Beide Thesen werden oft mit einem pauschalisierenden Gefahrendiskurs verknüpft, der auf eine „sexuelle Verwahrlosung“ Heranwachsender abzielt (vgl. etwa Dines 2010; Siggelkow und Büscher 2008). Für die spezielle Gruppe der Studierenden sehen US-amerikanische Studien *zum anderen* eine zunehmende Tendenz, unverbindliche sexuelle Erlebnisse außerhalb fester Beziehungen einzugehen, die unter dem Stichwort „hook up culture“ diskutiert wird (vgl. etwa Garcia et al. 2012; Monto und Carey 2014). In der medialen Öffentlichkeit und der wissenschaftlichen Forschung überwiegt in beiden Debatten der Risikofokus: thematisiert und untersucht werden bspw. sexuell riskantes Verhalten (Cho und Span 2010), mangelhafte Verhütung ungewollter Schwangerschaften (Garcia et al. 2012) oder der Zusammenhang eines erhöhten Alkohol- oder Drogenkonsums mit sexuellen Grenzverletzungen in hook up-Settings (Paul und Hayes 2002).<sup>11</sup>

Die Kompetenzen der „Generation Internet“ (Palfrey und Gasser 2008) im Umgang mit den neuen Medien und deren sexualitätsbezogenen Aspekte (Döring 2008, 2011) stehen dabei ebenso wie das Sexual- und Beziehungsleben junger Erwachsener und ihre möglicherweise im positiven Sinne diversifizierten Sexual- und Beziehungserfahrungen nur selten im öffentlichen Fokus. Empirische Daten über die tatsächlichen Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener, insbesondere in der Lebensphase zwischen etwa 20 und 30 Jahren, bieten nur wenige deutschsprachige Untersuchungen. Zwar gibt es quantitative und qualitative Studien, die speziell auf diese Lebensphase ausgerichtet sind, etwa allgemein zur Lebensplanung junger Erwachsener (etwa Schwiter 2011; Walther 1996), zur Berufsorientierung (etwa von Felden und Schiener 2010) oder zur Familienplanung (etwa Helfferich et al. 2007; Wehner 2012). Doch anders als für die Lebensphase Jugend, deren sexuellen und partnerschaftlichen Entwicklungen in den vergangenen Jahren dezidiert beschrieben (etwa Shell-Studie 2010; Matthiesen 2013; BZgA 2006, 2010, 2015) und auf psychosoziale Entwicklungsmodelle rückbezogen wurden (vgl. etwa Seiffge-Krenke und Gelhaar 2006; Seiffge-Krenke 2009; Wendt und Walper 2013;), existieren für den deutschsprachigen Raum kaum empirische Daten zur Beschreibung von Beziehungs- und Sexualerfahrungen im jungen Erwachsenenalter.

---

<sup>11</sup> Dass sich das Phänomen einer hook up-Kultur nicht ohne Einschränkung auf das Sexual- und Beziehungsverhalten deutscher Studierender übertragen lässt, arbeiten Plagge und Matthiesen (2015) in ihren Analysen zu Erfahrungen mit unverbindlicher Sexualität außerhalb fester Beziehungen heraus.

Aktuelle Daten bieten nur zwei quantitative Untersuchungen:<sup>12</sup> zum einen die Wiederholungsbefragung zu „Studentischer Sexualität im sozialen Wandel“ (Dekker und Matthiesen 2015), zum anderen die aktuelle Studie über „Jugendsexualität 2015“ (BZgA 2015), die erstmalig neben 14- bis 17-jährigen Jugendlichen auch junge Frauen und Männer zwischen 19 und 25 Jahren zu verschiedenen Aspekten ihrer Sexual- und Beziehungserfahrungen befragt hat. 65% der Mädchen und 58% der Jungen berichten, mit 17 Jahren bereits Geschlechtsverkehr gehabt zu haben (BZgA 2015: 8f.) – ähnliche Angaben machen die Studierenden: etwa die Hälfte der 17-jährigen Frauen und die Hälfte der 18-jährigen Männer hat ihren ersten heterosexuellen Geschlechtsverkehr bereits erlebt (Dekker und Matthiesen 2015: 254). Mehr noch als im Jugendalter werden im jungen Erwachsenenalter von beiden Geschlechtern Erfahrungen mit wechselnden Sexualpartner\_innen gesammelt (BZgA 2015: 145). Die sexuellen Erfahrungen junger Frauen und Männer ähneln sich inzwischen, junge Frauen beginnen ihre sexuellen Aktivitäten sogar minimal früher als junge Männer – ganz anders als vor rund 30 Jahren, als junge Frauen sexuell deutlich unerfahrener waren als junge Männer (Dekker und Matthiesen 2015: 213).

Beziehungen und Sexualität im jungen Erwachsenenalter werden überwiegend heterosexuell gelebt, das bestätigen beide Untersuchungen (BZgA 2015: 118; Dekker und Matthiesen 2015: 258).<sup>13</sup> Männliche wie weibliche Studierende leben zu Beginn des Studiums in ihrer zweiten, zum Ende des Studiums durchschnittlich in ihrer dritten heterosexuellen Beziehung (Dekker und Matthiesen 2015: 260; auch: Matthiesen und Böhm 2013: 5). Mit steigendem Alter werden die Beziehungen dauerhafter, so geben von den 21- bis 23-Jährigen „rund ein Drittel der jungen Männer und annähernd die Hälfte der jungen Frauen an, mit dem jetzigen Partner drei Jahre oder noch länger zusammen zu sein“ (BZgA 2015: 52). Eine deutliche Mehrheit formuliert eindeutig, von dem Partner bzw. der Partnerin in der Beziehung sexuelle Treue zu verlangen, sexuelle Außenbeziehungen werden selten berichtet (ebd.: 148; Dekker und Matthiesen 2015: 261). Ein Großteil der Befragten wünscht sich eine lebenslange Beziehung mit dem Partner bzw. der Partnerin, die Angaben der Frauen liegen etwas höher als die der Männer (ebd.). In der kurzfristigeren Sicht auf eine fünf-Jahres-Perspektive wird jedoch auch erkennbar, dass dieser dem traditionellen Liebesideal entsprechende Wunsch

---

<sup>12</sup> Eine aktuelle Erhebung von Gries et al. (2015) untersucht allgemein Lebenssituationen und Lebenswelten von Studierenden und widmet in diesem Zusammenhang Fragen nach Sexualität und Partnerschaft ein Unterkapitel.

<sup>13</sup> Allerdings können sich gerade in der Studierendenbefragung deutlich mehr Befragte, nämlich etwa ein Zehntel der Männer und ein Drittel der Frauen, ein sexuell lustvolles Erlebnis mit dem gleichen Geschlecht prinzipiell vorstellen (Dekker und Matthiesen 2015: 258). Die Autor\_innen merken dazu an, dass zu diskutieren wäre, ob es sich bei diesem Befund um ein Zeichen der „Lockerung monosexueller Beharrlichkeit – *zumindest im Kopf*“ (Schmidt 2014: 147, Hervorh. i. O.) oder eher um „verbale Aufgeschlossenheit bei gleichzeitiger Verhaltensstarre“ (Beck und Beck-Gernsheim 1990: 31) handelt (vgl. Dekker und Matthiesen 2015: 260).

unter einem gewissen „Realisierungsvorbehalt“ (ebd.) steht und ein „vorzeitiges Ende des Traumes [...] für die Mehrheit ebenfalls vorstellbar, vielleicht sogar eingeplant“ (ebd.) ist.

Die quantitativen Befunde beider Studien zeigen darüber hinaus, dass die jungen Erwachsenen kompetent mit den sexualbezogenen Angeboten des Internets umgehen und ihren Medienkonsum in der Regel gut unter Kontrolle haben. Der Großteil der jungen Männer (85%) und eine deutlich kleinere Gruppe junger Frauen (23%) hat in den vergangenen vier Wochen Pornografie konsumiert (vgl. ebd.: 268), einen als zu häufig erlebten Pornografiekonsum regulieren diese Befragten durch „selbstverordnete Abstinenz“ (ebd.). Ähnlich wie im Pornografiekonsum liegen auch die Angaben zur Häufigkeit der Selbstbefriedigung bei den jungen Männern deutlich höher als bei den jungen Frauen, die in dieser Lebensphase jedoch bei den Erfahrungen mit Selbstbefriedigung aufholen (vgl. ebd.: 264). Die Autor\_innen der quantitativen Studierendenbefragung weisen auf Basis ihrer Daten die Vermutung einer „Medialisierung, Sexualisierung und sexueller Verwahrlosung“ (ebd.: 268) zurück und resümieren über die soziale Organisation von Sexualität und Beziehungen:

„Nach wie vor wird Sexualität durch feste Beziehungen gerahmt und nach wie vor werden diese Beziehungen nach dem Muster der „seriellen Monogamie“ organisiert. Die Studierenden gehen immer neue, feste und treue Beziehungen ein, wobei die Monogamieorientierung noch einmal stärker geworden ist“ (ebd.: 268).

Qualitative Analysen zu den Sexual- und Beziehungserfahrungen in dieser Lebensphase fehlen jedoch weitgehend. In den späten 1990er-Jahren finden sich für den deutschsprachigen Raum zwei qualitative Erhebungen: zum einen die von Clemens Dannenbeck und Jutta Stich (2002) im Auftrag der BZgA durchgeführte, narrativ-biografische Befragung von 60 Jungerwachsenen zwischen 18 und 22 Jahren, die jedoch ausschließlich auf die Entwicklung der partnerorientierten Sexualität ausgerichtet war und nur eine kurze Zeitspanne des jungen Erwachsenenalters abbildet. Zum anderen die von Renate-Berenike Schmidt (1997, 2003) unter Leitung von Petra Milhoffer ausschließlich mit Frauen zwischen 16 und 20 Jahren (n=60) durchgeführte Studie sowie eine Folgestudie mit Frauen im Alter von 18 bis 35 Jahren (n=39), deren zentrales Ergebnis die Ausarbeitung verschiedener Sexualmuster in den Erfahrungen weiblicher Jugendlicher bzw. Jungerwachsener war.

Das hier zugrundeliegende Forschungsdesign bietet demgegenüber aktuelle Daten, die

- (1) eine größere thematische Breite abdecken,
- (2) durch die Befragung männlicher wie weiblicher Befragter ein umfassenderes Bild der Sexual- und Beziehungsentwicklung bieten,
- (3) aufgrund dessen auch einen Geschlechtervergleich ermöglichen und

(4) die Altersspanne des jungen Erwachsenenalters weiter fassen und so einen längeren biografischen Zeitraum abbilden.

## **2.5 Forschungsfragen**

Die beiden Publikationen „Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität“ (Kap. 5.1) und „Irgendwie anders?! Studentische Beziehungsbiografien jenseits traditioneller Sexual- und Beziehungsnormen“ (Kap. 5.2) haben zunächst explorativen Charakter und analysieren unterschiedliche Facetten der partnerschaftlichen und sexuellen Erfahrungen junger Erwachsener. Dafür bieten sie Einblicke in die soziale Organisation von Sexualität und Beziehungen, vor allem anhand der Ausarbeitung beziehungsbiografischer Muster dies- und jenseits hegemonialer Vorstellungen.

Darüber hinaus haftet dem jungen Erwachsenenalter insgesamt der Ruf an, ein spielerischer Erfahrungsraum vor der Verantwortungsübernahme des Erwachsenenalters zu sein (vgl. Arnett 2006: 10) und werden insbesondere Studierende als „Motor und Vorreiter sexueller Liberalisierungsprozesse“ (Driemeyer et al. 2015: 28) beschrieben. Zugleich wird für diese Lebensphase aus entwicklungspsychologischer Sicht aber auch eine Zunahme sexueller Reife und intimer Beziehungen (vgl. Erikson 1995) angenommen. Die in Kapitel 5 stehenden Publikationen dienen deshalb zur Prüfung folgender konkurrierender Vermutungen:

Inwieweit ist das junge Erwachsenenalter vor allem durch ein „postadoleszentes Experimentieren“ mit „potenziellen Liebesobjekten in allen möglichen Kombinationen“ (Seiffge-Krenke 2014: 392) geprägt und lässt sich als „Moratorium“ beschreiben, das überwiegend durch „Aufschub“ und „Entpflichtung“ gekennzeichnet ist?

Oder kennzeichnet diese Lebensphase vielmehr eine Zunahme dauerhafter und stabiler Liebesbeziehungen (vgl. Brown 1999) und überwiegen bereits in dieser Lebensphase monogame, am romantischen Liebesideal orientierte Beziehungsmuster (Schmidt et al. 2006)?

Eine Zusammenfassung der Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener, eine Reflexion der Ergebnisse im Hinblick auf sexuelle und geschlechtliche Diversifizierung unter jungen Erwachsenen wie auch eine Diskussion des hier skizzierten Spannungsfelds von „Beziehungserprobung“ auf der einen und „Beziehungsetablierung“ auf der anderen Seite findet sich im Schlusswort (Kap. 7).

### 3. Theoretische Grundlagen II: Geschlechterdifferenzen

Aus sexualwissenschaftlicher Perspektive betont Sigusch (2013a), dass *„jede gegenwärtige Sexualtheorie zugleich eine Geschlechtstheorie“* (ebd.: 40, Kursivierung i. O.) ist und der Blick auf Sexualität nicht möglich, ohne Geschlecht und Geschlechterdifferenz mitzudenken. Diese enge Verschränkung führt er darauf zurück, dass

- (1) unsere Kultur bis heute patriarchal, sexistisch und zweigeschlechtlich geprägt ist,
- (2) der Blick der Wissenschaftler\_innen unhintergebar ist und überwiegend männliche oder weibliche Gestalt hat,
- (3) biologische Geschlechtsmerkmale (wie auch immer sie kulturell gefasst werden) sich auf soziale und psychische Erscheinungsformen von Geschlecht auswirken sowie
- (4) Sexual- und Geschlechtsformen im Erleben aller Menschen eng gekoppelt und auf einigen Ebenen „Geschlechtliches und Sexuelles nicht voneinander zu trennen sind“ (ebd.: 543).

Der Zusammenhang von Sexualität und Geschlecht ist für unsere gesellschaftliche Ordnung folglich konstitutiv. Aus diesem Grund fokussieren drei weitere zur Dissertation eingereichte Publikationen (Kap. 6.1 bis 6.3) die Geschlechterdimensionen der Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener. Zur theoretischen Fundierung der in den Publikationen präsentierten empirischen Ergebnisse wendet sich nachstehendes Kapitel ausgewählten Erklärungsansätzen sozialwissenschaftlicher Geschlechtertheorien zu. Dafür wird zunächst der gesellschaftliche Wandel von Geschlechterverhältnissen in den letzten Jahrzehnten skizziert (Kap. 3.1). Anschließend wird in eine konstruktivistische Vorstellung von Geschlecht eingeführt (Kap. 3.2), die für das weitere Verständnis von Geschlecht als in erster Linie sozialer Tatsache relevant ist. Darauf aufbauend werden verschiedene Perspektiven auf die Konstitution von Geschlechterdifferenzen umrissen (Kap. 3.2.1 bis 3.2.3). Der engen Verschränkung der Kategorie Geschlecht mit Sexualität und Begehren wird in einem weiteren Unterkapitel zum Konzept der Heteronormativität Rechnung getragen und eine „heteronormativitätssensible Geschlechterbrille“ vorgeschlagen (Kap. 3.3). Abschließend werden der aktuelle Forschungsstand zu Geschlechterdifferenzen in den Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener wiedergegeben (Kap. 3.4), Forschungslücken aufgezeigt und eigene Forschungsfragen vorgestellt (Kap. 3.5).



### 3.1 Gesellschaftlicher Wandel von Geschlechterverhältnissen

In der Retrospektive auf den gesellschaftlichen Wandel von Geschlechterverhältnissen in Deutschland zeigen sich vor allem die Themen und Forderungen der zweiten deutschen Frauenbewegung<sup>14</sup> als zentral für die heutige Gleichstellung der Geschlechter (vgl. u. a. Treibel 1994; Becker-Schmidt und Knapp 2000; Carstensen und Groß 2006). Dabei verlief die Frauenbewegung der letzten gut fünfzig Jahre in einzelnen Phasen, die durch verschiedene Themenschwerpunkte, Strömungen und Debatten gekennzeichnet waren. Nach Lenz (2001; auch Holland-Cunz 2003; Hertrampf 2008) lassen sich vier chronologisch gegliederte Phasen der Frauenbewegung ab den 1960er-Jahren identifizieren: eine *Bewusstwerdungs- und Artikulationsphase* (1968-1975), deren allgemeines Thema die Befreiung aus herrschenden patriarchalen Verhältnissen war und die durch öffentliche Kampagnen wie „Mein Bauch gehört mir“ (Stern 1971) und „Lohn für Hausarbeit“ (Brigitte 1974) geprägt war; eine *Projekte- und Konsolidierungsphase* (1976-1980), für die der Aufbau einer feministischen Gegenkultur, zum Beispiel durch die Eröffnung erster autonomer Frauenhäuser zentral war; eine *Phase der Differenzierung, Professionalisierung und institutioneller Integration* (1981-1988), die einerseits durch eine Aufspaltung und Pluralisierung der politischen Anliegen innerhalb der Frauenbewegung, andererseits durch erste Institutionalisierungen und Professionalisierungen (wie Frauenbeauftragte und Frauenquote) gekennzeichnet war; und eine *Phase der Internationalisierung und Neuorientierung* (seit 1989), in der sich die ehemals getrennten, deutsch-deutschen Frauenbewegungen aufeinander zu bewegten, und gleichzeitig internationale Impulse bspw. durch geschlechterpolitische Strategien wie *Gender Mainstreaming* und *Diversity Management* an Einfluss gewannen. Diese Entwicklungen, die auch als „Marsch durch die Institutionen“ (Hertrampf 2008) beschrieben werden, scheinen heute ihren vorläufigen Höhepunkt gefunden zu haben: so verbietet etwa die deutsche Gesetzgebung Ungleichbehandlung aufgrund von Geschlecht, Ethnie, Religion, sexueller Orientierung (Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz 2006) und ermöglicht die gleichgeschlechtliche eingetragene Lebensgemeinschaft (Lebenspartnerschaftsgesetz 2001). Zugleich haben sich institutionalisierte und professionalisierte Felder der Frauen- und

---

<sup>14</sup> Um eine umfassende Darstellung von Frauenbewegung zu bieten, müsste die Skizzierung der Entwicklungslinien Ende des 18. Jahrhunderts ansetzen und den „historischen Feminismus“ bzw. die erste deutsche Frauenbewegung mit Vertreterinnen wie Mary Wollstonecraft (1759–1797), Helene Lange (1848–1930) oder Emma Goldman (1869–1940) umfassen. In einem solchen Rückblick müsste zudem der Zusammenhang zwischen erster Frauenbewegung und NS-Zeit besonders berücksichtigt werden. Auch der Frauenbewegung in der ehemaligen DDR müsste Aufmerksamkeit zukommen. Eine Ausarbeitung dieses Themenkomplexes würde den Rahmen vorliegender Arbeit jedoch sprengen und im Hinblick auf die relevanten Forschungsfragen nicht zielführend sein. Sehr ausführlich und differenziert behandelt findet sich die „alte neue Frauenfrage“ jedoch u. a. bei Holland-Cunz (2003), Nave-Herz (1994) oder Gerhard (1995).

Gleichstellungspolitik weiter entwickelt und die Verpflichtung zur Umsetzung und Beachtung von Gleichstellung im Sinne des „Gender Mainstreaming“ findet sich in verschiedenen Bundesgesetzen wie etwa dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (§ 9 Nr. 3 SGB VIII).

Kennzeichnend für die Auseinandersetzungen in allen Phasen der Frauenbewegung waren geschlechterpolitische und -theoretische Kontroversen in Bezug auf die Fokussierung der ‚Andersartigkeit‘, der *Differenz* zwischen beiden Geschlechtern auf der einen Seite und der Betonung der *Gleichheit*, des allgemeingültigen ‚Menschseins‘ auf der anderen Seite. Zunehmend wurde problematisiert, dass eine ausschließlich auf *Geschlechterdifferenzen* fokussierende Perspektive dazu führt, Unterschiede und Widersprüche in weiblichen Lebenszusammenhängen zu übersehen, sich einer vereinheitlichenden Identitätspolitik zu verpflichten oder einen essentiellen Kern von Frau- oder Mann-Sein zu unterstellen, der geschlechtliche Gestaltungs- und Entfaltungsmöglichkeiten begrenzt.<sup>15</sup> Der die Frauenbewegung bzw. ihre politischen Forderungen von Beginn an begleitende Widerspruch, „einerseits die Rollen tradierter Weiblichkeit zu kritisieren, verändern zu wollen, und doch andererseits gerade ‚Frau-Sein‘ zum ausschlaggebenden Bezugspunkt einer Befreiungsbewegung, der Frauenbewegung zu machen“ (Gerhard 1995: 268) konnte im Spannungsfeld von Gleichheit oder Differenz nur schwer aufgelöst werden. Im Laufe der Jahrzehnte veränderte sich jedoch die Bedeutung der jeweiligen Differenzvorstellungen (vgl. Fraser 2001): Während bis Mitte der 1980er-Jahre mit Differenz quasi automatisch eine – wie auch immer geartete – biologische Differenz zwischen Männern und Frauen gemeint war, verschob sich der Fokus Ende der 1980er-Jahre auf die Wahrnehmung von Differenzen innerhalb der Gruppen „Frauen“ und „Männer“, wurden Vielfalt und Heterogenität hervorgehoben. In den vergangenen beiden Jahrzehnten konzentrieren sich frauen- und geschlechterpolitische Anliegen zunehmend auf vielfältige, sich überschneidende Differenzen: neben Geschlecht finden auch weitere soziale Differenzkategorien, wie Ethnie, Alter oder Religion, zunehmend Berücksichtigung und werden in der Analyse gesellschaftlicher und sozialer Ungleichheit mit dem Begriff *Intersektionalität* beschrieben (vgl. Knapp 2005; Winker und Degele 2007; erziehungswissenschaftlich Walgenbach 2012; Budde 2012).

---

<sup>15</sup> Die Fokussierung von Geschlechterdifferenzen ist rückblickend auf frauen- und geschlechterpolitische Anliegen früherer Zeiten dennoch als berechtigte Perspektive zu werten, da durch sie real existierende Benachteiligungs- und Unterdrückungsstrukturen erstmals sichtbar und dadurch kritisierbar wurden und so wichtige Impulse für gesellschaftlichen Wandel gesetzt wurden.

Analog zu diesen Entwicklungen verlor Anfang der 1990er-Jahre der vorwiegend *frauenpolitische* Fokus an Bedeutung und wurde von einem Wandel der Leitsemantik von „Frau“ auf „Geschlecht“ (vgl. Meuser und Neusüß 2004) abgelöst. Die nun prominenter werdenden Begriffe *Geschlechtertheorie*, *-forschung* und *-politik* nahmen eine stärker vergleichende Perspektive ein, thematisiert wurden gesellschaftliche *Geschlechterverhältnisse*. Eine neuerliche Re-Formulierung der Debatten um Geschlecht setzte sich Ende der 1990er-Jahre auch im deutschen Sprachraum durch: von Geschlechter hin zu *Gendertheorien*<sup>16</sup> – einem Begriff, der noch stärker eine Vorstellung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen als sozial hergestellt, kulturell kontextualisiert und historisch gewachsen (vgl. Buchen 2004: 11ff.) betont. Ein solches Verständnis von Geschlecht als sozialer Konstruktion exploriert nachfolgendes Kapitel aus unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Perspektiven.

### **3.2 Geschlecht als soziale Konstruktion**

Um Fragen nach der Verfasstheit von Geschlecht und Geschlechterdifferenzen nachgehen zu können, wurde als analytisches Instrument in die theoretische Beschäftigung mit Geschlecht die begriffliche Trennung zwischen *sex* und *gender* eingeführt. Diese Unterscheidung erschien zunächst hilfreich, um die Ebene physiologischer Erscheinungsformen und biologischer Merkmale (*sex*) von gesellschaftlichen und kulturellen Vorstellungen von Geschlecht (*gender*) entkoppeln und so einen Ansatz entwickeln zu können, der die Veränderbarkeit von Geschlecht bzw. Geschlechterverhältnissen in den Mittelpunkt stellt.

Ihren Ursprung haben die Begriffe in der medizinisch-psychiatrischen Diskussion um Trans- und Intersexualität der 1960er-Jahre. Zu dieser Zeit führte der US-amerikanische Psychologe John Money (1955) in seinen Studien zu Intersexualität eine Unterscheidung zwischen biologischer Geschlechtszugehörigkeit (*sex*) und Geschlechterrolle (*gender role*) ein, der US-amerikanische Psychoanalytiker Robert Stoller (1968) untersuchte in seiner Forschung zu Transsexualität unter anderem den Zusammenhang zwischen biologischen Merkmalen (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender identity*) und sozialer geschlechtlicher Rolle (*gender*). Mit dem Zusammenhang von *sex* und *gender* beschäftigten sich in feministischen und geschlechtertheoretischen Kontexten ab den 1970er-Jahren unter anderem Theoretiker\_innen wie Gayle Rubin (1975) oder Candance West und Don H. Zimmermann (1987). In der

---

<sup>16</sup> Zum Begriff *gender* siehe nachfolgend 3.2.

deutschsprachigen Auseinandersetzung hat sich vor allem die Soziologin Carol Hagemann-White (1988, 1993) schon früh mit der Verfasstheit von *sex* und *gender* bzw. deren Zusammenhang befasst. Bereits Mitte der 1980er-Jahre plädierte sie darauf, sich von der Idee eines dichotomen Geschlechtermodells zugunsten der Vorstellung eines morphologischen Kontinuums von Geschlecht zu lösen. Kritisch setzte sie sich mit den anatomischen und physiologischen Grundlagen des westlichen Zweigeschlechtermodells auseinander und stellte dabei fest, dass auch naturwissenschaftliche Wissensbestände als Grundlage der Zuordnung zu den Geschlechtern als „Symbole in einem sozialen Sinnsystem“ (Hagemann-White 1984: 79) zu verstehen sind. Damit zweifelte sie eine konkret beschreibbare Essens des Begriffs „Frau“ bzw. die Vorstellung eines eindeutigen Subjekts feministischer Auseinandersetzungen an und fokussierte die symbolische Ebene, auf der sich Geschlecht durch Interaktionen kontinuierlich konstituiert. Im Laufe der 1990er-Jahre wurden diese Gedanken aufgegriffen und verstärkt diskutiert, inwieweit eine analytische Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht überhaupt möglich und sinnvoll ist (vgl. etwa Becker-Schmidt und Knapp 2000: 65ff.; Frey 2003: 54ff.). Grundsätzlich kritisiert wurde etwa, dass ein Teil der Geschlechterdifferenzen weiterhin in der Natur verortet sei und es sich um einen „bloß verlagerten Biologismus“ (Gildemeister und Wetterer 1992: 206) handele. Der Unterscheidung in *sex* und *gender* wurde nun die Annahme einer Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur entgegengesetzt:

„Erkenntnistheoretisch gesehen gibt es keinen unmittelbaren Zugang zur ‚reinen‘, ‚wirklichen‘ oder ‚bloßen‘ Natur; und anthropologisch gesehen lässt sich über die Natur‘ des Menschen nicht mehr, aber auch nicht weniger sagen, als dass sie gleichursprünglich mit Kultur ist“ (ebd.: 210).

In dieser Perspektive wird das biologische Geschlecht (*sex*) ebenfalls nicht länger als natürlich gegeben betrachtet, sondern ebenso wie *gender* als auf unterschiedliche Weise sozial hergestellt verstanden (vgl. u. a. Hagemann-White 1988; Butler 1991; Lorber 1994). Auch kulturanthropologische Theoretiker\_innen (vgl. etwa Lang 2000; Schröter 2002) lieferten durch ihre Untersuchungen der Geschlechtermodelle anderer Kulturen empirische Hinweise darauf, dass

„Geschlecht und Geschlechtsidentität keineswegs ein universales Muster bildet, das sich biologisch fundieren ließe. Vielmehr existiert eine Vielfalt von Zwischenformen und Kombinationen zwischen den Polen eines Männlichen und eines Weiblichen, wobei auch diese Kategorien keineswegs eindeutig definiert werden“ (Schröter 2012: 54).

Sozial- und geschichtswissenschaftliche Untersuchungen betonten zudem die Historizität von Geschlechtervorstellungen und ihrer biologischer Begründungen (vgl. etwa Laqueur 1990;

Duden 2002; Mehlmann 2006). In dieser interdisziplinären Beschäftigung mit kultur- und epochenunabhängigen biologischen Fundierungen von Geschlecht zeigte sich,

„dass die biologische Bestimmung des ‚Rohmaterials‘ keineswegs außerhalb sozialer Kontexte stattfindet. Sie ist vielmehr grundsätzlich geprägt von den Vorstellungen einer Epoche über die Geschlechterdifferenz, prägt umgekehrt als wissenschaftlicher Prozess diese Vorstellungen aber ebenso mit. Auch aus einer ‚strikt‘ biologischen Perspektive ist die trennscharfe Unterscheidung zwischen sex und gender problematisch“ (Villa 2001: 60).

Auch die Thesen der US-amerikanischen, *queer*<sup>17</sup>-feministischen Philosophin Judith Butler und ihr 1991 auf Deutsch veröffentlichtes Buch „Unbehagen der Geschlechter“ trugen in der deutschsprachigen Auseinandersetzung maßgeblich dazu bei, sich von der dualistischen Vorstellung eines biologischen und sozialen Geschlechts zu verabschieden. Das erkenntnistheoretische Interesse verlagerte sich auf interaktive, situationsspezifische, historisch und kulturell eingebettete Konstruktionspraxen von Geschlecht (vgl. Becker-Schmidt und Knapp 2000: 71ff).<sup>18</sup> Die binäre Wahrnehmung von Geschlecht als entweder weiblich oder männlich wurde nicht länger auf eine „vorgängige“ Natur zurückgeführt – vielmehr werden nun soziale Prozesse der Einteilung bzw. Darstellung von Geschlecht analytisch in den Blick genommen. Drei zentrale konstruktivistische Perspektiven und ihre jeweilige Deutung der Herstellungsprozesse von Geschlecht werden nachfolgend skizziert.

### **3.2.1 Ethnomethodologische Perspektiven auf Geschlecht:**

#### ***Doing gender* und institutionelle Reflexivität**

Die Ethnomethodologie ist eine soziologische Forschungsrichtung, die die *interaktiven Prozesse* untersucht, mit denen Gesellschaftsmitglieder für sich selbst und andere eine „objektive“ Realität hervorbringen:

„In der Interaktion von Gesellschaftsmitgliedern wird auf der Grundlage von spezifischen, durch diese Grundgewissheiten konstituierten Regeln die

---

<sup>17</sup> Der Begriff *queer* bezeichnet sowohl eine politische Bewegung als auch eine theoretische Denkrichtung, „deren Mitglieder nicht eine Identität gemeinsam haben, sondern in Bezug auf die Sexualität alle eine nicht der Norm entsprechende Position einnehmen“ (Jagose 2001: 126). Auf *queere* Theorie und Praxis kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden, für die deutschsprachige Debatte finden sich weitere Ausführungen u. a. bei Engel 1996; Kraß 2003; Groß und Winker 2007.

<sup>18</sup> In diesem Zusammenhang sind auch körpersociologische Studien zu Trans- und Intersexualität zu nennen, die sich aus konstruktivistischer Perspektive mit der leiblichen Dimension von Geschlecht beschäftigen (vgl. etwa Lindemann 2005, 2011; Ehlers et al. 2013).

Wirklichkeit hervorgebracht – hier wird also von einer realitätsstiftenden Wirkung des gesellschaftlichen Wissens ausgegangen“ (Meissner 2008: 9).

Dieser theoretische Zugang fokussiert vor allem die Mikro- und Mesoebene sozialer Wirklichkeit, in der in Bezug auf Geschlechter davon ausgegangen wird, dass „Frauen und Männer Geschlechterdifferenzierungen hervorbringen bzw. reaktivieren, sobald sie in gesellschaftlichen Kontakt zu einander treten“ (Becker-Schmidt 2013: 21). Im Mittelpunkt der Analysen stehen die interaktiven Herstellungsprozesse von Geschlecht und damit die „Suche nach den Mechanismen, durch die Ungleichheit als Ergebnis zustande kommt, und weniger dem Ergebnis selbst bzw. dessen Folgen“ (Fenstermaker und West 2001: 239).

Die Vorstellung der vor allem interaktiven Herstellung von Geschlechterdifferenzen basiert auf dem Konzept des *doing gender*. Nach den Erziehungswissenschaftlerinnen Barbara Rendtorff und Vera Moser (1999) ist dieser Ansatz durch die Arbeiten von Candance West und Don H. Zimmermann (1987) bekannt geworden, die Linguistin Helga Kotthoff (2002) führt ihn zurück auf Harold Garfinkel's „Agnes-Studie“ (1967) und Arbeiten Erving Goffmann's (1977/1979). In dem Konzept des *doing gender* wird Geschlechtszugehörigkeit als fortlaufender Prozess verstanden, als „eine interaktive Praxis der Darstellungen und Attributionen, die ein Alltagswissen von den Strukturen sozialer Ordnung reproduziert“ (Hirschauer 1994: 670). Die Geschlechterdifferenz schreibt sich fort, weil jeder Mensch über „Alltagserfahrungen von der Faktizität der Zweigeschlechtlichkeit“ (ebd.: 672) verfügt. Dieses Alltagswissen von Geschlecht beschrieben Susan Kessler und Wendy McKenna (1978) auf Basis ihrer ethnomethodologischen Studien als „Alltagstheoreme der Zweigeschlechtlichkeit“, die bis heute wirksam sind: alle Menschen gehören unveränderbar (Annahme der Konstanz) und aus körperlichen Gründen (Annahme der Naturhaftigkeit) entweder dem einen oder dem anderen Geschlecht an (Annahme der Dichotomie). Sozialwissenschaftlich lässt sich das alltagsweltliche Wissen um die Geschlechterdifferenz auch als „zweigeschlechtlicher Erkennungsdienst“ (Tyrell 1986: 463) bezeichnen: die Zuordnung eines Menschen zu einem der beiden Geschlechter läuft meist unbewusst, routiniert und sicher ab, ohne dass es dafür notwendig ist, sich körperlich-biologischer Merkmale rückversichern zu müssen. Auf individueller Ebene wird im Regelfall Geschlechtszugehörigkeit weder erfragt noch mitgeteilt, sondern dargestellt (vgl. Hirschauer 1994: 672). Dabei handelt es sich weniger um bewusste bzw. reflektierte Darstellungen, sondern um routiniertes und selbstverständliches Verhalten, das auf individueller Ebene eher als spontaner Ausdruck des Seins wahrgenommen wird:

„Mit jedem körperlichen Auftreten einer Person in sozialen Situationen wird eine Anschaulichkeit und Augenfälligkeit sozialer Ordnung erzeugt, die ungleich realitätsmächtiger ist als es Diskurse sein können: über das, was sich zeigt, braucht man nicht zu sprechen. Situative Darstellungen werden im Gegensatz zu synthetischen Bildern (etwa Photographien) von Teilnehmern nicht als Re-Präsentation, sondern als 'die Wirklichkeit selbst' aufgefaßt“ (ebd.).

Angenommen wird, dass Interaktionen ohne Attributionen, Assoziationen oder Bezugnahmen auf Geschlechterdifferenzen nur schwer vorstellbar sind und Geschlecht als dauerhaft präsente Hintergrundannahme verstanden werden muss. Schon West und Zimmermann (1987) fragten deshalb „can we ever not do gender?“ (ebd.: 137). Gegen diese Omnirelevanz-Annahme von Geschlecht finden sich heute vor allem zwei Einwände: zum einen, dass die Geschlechterdifferenz im Vergleich mit anderen sozialen Klassifikationen immer nur von relativer Bedeutung ist (vgl. Hirschauer 1994: 676; Gildemeister 2004: 32; Faulstich-Wieland 2004: 184; auch Kap. 3.1), die Fragestellung also erweitert werden müsste zu „can we ever not do age/ethnicity/class?“ (ebd.).<sup>19</sup> Zum zweiten die Ausblendung der Frage danach, wann, wie und wo die Hintergrundannahme in den Vordergrund sozialer Situationen tritt (Hirschauer 1994, 2001):

„Die interaktive Konstruktion von zwei Geschlechtern erschöpft sich nicht in der routinierten Darstellung und Identifikation einer Erscheinungsweise, mithilfe derer sich Teilnehmer gegenseitig klassifizieren, sie können diese initiale Geschlechterunterscheidung im Verlauf der Interaktion auch aktualisieren, d.h. fortsetzen, aufrechterhalten und für die Interaktion in Gebrauch nehmen - oder in den Hintergrund treten lassen“ (Hirschauer 1994: 677).

Wenn die Prozesse der Geschlechterkonstruktion stärker als „Episoden, in denen Geschlecht in sozialen Situationen auftaucht und verschwindet“ (ebd.) verstanden werden, so kann durch ein praktiziertes Absehen von Geschlecht – indem Geschlechterdifferenz in sozialen Situationen nicht aktualisiert wird – auch Geschlechtsneutralität erzeugt werden:

„Ohne eine solche Aktualisierung der Geschlechterdifferenz, die aus Gelegenheiten situative Wirklichkeiten macht, ereignet sich eher ein praktiziertes 'Absehen' von ihr, eine Art soziales Vergessen, durch die sich die Charakterisierung von Geschlecht als 'seen but unnoticed feature' von Situationen verschiebt: nicht von etwas Notiz zu nehmen, ist selbst eine konstruktive Leistung. Ich schlage vor, sie 'undoing gender' zu nennen“ (ebd.: 678).

Zugleich trägt sich die Geschlechterdifferenz auf gesellschaftlicher Ebene durch die Bildförmigkeit sozialer Wirklichkeit. Diese bildhafte Absicherung von Geschlechterdifferenzen wird auch als *institutionelle Reflexivität* bezeichnet (vgl. Goffmann

---

<sup>19</sup> West und Fenstermaker (1995) entwickelten später die erweiterte Vorstellung eines „doing difference“, in der das Zusammenspiel unterschiedlicher Kategorien sozialer Ungleichheit betont wird. Aktuell greift die Debatte um die Kontingenz der Differenzierung sozialer Zugehörigkeiten u.a. Hirschauer (2014) auf.

1994). Sie zeigt sich – ganz plastisch – beispielsweise in geschlechtsgetrennten Toilettenräumen oder den unterschiedlichen Abteilungen für Damen- und Herrenmode in Kaufhäusern. Die sichtbare Trennung öffentlicher Räume sowie die Organisation von Rechten und Pflichten nach Geschlecht, oft verbunden mit geschlechterbezogenen Zuschreibungen und Erwartungen, verfestigt die soziale Konstruktion von Geschlechterdifferenzen zu strukturellen Bedingungen (vgl. Faulstich-Wieland 2004: 183).

Geschlecht kann in dieser theoretischen Rahmung also einerseits als *Effekt sozialer Interaktionen*, andererseits als *Effekt von Institutionen*, als „informationelle Redundanz“ (Hirschauer 2001: 225) verstanden werden. Um die Wirkmächtigkeit der Geschlechterdifferenz und -ordnung zu verstehen, müssen neben den individuellen und interaktiven Geschlechter-Darstellungen, dem *doing gender*, immer auch die spezifischen institutionelle Arrangements und gesellschaftlichen Bilder beachtet werden. So werden sowohl historischer Wandel also auch kulturelle Stabilität unseres Geschlechterverhältnisses nachvollziehbar, denn „[s]oziale Konstruktionen generieren und strukturieren somit unter institutionalisierten Rahmenbedingungen soziale Wirklichkeiten“ (Becker-Schmidt 2013: 21).

Die deutschsprachige Auseinandersetzung um *doing gender* verweist kritisch auf die Notwendigkeit, interaktionstheoretische Überlegungen zur Herstellung von Geschlecht stärker mit strukturtheoretischen Überlegungen zu sozialer Ungleichheit zu verknüpfen (vgl. u. a. Becker-Schmidt 2013). Der Ansatz bleibe „im Subjektivismus befangen, da die Produktion der Distinktion zu stark im individuellen Aktionsradius angesiedelt wird“ (Kotthoff 2002: 23), gesellschaftliche Diskurse und kulturelle Normen müssten stärker berücksichtigt werden. Zudem gehe es auch darum, sich vermehrt dem „im Hintergrund liegenden Genderismus“ (ebd.) zuzuwenden und hier insbesondere auf „unmerkliches Vertrautwerden und spielerisches Einüben in Praktiken jenseits von Erklärungen“ (ebd.) zu achten. Beide Einwände finden Berücksichtigung in der nachfolgend skizzierten praxistheoretischen (3.2.2) Perspektive auf die Herstellung von Geschlechterdifferenzen.

### **3.2.2 Praxistheoretische Perspektiven auf Geschlecht:**

#### **Soziale (Körper)Praktiken und Habitus**

Eine praxistheoretische bzw. praxeologische Perspektive auf Geschlecht schließt an sozialkonstruktivistische Überlegungen an und hat ihren Ausgangspunkt u.a. in der Kritik an deren strikten Fokussierung von Interaktionen (vgl. Schnell 2015: 166). Zwar lässt sich



weniger von *einer* Theorie sozialer Praktiken sprechen, sondern eher von einem „Bündel von Ansätzen, die eine soziale Praxisperspektive einnehmen und diese theoretisch auszuarbeiten suchen“ (Reuter 2011: 145). Gemeinsam ist ihnen aber, dass sie sich mit den äußeren, beobachtbaren Handlungen im Alltag beschäftigen:

„Dieser Fokus auf das, was sichtbar geschieht, ist verbunden mit der theoretischen Prämisse, dass Praktiken nicht nur eine Entäußerung eines ‚inneren‘ Sinns von denkenden, fühlenden und tätigen Subjekten sind, sondern dass auch Praktiken die Macht haben, auf das Innere der Subjekte zurück zu wirken, dieses zu formen und neu zu gestalten“ (Wilz 2015: 256).

Zentrale Bedeutung für eine Verhältnisbestimmung von kulturellem Wissen und sozialer Praxis kommt der „Körperlichkeit der Praktiken“ (Reckwitz 2003: 290) und der ihr innewohnenden „körperlich-leibliche[n] Mobilisierbarkeit von Wissen, die häufig gar nicht mit einer Explizierungsfähigkeit oder Explizierungsbedürftigkeit dieses Wissens einhergeht“ (ebd.) zu. Theorien sozialer Praktiken betonen

„die Bedeutung der routinisierten Wiederholung von Körperpraktiken und sie fragen nach der Rolle des inkorporierten, nicht-reflexiven Körperwissens, kurz: sie nehmen praktisches anstelle kognitiven Wissens in den Blick“ (Dekker 2013: 41).

Für die Erklärung solchen praktischen Wissens sind insbesondere die von dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu<sup>20</sup> (1980, 1997) geprägten Begriffe des *Habitus* und des *inkorporierten Wissens* hilfreich. Der Begriff des Habitus beschreibt

„eine Art „gesellschaftlicher Orientierungssinn“ [...], der situationsangemessenes Verhalten ermöglicht, ohne dieses permanent bewusst zu reflektieren. Der Habitus stellt eine Vermittlungsinstanz zwischen gesellschaftlichen Strukturen und der subjektiven oder kollektiven sozialen Praxis dar“ (Budde 2013: 83).

Bourdieu's Habitus-Begriff bezieht sich zentral auf die Zugehörigkeit von Individuen zu bestimmten sozialen Klassen, die durch habituelle Strukturen geprägt sind und kann als „einverlebte, zur Natur gewordene und damit als solche vergessene Geschichte“ (Bourdieu 1993: 105) verstanden werden, den jeder Mensch von Beginn seines Lebens an entwickelt. Auch die Vorstellung eines *geschlechtsspezifischen* Habitus beschäftigte Bourdieu (1997, 2005), stellt doch die geschlechtliche Arbeitsteilung ein weiteres grundlegendes gesellschaftliches Strukturierungsprinzip dar. Ähnlich wie in den Überlegungen zur Reproduktion von Klassenverhältnissen kann auch der geschlechtliche Habitus verstanden

---

<sup>20</sup> Nach Reckwitz (2003: 282) kann neben Bourdieu der britische Soziologe Anthony Giddens (1979, 1984) mit seinen Konzepten des praktischen Bewusstseins und der sozialen Raum-Zeit-Bindung durch Praktiken als zentral für die Entwicklung einer sozialwissenschaftlichen Praxistheorie verstanden werden.

werden als „der Operator, das generative Prinzip, das zwischen der sozialen Struktur der Zweigeschlechtlichkeit und dem Handeln der Individuen vermittelt“ (Krais und Gebauer 2014: 48f.), denn

„eine vergeschlechtlichte Sicht der Welt lagert sich in unseren Habitus ein. So ist der Habitus zutiefst und unentrinnbar geprägt durch eine soziale Praxis der Klassifikation, die männlich und weiblich als polaren Gegensatz konstruiert; auf der anderen Seite zwingt der Habitus unserem Handeln die ständige Anwendung jener Klassifikation auf“ (ebd.).

Das kulturelle Wissen der Geschlechter wirkt dabei derart, dass

„es sich dem praktischen Leben so raffiniert unterlegt, dass es nur selten thematisch in der Vordergrund rückt. Jeder produziert diese fraglose und selbstverständliche Hintergrundstruktur, indem er Handlungen nicht einfach ausführt, sondern sie als Mann oder Frau ausführt, ohne es zu merken“ (Reuter 2011: 155).

Der Körper selbst ‚weiß‘, wie kongruente Geschlechterdarstellungen ablaufen, weil „eine soziale Praxis in Gestalt von Habitualisierungen in den Körper eingeschrieben worden ist“ (Meuser 2010: 114). Bourdieu selbst beschreibt diese Körpergebundenheit bzw. *Inkorporation* als ein „Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der „Person“, zum Habitus geworden ist; aus „Haben“ ist „Sein“ geworden“ (Bourdieu 1983: 187).

Der hier umrissene, handlungstheoretische Blick auf die – beständige – Herstellung von Geschlechterdifferenzen nimmt die Wechselseitigkeit des Prozesses in den Blick, indem er den geschlechtlichen Habitus zum einen als Produkt des Handelns, zum anderen als Handlungsweise selbst betrachtet und damit „Praxis als Scharnier zwischen dem Subjekt und den Strukturen“ (Hörning und Reuter 2004: 13) versteht. Gleichzeitig bringt er soziale Praktiken, die Geschlechterdifferenzen (wieder)herstellen, in Verbindung mit inkorporiertem, präreflexivem Geschlechterwissen, und distanziert sich so von der Vorstellung eines bewussten Geschlechter-Tuns. Neben der Körperlichkeit ist gerade auch die Routinehaftigkeit für soziales Handeln zentral:

„Praxis ist zugleich regelmäßig und regelwidrig, sie ist zugleich wiederholend und wiedererzeugend, sie ist zugleich strategisch und illusorisch. In ihr sind Erfahrungen, Erkenntnisse und Wissen eingelagert, manchmal sogar regelrecht einverleibt“ (ebd.).

Praxistheorien, hier insbesondere die Theorien Bourdieus, sind dafür kritisiert worden, dem Sozialen eine Statik zu unterstellen und sich zu wenig mit dynamischen, wandlungsfähigen Aspekten sozialer Praxis zu beschäftigen (vgl. u. a. Schäfer 2014). Ein Fokus auf Fragen auch nach der Instabilität, der Wandlungsfähigkeit des Sozialen bzw. der „jeder Wiederholung von

Praktiken innewohnende Verschiebung“ (ebd.: 243) findet sich stärker in diskurstheoretischen Perspektiven.

### **3.2.3 Diskurstheoretische Perspektiven auf Geschlecht:**

#### **Performativität und heterosexuelle Matrix**

Während in der Ethnomethodologie die Herstellung sozialer Wirklichkeit vorrangig auf die Interaktionen zwischen Individuen zurückgeführt wird und die Praxistheorie praktisches, nicht-reflexives (Körper)Wissen in den Mittelpunkt stellt, versteht eine diskurstheoretische Perspektive *Sprache bzw. Zeichensysteme als zentrale Orte von Wirklichkeitskonstruktion* (u. a. Foucault 1976, 1981, 2001). Wissenschaftstheoretisch wird diese Fokusverschiebung auch als *linguistic turn* bezeichnet, der als „eine der umfassendsten und einflussreichsten Wendungen in den Kultur- und Sozialwissenschaften“ (Terhart 2014: 113) verstanden werden kann und „eine im 20. Jahrhundert entstandene Ausrichtung von einer vormals medienneutralen Bewusstseinstheorie auf das Medium der Sprache und ihrer Logik“ (ebd.) beschreibt. Diskurse bestimmen Sprache und Denkweisen, die zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort verfügbar sind. Sie filtern das, was sprachlich sicht- und beschreibbar ist, und stellen so über sprachliche Symbolsysteme soziale Wirklichkeit her.

Wichtige Vertreterin einer geschlechtertheoretischen Diskurstheorie ist die US-amerikanische Philosophin Judith Butler mit ihrer „Kritik an Zwangsheterosexualität, deren Fundament eine angenommene, vordiskursive Zweigeschlechtlichkeit ist“ (1991: 61). Butler hält die analytische Aufteilung in *sex* und *gender* für hinfällig, weil es aus ihrer Sicht kein vordiskursives bzw. vorkulturelles biologisches Geschlecht geben kann: *sex* ist letztlich immer zu verstehen als „gendered category“ (ebd.: 24). Materielle Körper werden immer schon durch Diskurse der sexuellen Differenz und der Heteronormativität<sup>21</sup> geformt, gedacht und erlebt. Sprache gibt bereits bestimmte Unterscheidungskriterien vor: für die Unterscheidung von Menschen wird das binäre Zweigeschlechtersystem zentral gesetzt, das anhand körperlich-biologischer Merkmale Zugehörigkeiten konstruiert, die dabei wiederum „den Effekt des Natürlichen, des Ursprünglichen und Unvermeidbaren erzeugen“ (ebd.: 9). Zentral für diesen Vorgang sind performative Sprechakte, die das, was sie benennen, erst hervorbringen bzw. hervorrufen. Die *performative Herstellung* von Geschlecht beginnt mit der Anrufung als Mädchen oder Junge nach der Entbindung („Es ist ein Mädchen!“, „Es ist

---

<sup>21</sup> Zu dem Begriff der Heteronormativität vgl. auch Kapitel 3.3.

ein Junge!“) und bringt das geschlechtliche Subjekt in der Welt hervor, als das es im Laufe der Zeit unzählige weitere Male geschlechtlich angerufen werden wird. Das Gelingen dieser Anrufungen basiert auf sprachlichen Konventionen, die in Geschlechterfragen wiederum zweigeschlechtlich und heteronormativ geprägt sind. Die binäre sprachliche Logik (des entweder Frau- oder Mann-Seins) lässt keine Zwischenräume zu, der oder die Angerufene kann sich dem Wissen nicht entziehen, gemeint zu sein. In der Dynamik aus Anrufung und Anerkennung wird die kulturelle Zweigeschlechtlichkeit fortlaufend (mit)konstruiert. Die Hervorbringung zweier geschlechtlicher Identitäten geht dabei auch mit Prozessen des Verwerfens anderer, abweichender Identitäten einher. Diese verworfenen, nicht-heteronormativen Identitäten werden zum konstitutiven Außen. In der Abgrenzung zum Anderen, zum Außen konstituiert sich die eigene, „normale“ Identität; das Subjekt verdankt also seine gesellschaftliche Existenz immer dem Ausschluss anderer Existenzen. Dieses Geflecht von Diskursen und Anrufungen wird auch als *heterosexuelle Matrix* bezeichnet (Butler 1995), innerhalb derer die normativen Regeln, die Menschen als heterosexuelle Männer und Frauen hervorbringen, bestimmt sind:

„Damit ein (Geschlechts-)Körper in unseren Gesellschaften als „sinnvoll“ und anerkannt erachtet wird, muss er ein stabiles Körpergeschlecht (sex) haben, das durch ein entsprechendes sozial-kulturelles Geschlecht bzw. die entsprechende Geschlechtsidentität (gender) sowie durch die „zwanghafte Praxis der Heterosexualität“ in einer hierarchischen und gegensätzlichen Form zum Ausdruck gebracht wird (ebd., S. 220). D.h. ‚Weiblichkeit‘ bzw. ‚Frau-Sein‘ und ‚Männlichkeit‘ bzw. ‚Mann-Sein‘ konstituiert sich in Butlers Modell (erst) durch ein gegengeschlechtliches Begehren, womit das sozio-kulturelle Geschlecht (gender), das Körpergeschlecht (sex) und Begehren/Sexualität (desire) in einer Art „Matrix“ miteinander verbunden werden und sich jeweils voneinander ableiten lassen (müssen)“ (Klapeer 2015: 34f.).

Der „Zwang zur Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit“ (ebd.: 36) wird den Subjekten innerhalb dieser Strukturen jedoch nicht nur von außen auferlegt, sie sind vielmehr selbst aktiv daran beteiligt, zum geschlechtlich und (hetero)sexuell erkennbaren Subjekt zu werden und tragen so zur alltäglichen Konstruktion und Aufrechterhaltung des heteronormativen Zweigeschlechtermodells bei. Relevant sind also

„die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse, innerhalb derer sich historisch spezifische Formen von Geschlecht und Sexualität ausprägen, sowie [...] die Frage, wie Geschlecht und Sexualität innerhalb dieser Machtkonstellationen wirksam werden und zu ihrer Reproduktion oder Veränderung beitragen. Die These von der Machtverwobenheit [...] besagt, dass es kein Außerhalb der Macht gibt - und dass dort, wo Macht ist, immer auch das Potential zum Widerstand existiert“ (Engel und Schuster 2007: 135).

Als strategischen Umgang schlägt Butler (1991) vor, Geschlecht zu parodieren, es herauszufordern und subversiv zu unterwandern: „Dabei geht es um solche Akte, die die Kategorien des Körpers, des Geschlechts, der Geschlechtsidentität und der Sexualität stören“ (ebd.: 11).<sup>22</sup> Denn obschon es aus sprachphilosophischer Sicht keinen Ausweg aus der Macht der Diskurse gibt und kaum möglich scheint, der ständigen Reproduktion sprachlicher Symbolsysteme zu entkommen, gibt es zugleich keine exakten Kopien und misslingt die genaue Wiederholung von (Zwei)Geschlechtlichkeit permanent. Darin, dass sich jeder Mensch in diesem kulturellen und sprachlichen System verhalten und zu sozialen Normen positionieren muss, liegt die Chance auf Instabilität und Irritation der heterosexuellen Matrix und damit auch die Chance auf sozialen Wandel.

### 3.3 Heteronormativität und Geschlecht als Analysekategorien

Interaktions-, praxis- und diskurstheoretische Perspektiven eint die Überzeugung des prinzipiellen sozialen Konstruktionscharakters alles Geschlechtlichen. Eine notwendige Erweiterung erfährt diese Vorstellung durch den aus *queer*-feministischen Zusammenhängen stammenden Begriff der *Heteronormativität*. Die Konstitution von Geschlechterdifferenzen und Zweigeschlechtlichkeit wird hier auf der Ebene gesellschaftlicher Normen und individueller Normalitätsvorstellungen als eng mit (Hetero)Sexualität verwoben verstanden:

„In der gängigen Rezeption referiert der Begriff auf die wechselseitige Verwiesenheit von Geschlecht und Sexualität und hebt die Erkenntnis hervor, dass vorherrschende Geschlechterdiskurse in mehrfacher Weise heterosexualisiert sind: Sie basieren zum einen auf der Annahme von zwei klar voneinander abgrenzbaren, sich ausschließenden Geschlechtern und zum anderen auf der Setzung von heterosexuellem Begehren als natürlich und normal“ (Hartmann et al. 2007: 9).

Erstmalig findet sich der Begriff in einem Aufsatz des US-amerikanischen Sozialwissenschaftlers Michael Warner (1991), der sich für eine stärkere gesellschafts- und machttheoretische Fundierung feministischer und *queerer* Analysen aussprach und das „heteronormative Ordnungssystem demnach auch als ein „regime of the normal“, da es die Parameter für Definitionen des ‚Normalen‘ (u. a. des Verhaltens, Tuns, Sprechens) vorgibt“

---

<sup>22</sup> In postmoderner Denktradition geht es ihr weniger um konkrete Reformen oder Revolutionen zur Umgestaltung von gesellschaftlichen Strukturen, sondern vielmehr um die andauernde Kritik an bestehenden Verhältnissen. Aus feministischer Sicht sind ihre geschlechtertheoretischen Ausführungen u.a. hinsichtlich ihres geringen emanzipatorischen Potenzials und ihrer Ignoranz u.a. gegenüber „den Kräfteverhältnissen, die die Möglichkeiten des einzelnen Individuums bestimmen, in den Kampf um die Bedeutungen einzugreifen“ (Eichhorn 1994: 42) kritisiert worden.

(Klapeer 2015: 28), beschrieb. Im deutschsprachigen Raum wurde das Konzept der Heteronormativität in der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung etwa von den Sozial- und Erziehungswissenschaftlerinnen Antke Engel (2002), Sabine Hark (2004, 2009) und Jutta Hartmann (2002, 2007) genutzt und weiterentwickelt. Engel (2002) geht von der Prämisse aus, „dass zwischen hierarchischer Geschlechterdifferenz und normativer Heterosexualität ein gegenseitiges Konstituierungsverhältnis besteht“ (ebd.: 10), das sich wechselseitig bedingt und stabilisiert. Eine heteronormativitätskritische Analyse von Geschlechterdiskursen und -praktiken zielt demzufolge darauf,

„das sichtbar zu machen, was am wenigsten sichtbar ist: Dass Heterosexualität als Identität und Institution, als Praxis und als System so beharrlich ist, gerade weil in der Regel nicht von ihr gesprochen wird, weil sie als unsichtbare, gleichwohl mächtige Textur des Sozialen und insbesondere als mächtige Technologie des Geschlechts operiert“ (Hark 2009: 24).

Erst mit Hilfe dieser Analysen wird sichtbar, „dass diverse geschlechtliche und sexuelle Lebensformen weiterhin sozialen Ausgrenzungen und sogar Verwerfungen unterliegen“ (Engel 2002: 77).<sup>23</sup> Um „Heteronormativität als fast unsichtbares, aber grundlegendes Strukturierungsprinzip“ (Degele et al. 2011: 9) gesellschaftlicher Ordnung sichtbar zu machen, wird die Technik der *Entselbstverständlichung* des Selbstverständlichen vorgeschlagen, um

„Hintergrundannahmen von Thesen, Feststellungen und Fragen explizit zu machen, um sie auf Stereotype und unausgesprochene Unterstellungen hin untersuchen zu können“ (ebd.).

Neben Heteronormativität lässt sich auch der Begriff einer *Geschlechterdifferenz* als Analysekategorie konzipieren: trotz geschlechterpolitischer wie -theoretischer Bemühungen um eine Veruneindeutigung bzw. Vervielfältigung geschlechtlicher und sexueller Entwürfe kann aus sozialstruktureller Perspektive weiterhin von einem grundsätzlichen „Ausweiszwang“ (Hirschauer 1994: 215) aller Individuen als geschlechtliche Wesen, als Männer oder Frauen ausgegangen werden. Geschlecht bildet eine soziale Struktur, deren Ursprung nicht in der Biologie, sondern der menschlichen Kultur liegt und ist demnach zu verstehen als

„eine Institution, die die Erwartungsmuster für Individuen bestimmt, die sozialen Prozesse des Alltags regelt, in die wichtigsten Formen der sozialen Organisation einer Gesellschaft, also Wirtschaft, Ideologie, Familie und Politik eingebunden und außerdem eine Größe an und für sich ist“ (Lorber 1994: 41).

---

<sup>23</sup> Degele et al. (2011) plädieren in diesem Sinne für eine heteronormativitätskritische Forschung als „notwendige Ergänzung für gesellschaftswissenschaftliche Analysen“ (ebd.: 9).

Aus *queer*-feministischer Perspektive ist die Abschaffung von Geschlecht als sozialer Institution das Ziel – allerdings ist dies nicht möglich, ohne zeitgleich Geschlecht als Analyseinstrument auf den Plan zu rufen. Lorber (ebd.) nennt diesen Vorgang *Gender-Paradoxie*, die sich dadurch auszeichnet, „dass die Institution, ehe sie abgebaut werden kann, erst einmal ganz sichtbar gemacht werden muss“ (ebd.: 52). Dabei muss die Gefahr der *Reifizierung von Geschlecht* reflektiert werden, da in den Analysen immer schon etwas vorausgesetzt wird, dass später ‚gefunden‘ werden soll und sich dadurch reproduziert:

„Die methodische Herausforderung liegt darin, dass die Geschlechterforschung ein grundlegendes Problem faktisch nicht lösen kann: die Positionierung einer externen Beobachtung. Die soziale Wirklichkeit *ist* zweigeschlechtlich strukturiert, die Differenz *ist* bereits in die soziale Welt eingeschrieben und unsere Wahrnehmung ist darauf ausgerichtet, in jeder Situation Männer und Frauen zu unterscheiden“ (Gildemeister 2004: 33, Hervorh. i. O.).

Für die weitere Beschäftigung mit den in den Publikationen stehenden empirischen Ergebnissen wird auf Basis dieser theoretischen Ausführungen eine „heteronormativitätssensible Geschlechterbrille“ vorgeschlagen und in den abschließenden Reflexionen in Kapitel 7 aufgegriffen. Mit dieser „Lesehilfe“ wird in einem ersten Schritt die Geschlechterunterscheidung zentral gesetzt und betont, was in der Erziehungswissenschaft auch als „Dramatisierung von Geschlecht“ bezeichnet wird (vgl. Faulstich-Wieland 1996). Der zweite Schritt der „Entdramatisierung“ (vgl. ebd.) nimmt stärker den jeweiligen Kontext der Situation in den Blick und befragt ihn kritisch auf die Relevanz von Geschlecht und (Hetero)Sexualität. Einen entdramatisierenden Umgang zeichnet aus, die „heteronormativitätssensible Geschlechterbrille“ in Abhängigkeit von den jeweiligen individuellen und gesellschaftlichen Fragestellungen auch wieder ablegen zu können. Einige Autor\_innen (etwa Budde 2006) schlagen als zusätzlichen Schritt eine Differenzierung innerhalb geschlechterhomogener Gruppen vor, um Stereotypisierungen und zweigeschlechtlichen Festschreibungen vorzubeugen. Betont wird, dass neben Geschlecht „im Sinne einer intersektionalen Perspektive weitere soziale Kategorien in die Reflexion einzubeziehen“ (Budde et al. 2011: 126) seien:

„Die Arbeit mit sozialen Kategorien ist allerdings nur dann sinnvoll, wenn sie dazu beiträgt, neue Handlungsspielräume zu erschließen. Dies würde erfordern, soziale Kategorien nicht als Wesensmerkmale zu behandeln, sondern als dynamische Kategorien“ (ebd.).

Die Soziologin Christine Klopeer (2015) betont, dass es keine Fragen zu Geschlecht gibt, die nicht gleichzeitig auch Fragen der Organisation des Begehrens und der Sexualität sind.

Gerade diese wechselseitige Verwiesenheit von Geschlecht und Heterosexualität lassen das Konzept der Heteronormativität bzw. die Idee einer „heteronormativitätssensiblen Lesehilfe“ als Rahmen für die weiteren Analysen besonders geeignet erscheinen.

### **3.4 Forschungsstand und Forschungslücken zu Geschlechterdifferenzen**

Die empirische Annäherung an Geschlecht, Geschlechterdifferenz und Heteronormativität in den eingereichten Publikationen (Kap. 5 und 6) knüpft an das alltägliche, vermeintlich „selbstverständliche“ Wissen um Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität an. Dafür werden die „Selbstverortungen“ der Befragten innerhalb der binären Geschlechterordnung bzw. heterosexuellen Matrix den Auswertungen zugrunde gelegt und Geschlecht nicht nur als Struktur- oder Prozesskategorie (im Sinne eines Effekts bzw. Resultats interaktiver oder institutioneller Prozesse), sondern stärker als individuell bedeutsame, gesellschaftliche Existenzweise (Maihofer 1995) verstanden.<sup>24</sup> Daraus folgt, dass der Fokus der in Kapitel 6 stehenden empirischen Analysen weniger auf den individuellen Auseinandersetzungsformen mit Geschlechter- und Sexualitätswürfen oder subjektiven Darstellungspraktiken von Sexualität, Begehren und Geschlecht jenseits hetero-hegemonialer Lebenswelten (vgl. Pohlkamp 2015: 76) liegt als vielmehr überwiegend den „Mainstream“ innerhalb derselben abbildet. Welche Befunde darüber, das „sexuelle Erleben und Verhalten [...] geschlechtlich konnotiert und normiert“ ist (Stein-Hilbers 2000: 12), bieten aktuelle empirische Untersuchungen?

Der Großteil der partnerschaftlichen Sexual- und Beziehungserfahrungen im jungen Erwachsenenalter, wie etwa die Anzahl der bisherigen Beziehungen, das Alter bei Beginn des partnerschaftlich aktiven Sexuallebens oder Handhabung und Bedeutung von sexueller Treue in Beziehungen, unterscheiden sich kaum nach Geschlecht (vgl. u.a. BZgA 2015: 8f.; Dekker und Matthiesen 2015: 254ff.). In den sexuellen Erfahrungen ist eine leichte Differenz erkennbar, insofern junge Frauen sexuell etwas früher aktiv werden (vgl. Dekker und Matthiesen 2015: 255; BZgA 2015: 8).<sup>25</sup> Mit Blick auf den Vergleich der Ergebnisse einer

---

<sup>24</sup> In der quantitativen Erhebung zu „Studentischer Sexualität im Wandel“ (n = 2082), auf der das Sample der qualitativen Studie über „Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten“ (n = 135) basiert, machten nur sechs Personen von der Möglichkeit Gebrauch, als Geschlecht „sonstige“ anzugeben. In der Interviewstudie verstanden sich alle Befragte entweder als männlich oder weiblich.

<sup>25</sup> Eine größere Rolle als die Geschlechtszugehörigkeit scheint im Zusammenhang mit ersten Sexual- und Beziehungserfahrungen bei heutigen Jungerwachsenen ihr kultureller Hintergrund zu spielen: so unterscheiden sich die Erfahrungen von Jungen mit und ohne Migrationshintergrund sowie Mädchen mit und ohne Migrationshintergrund zum Teil deutlich (BZgA 2015: 8).



repräsentativen Wiederholungsbefragung deutscher Studierender halten die Sexualforscher\_innen Arne Dekker und Silja Matthiesen (2015: 253) fest:

„Deutlich sichtbar wird die bereits erwähnte sexuelle Liberalisierung, die jene Studierenden erfasst, die etwa ab 1950 geboren sind, also etwa ab 1970 ihr Studium beginnen. Der Einfluss der sogenannten sexuellen Revolution der 68er-Generation ist beeindruckend, und er ist für Frauen bedeutender als für Männer. Dies führt um 1970 herum zu einer Umkehr des Geschlechterverhältnisses im sexuellen Verhalten: Frauen haben nun durchschnittlich früher ihren ersten Geschlechtsverkehr als Männer. [...] Seit den großen Veränderungen der 1970er Jahre verschiebt sich der Anteil derjenigen, die ihr erstes Mal mit 18 Jahren oder früher erleben, nur wenig. Dieses Muster des gesellschaftlichen Wandels von Sexualität findet sich so oder ähnlich für eine Reihe von Merkmalen [...]: starke Veränderungen zu Zeiten der sexuellen Revolution, seither – wenn überhaupt – nur geringe Veränderungen“ (ebd.)

Auch eine groß angelegte Meta-Analyse zur Geschlechterdifferenz im Sexualverhalten im US-amerikanischen Raum (Petersen und Hyde 2010) findet heraus, dass sich die Geschlechter in ihren Einstellungen zu Sexualität und in ihrem Sexualverhalten heute nur noch wenig unterscheiden. Ausnahmen stellen in der Übersicht jedoch die Bereiche *Solosexualität*, *Pornografiekonsum* und *unverbindlicher Sex*<sup>26</sup> dar: im Vergleich mit 30 anderen sexuellen Aktivitäten und Einstellungen lassen sich hier deutliche Unterschiede in Einstellungen und Verhalten finden, die auf noch immer wirksame Geschlechterstereotype zurückgeführt werden. Auch die Autor\_innen dieser Studie führen die Annäherungen im Sexualverhalten von Männern und Frauen auf den gesellschaftlichen Wandel des Geschlechterverhältnisses zurück:

„Emphasizing gender similarities in sexuality, rather than gender differences, may contribute to gender equality of sexual expression. The discovery that men and women are similar in terms of most sexual behaviors and attitudes reduces the double standard and pressure to conform to gendered norms of the sexually submissive female and dominant male“ (ebd.: 36).

In den *solosexuellen Erfahrungen* fallen etwa im Einstiegsalter, den Frequenzen, aber auch den Settings der Selbstbefriedigung noch Geschlechterdifferenzen auf (vgl. für den deutschsprachigen Raum Matthiesen 2013, 2016). Zwar lässt sich bereits seit Ende der 1990er-Jahre von einer „neuen Bedeutung der Masturbation“, weg von der Ersatzhandlung hin zu einer eigenständigen Sexualform sprechen (vgl. Schmidt 2000: 57f.). Doch hat der ältere Befund, dass „die Masturbation nach wie vor die sexuelle Verhaltensweise mit den größten und prägnantesten Geschlechtsunterschieden“ (ebd.: 58) ist, bis heute Bestand.

---

<sup>26</sup> Zwar sind im Rahmen des Forschungsprojekts auch Daten zu dieser Thematik erhoben worden, diese werden jedoch im Rahmen dieser Arbeit nur am Rande berücksichtigt. Ausführliche Analysen zu unverbindlicher Sexualität, auch aus geschlechterreflektierender Perspektive, finden sich u.a. bei Plagge und Matthiesen 2015 und Matthiesen 2016.

Hinsichtlich der zunehmenden Bedeutung des Internets als sexuellem Erfahrungsraum für junge Erwachsene weisen aktuelle Zahlen darauf hin, dass junge Frauen und Männer die Möglichkeiten des Internets unterschiedlich nutzen (Franz et al. 2014; BZgA 2015). Im Hinblick auf ihre Nutzungsweisen fallen insbesondere die geschlechterdifferenzen Frequenzen und Motive des Pornografiekonsums auf (Matthiesen 2013; Zillich 2011). Auch beim *Orgasmuserleben* zeigen sich deutliche Geschlechterunterschiede (Matthiesen und Hauch 2004; Lloyd 2005; Galinsky und Sonenstein 2011), die möglicherweise eher mit der sexuellen Praktik des heterosexuellen Geschlechtsverkehrs als mit Geschlecht in Zusammenhang stehen (vgl. Garcia et al. 2014).<sup>27</sup>

Auch im Hinblick auf *Schwangerschaft, Kinderwunsch* und *Familienplanung* weisen aktuelle Forschungsergebnisse auf Geschlechterdifferenzen hin: zum einen scheinen junge Frauen deutlich früher als junge Männer zu Vorstellungen einer Lebensplanung mit Kind(ern) zu kommen (BZgA 2015: 12). Zum anderen belegen familiensoziologische Analysen, dass die Familiengründung weiterhin „eine einschneidende Zäsur im Partnerschaftsverlauf dar[stellt] und [...] den oft unterschwellig wirkenden Prozess der Gewöhnung an traditionale Strukturen“ (Peuckert 2008: 249) verstärkt.<sup>28</sup> Die Sozialwissenschaftlerin Anneli Rüling (2007) arbeitet in einer Untersuchung „Traditionalisierungsfallen“ heraus, auf die junge Elternpaare nach der Familiengründung treffen.

Nur selten steht in bisheriger Forschung zum Pornografiekonsum junger Männer und Frauen die Frage „what do people do with porn?“ (Attwood 2005; für Jugendliche vgl. Matthiesen und Schmidt 2011; Matthiesen et al. 2011) im Vordergrund. Meist werden zudem überwiegend negative Folgen für junge Männer (Stichwort: Pornosucht) und junge Frauen (Stichwort: diskriminierende Darstellung weiblicher Sexualität) problematisiert. Mögliche positive Auswirkungen des Pornografiekonsums junger Erwachsener auf ihre Sexualität, wie bspw. Lustgewinn, Diversifizierung sexueller Praktiken oder Erweiterung des Spektrums sexueller Fantasien, wurden bislang kaum erforscht oder geschlechterdifferenzierend analysiert (vgl. Döring 2008; Klein 2010; Hill 2011). Beide Forschungslücken werden durch die Analysen der in Kapitel 6 stehenden Beiträge bearbeitet. Auch über Solosexualität und ihre Bedeutung in Single- und Beziehungszeiten sowie über Orgasmuserfahrungen junger Erwachsener im Solo- und Paarsetting gibt es nur wenige, auf quantitativen Daten basierende Veröffentlichungen (vgl. Driemeyer 2013; Böhm 2013; Dekker und Matthiesen 2015;

---

<sup>27</sup> Für die Männer findet sich kein Zusammenhang (vgl. Garcia et al. 2014).

<sup>28</sup> Einig sind sich beide Geschlechter weitgehend über den Zeitpunkt der Familiengründung: „Ideal wäre es, zwei Kinder zu haben; darin stimmt mehr als Hälfte der 18- bis 25-Jährigen überein. Aber erst nach Ausbildung und Berufserfahrung – das ist Konsens bei mehr als zwei Dritteln der jungen Frauen und Männer“ (BZgA 2015: 12).

Matthiesen und Dekker 2015). Auch hier fehlt es an geschlechterdifferenzierenden Analysen. Mit der Parallelität von Studium und Elternschaft bzw. geschlechteregalitärer vs. -stereotyper Arbeitsteilungen nach der Familiengründung beschäftigen sich verschiedene Qualifizierungsarbeiten (etwa Rüling 2007; Wehner 2012). In Abgrenzung dazu liegt ein besonderes Augenmerk vorliegender Analysen auf dem biografischen Kontext bisheriger Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener. Die in Kapitel 6 stehenden Publikationen erweitern somit bereits bekannte, vorwiegend quantitative Befunde um qualitative Einblicke.

### **3.5 Forschungsfragen**

Um möglicherweise geschlechterdifferente Erfahrungen in den Sexual- und Beziehungserfahrungen heutiger junger Erwachsener sichtbar zu machen, wird Geschlechterdifferenz relevant gesetzt<sup>29</sup> und nach Hinweisen auf jene „unsichtbare, gleichwohl mächtige[r] Textur“ (Hark 2009: 24) von Geschlecht und Heteronormativität geschaut. Inwieweit strukturiert Geschlecht die Sexual- und Beziehungserfahrungen heutiger junger Erwachsener?

Des Weiteren werden „Konstruktionen der Geschlechterdifferenz in Bewegung“ (Riegraf 2015: 11) fokussiert und das Spannungsfeld einer im Laufe der vergangenen Jahrzehnten weitgehenden „Angleichung der Geschlechter im Hinblick auf sexuelle Optionen, Rechte und Verhaltensweisen“ (Schmidt 2013: 10) einerseits und einer „instabilen Persistenz“ (Heintz 2001: 27) von Geschlechterdifferenzen und überwiegend „hetero-hegemonialen Annahmen zu Geschlecht und Sexualität“ (Pohlkamp 2015: 76) andererseits untersucht. Wo lässt sich von Geschlechterangleichung, wo von Geschlechterdifferenzen in den Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener sprechen?

Eine Zusammenfassung und Reflexion der Befunde, auch im Hinblick auf sexuelle und geschlechtliche Diversifizierung, findet sich im Schlusswort (Kap. 7).

---

<sup>29</sup> In den Vorüberlegungen zu dem Forschungsvorhaben wurde davon ausgegangen, dass die Notwendigkeit der Verwendung der Kategorie Geschlecht als Analyse- und Unterscheidungskategorie forschungspraktisch fortbesteht, um gesellschaftliche bzw. soziale Ungleichheitsverhältnisse untersuchen und beschreiben zu können. Möglicherweise negative Folgen von Geschlechterzugehörigkeit und -differenzen bzw. ihre Auswirkungen auf Erfahrungs- und Entfaltungsräume können nur so aufgedeckt werden und Impulse zu Veränderung gegeben werden. Beides sind wichtige Ziele auch pädagogischer Praxis.

## **4. Studie und Methodik**

Die Publikationen der vorliegenden Arbeit basieren auf Daten ausgewählter Interviews aus dem Forschungsprojekt „Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten“, das von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) von August 2012 bis Januar 2015 gefördert und am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf, Arbeitsgruppe sozialwissenschaftliche Sexualforschung, durchgeführt wurde. An dieser Stelle werden die Fragestellungen der Studie (Kap. 4.1) und der Interviewleitfaden (Kap. 4.2) vorgestellt sowie das Sampling und die Stichprobe beschrieben (Kap. 4.3). Anschließend werden das methodische Vorgehen in der Erhebungs- und der Auswertungsphase dargestellt (Kap. 4.4 und Kap. 4.5) und die eigene Projektbeteiligung skizziert (Kap. 4.6). Das Kapitel schließt mit einer Vorstellung der hier eingereichten Publikationen, der sich jeweils kurze Übersichten zur Einführung anschließen (Kap. 4.7).

### **4.1 Fragestellungen der Studie**

Ziel der Studie war es, empirisch fundierte Daten darüber zu erheben, wie Studierende Sexualität und Beziehungen sozial organisieren und welche Wertvorstellungen und Erwartungen sie in Bezug auf Sexualität und Beziehungen haben. Ein besonderer Fokus lag auf der sexualbezogenen Internetnutzung. Der unbeschränkte Zugang in die virtuelle Welt des Internets spielt für Jugendliche und junge Erwachsene aller Bildungsschichten heute eine erhebliche Rolle. Hier eröffnen sich neue Möglichkeiten des Umgangs mit sexueller Erregung, Fantasie und Kommunikation innerhalb und außerhalb fester Beziehungen. Deshalb waren Fragen nach der Bedeutung des Internets für das Kennenlernen von Liebes- oder Sexualpartner\_innen, dem Einfluss des Pornografiekonsums auf das eigene sexuelle Verhalten und der Rolle, die die neuen Medien auch für die Sexualität in festen Beziehungen spielen, zentral (vgl. auch Matthiesen 2016).

Ein weiterer Schwerpunkt der Untersuchung lag auf dem reproduktiven Verhalten: Die Gruppe der Studierenden ist eine sexuell besonders aktive Gruppe, in der jedoch Kinderwunsch und Familienplanung aufgrund der langen Ausbildungsdauer oftmals aufgeschoben werden. Die Interviews sollten deshalb unter anderem explorieren, welche Erfahrungen mit Verhütungsmethoden, Kinderwünschen und Ängsten vor ungeplanten Schwangerschaften in dieser Lebensphase vorherrschen und welche Vorstellungen und

Wünsche zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf die Lebensplanung angehender Akademiker\_innen prägen (vgl. ebd.).

## **4.2 Konzeption des Interviewleitfadens**

Die Studie zielte einerseits darauf ab, die soziale Organisation von Sexualität und Beziehungen bei Studierenden genauer beschreiben zu können, andererseits wollte sie vertiefende Erkenntnisse zu den beiden Schwerpunksetzungen (sexualbezogene Internetnutzung und reproduktives Verhalten junger Erwachsener) hervorbringen. Forschungsmethodisch bieten sich für solche qualitative Erhebungen entweder teilstandardisierte oder narrative Interviewformen an. Beide Erhebungsformen unterscheiden sich vor allem in dem Grad ihrer Standardisierung. Während nicht-standardisierte Befragungen „keine Vorgaben für die Interviewer und die Interviewten im Hinblick auf Fragen und Antwortmöglichkeiten“ (Zierer et al. 2013: 60) machen und durch erzählgenerierende Impulsfragen selbstläufige Stegreiferzählungen hervorgebracht werden sollen, stützen sich teilstandardisierte Befragungen auf Interviewleitfäden mit vorformulierten Fragestellungen, die dem Interviewer während der Interviews Orientierung bieten und von ihm flexibel eingesetzt werden. Beispiele für teilstandardisierte bzw. Leitfadeninterviews sind etwa das episodische Interview (Flick 2011), Expert\_inneninterviews (Zierer et al. 2013) oder das problemzentrierte Interview (Witzel 1985, 2000), für ein nicht-standardisiertes Vorgehen das narrative Interview (Schütze 1983). Beide Erhebungsformen sind in der erziehungs- und sozialwissenschaftlichen qualitativen Forschung gängig und werden je nach Erkenntnisinteresse und Forschungssetting eingesetzt.

Für die zugrundeliegende Studie wurde von der Projektleitung ein teilstandardisiertes Vorgehen gewählt, für das auf dem sexualwissenschaftlichen Vorverständnis des Forschungsteams basierende Leitfragen entwickelt wurden. Da die geplanten Interviews eine thematische Breite abdecken und biografische Retrospektiven wie auch Erzählungen über eigene Erfahrungen und Haltungen generieren sollten, wurde das problemzentrierte Interview gewählt, in dem „anhand eines Leitfadens, der aus Fragen und Erzählanreizen besteht, insbesondere biografische Daten mit Hinblick auf ein bestimmtes Problem thematisiert“ (Flick 1996: 105) werden können. Es basiert auf drei Dimensionen: erstens einer Problemzentrierung, die sich an gesellschaftlich relevanten Problemstellungen orientiert, zweitens einer Gegenstandsorientierung, die den unterschiedlichen Anforderungen des

Untersuchungsgegenstandes gegenüber flexibel ist, und drittens einer Prozessorientierung, die aufmerksam die geschilderten Orientierungen und Handlungen rekonstruiert (vgl. Witzel 2000). Der Leitfaden dient dem\_der Interviewer\_in dabei als Unterstützung und soll den Erzählfluss der Befragten anregen. Er wird ergänzt durch einen Kurzfragebogen, der in der Regel am Ende des Gesprächs ausgefüllt wird, durch die Tonbandaufzeichnung sowie durch ein Interviewprotokoll (vgl. ebd.). Als mögliche Auswertungsverfahren werden in der Forschungsliteratur kodierende Verfahren, insbesondere die qualitative Inhaltsanalyse vorgeschlagen (Flick 1996: 108; vgl. Kap. 4.4).

Der hier zugrundeliegende Interviewleitfaden wurde angelehnt an das problemzentrierte Interview entworfen, unter Einbeziehung des Forschungsstandes erstellt und mittels Expert\_innengesprächen sowie in mehreren Probeinterviews überprüft. Die Leitfragen wurden offen formuliert und durch erzählgenerierende, flexibel einsetzbare Nachfragen ergänzt. Der Leitfaden fokussierte sechs Themengebiete, innerhalb derer die Befragten eigene Relevanzsetzungen vornehmen konnten, und endete mit einer kurzen Abfrage der soziodemografischen Basisdaten in Form eines Kurz-Fragebogens:

- (1) eine detaillierte und chronologische Erhebung der bisherigen Beziehungs- und Sexualbiografie, beginnend mit der ersten wichtigen sexuellen Erfahrung;
  - (2) eine Beschreibung der gegenwärtigen festen Beziehung bzw. des gegenwärtigen Singlelebens unter Exploration der Bedeutung von Treue für feste Beziehungen, der Erfahrungen mit unverbindlichem Sex und mit Partner\_innensuche im Internet;
  - (3) einer Beschreibung der bisherigen sexuellen Erfahrungen<sup>30</sup> unter besonderer Berücksichtigung des „letzten Mals“, gleichgeschlechtlicher sexueller Erfahrungen und Fantasien sowie sexueller Schwierigkeiten;
  - (4) einer Beschreibung der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper sowie der biografischen Erfahrungen mit Solosexualität und Pornografie;
  - (5) einer Beschreibung der aktuellen Erfahrungen mit Verhütung innerhalb und außerhalb von festen Beziehungen sowie des Vorkommens von Verhütungspannen;
  - (6) einer Beschreibung der Erfahrungen mit Schwangerschaft, des eigenen Kinderwunsches und der Einstellung zum Schwangerschaftsabbruch sowie zur Familiengründung im Studium.
- Der jeweilige Themenkomplex wurde durch eine bzw. mehrere Einleitungsfragen, die mit einer konkreten Erzählaufforderung („Erzähl doch mal!“) verbunden waren, eröffnet. Es

---

<sup>30</sup> Die Erfahrungen von Studierenden mit sexuellen Grenzüberschreitungen, sexuellen Übergriffen und sexueller Gewalt sind in den Interviews nicht systematisch erfragt worden. Der umfangreiche Fragebogen sollte thematisch nicht überlastet sowie die Befragten nicht überfordert werden.

folgten Sondierungsfragen und Ad hoc-Nachfragen, die von den Interviewer\_innen jeweils flexibel gehandhabt wurden. Am Ende der Interviews wurde den Befragten Raum zur Reflexion des Gesprächs und für aus ihrer Sicht wichtige Ergänzungen gegeben.

### **4.3 Stichprobenbeschreibung**

Die Teilnehmenden wurden in zwei Durchgängen befragt: Die ersten 100 Befragten wurden im Wintersemester 2012/2013 als Zufallsstichprobe aus den Teilnehmenden einer quantitativen Fragebogenerhebung zu „Studentische Sexualität im sozialen Wandel: 1966 – 1981 – 1996 – 2012“<sup>31</sup> ausgewählt. Beteiligt waren Studierende von 15 Universitäten in ganz Deutschland: Aachen, Berlin (FU), Bochum, Bonn, Bremen, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Karlsruhe, München, Regensburg, Saarbrücken, Tübingen, Leipzig und Rostock. Aus den Teilnehmenden dieser Untersuchung (n = 2082) meldeten etwa 480 Befragte ihr Interesse an einer zusätzlichen Teilnahme an einem qualitativen Interview an, aus diesem Pool wurden per Zufallsauswahl 50 Frauen und 50 Männer gezogen. Der Zugang zu den Studierenden ist damit nach Morse (1994, zit. nach Merkens 2009) als sekundäre Selektion zu werten, da die zu untersuchende Gruppe nicht primär gezielt ausgewählt wurde, sondern die Studierenden „per Anzeige oder anderem Aufruf aufgefordert werden, sich zu melden“ (Merkens 2009: 288). Für die weitere Auswahl waren abstrakte Kriterien zentral, die „unabhängig vom konkret untersuchten Material und vor dessen Erhebung und Analyse entwickelt wurden“ (Flick 2011: 156). Die Stichprobe der Interviewstudie ist folglich ein Selbstselektionssample, das nach den Kriterien Geschlecht, Alter und Universitätsstadt quotiert wurde.

Es fanden sich unter den ersten 100 gesampelten Befragten nur drei Frauen, die schon einmal schwanger waren und drei Männer<sup>32</sup>, die schon einmal in ihrem Leben ein Kind gezeugt hatten.<sup>33</sup> Diese geringe Fallzahl spiegelt die Tatsache wider, dass nur etwa 6% aller Studierenden Kinder haben und die meisten Studierenden die Familiengründung bis nach dem Studium aufschieben (vgl. etwa Middendorff et al. 2013; Statistisches Bundesamt 2013; BZgA 2013). Aufgrund dieser wenigen Fälle konnten keine Aussagen zu den relevanten Fragestellungen zu Schwangerschaft, Familiengründung und Elternschaft im Studium

---

<sup>31</sup> Genauere Informationen zu dieser Studie finden sich auf [dfg.studentensexualität.de](http://dfg.studentensexualität.de) oder bei Dekker und Matthiesen 2015.

<sup>32</sup> Davon ein Mann als Samenspende.

<sup>33</sup> Dies entspricht in etwa dem zu erwartenden Anteil von Frauen mit Schwangerschaftserfahrung in dieser Gruppe.

gemacht werden, so dass in einer zweiten Befragungswelle im Sommersemester 2013 eine zusätzliche Gruppe von  $n = 35$  Frauen mit Schwangerschaftserfahrung nachgesampelt wurde. Hierfür wurden Frauen gesucht, die mindestens schon einmal während des Studiums schwanger gewesen waren. Diese meldeten sich auf gezielte Anfrage aus dem Pool der Interviewinteressierten (s.o.) sowie über ein Schneeballsystem.

Ziel des Samplings war, wie bei qualitativen Studien üblich, eine möglichst hohe Heterogenität von unterschiedlichen Erfahrungen zu erfassen, um bestimmte Phänomene inhaltlich dicht beschreiben und verstehen zu können. Dieser Absicht wird durch den Zugang zu Studierenden unterschiedlicher Fachrichtungen der verschiedenen deutschen Universitäten Rechnung getragen. Die Reichweite der nachfolgend getroffenen Aussagen beschränkt sich dementsprechend nur auf die besondere Gruppe der Studierenden, also auf junge, akademisch gebildete Erwachsene. Die Ergebnisse können nicht auf andere Gruppen, z.B. mit einem weniger hohen Bildungsstand und auch nicht auf andere Altersgruppen übertragen werden. Der Vergleich der verfügbaren soziodemografischen Basisdaten unserer Stichprobe (Altersstruktur, Beziehungsstatus, Wohnsituation, Religionszugehörigkeit u. Ä.) mit den Daten der Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks (Middendorff et al. 2013) und den Daten des Statistischen Bundesamts (Statistisches Bundesamt 2013) legt den Schluss nahe, dass unsere Stichprobe den Mainstream der Studierenden an deutschen Hochschulen hinreichend repräsentiert. Auf einige wenige Unterschiede soll hier kurz hingewiesen werden: Im Vergleich der Verteilung der Studienfächer der Stichprobe mit den Daten der Sozialerhebung fällt auf, dass Zweidrittel der Befragten der Fächergruppe Sozialwissenschaften/Pädagogik/Psychologie angehört, während dies in der Sozialerhebung auf nur 26 % der Studierenden zutrifft (Middendorff et al. 2013: 130). Andere Untersuchungen zu studentischer Sexualität finden eine ähnliche Verteilung (vgl. Dekker und Matthiesen 2015: 252), allerdings erscheint eine Korrelation des Studienfachs mit dem Sexualverhalten von Studierenden eher unwahrscheinlich. Zudem haben in der Interviewstudie weniger als zehn Prozent der Befragten Migrationserfahrungen in erster oder zweiter Generation. Diese Zahl liegt deutlich unter den Angaben der aktuellen Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks: hier sind es 23 % aller Studierenden, die Migrationserfahrungen haben (Middendorff et al. 2013: 535f.). Die Stichprobe ist also kulturell homogener als die Gesamtheit der in Deutschland Studierenden, was gerade im Hinblick auf Sexualnormen oder Beziehungswerte von Bedeutung sein kann. Auch in den Angaben zur aktuellen Beziehungssituation und der sexuellen Orientierung finden sich Ausnahmen: zum einen überwiegen diejenigen Studierenden in fester Beziehung (75%),



während Singles im Vergleich mit den Daten der Sozialerhebung unterrepräsentiert sind (43%, Middendorff et al. 2013: 72). Zum anderen haben sich Studierende mit homosexueller Orientierung nur in Ausnahmefällen an der Studie beteiligt.<sup>34</sup>

**Tabelle 1:** Stichprobenbeschreibung.

	Frauen Zufallsauswahl n = 50	Männer Zufallsauswahl n = 50	Frauen, mit Schwanger- schaft, n=35	Gesamt n =135
<i>Alter</i>				
Durchschnittsalter (M)	23,4	23,6	27,2	24,3
Standartabweichung (Sd)	2,4	2,4	4,7	3,4
Min – Max (Jahre)	19 – 30	19 – 30	21 – 43	19 – 43
<i>Familienstand</i>				
ledig	47	49	24	120
verheiratet (zusammen lebend)	2	1	10	13
geschieden (verheiratet und getrennt lebend)	1	-	1	2
<i>Kinder</i>				
nein	49	47	17	113
ja	1	3	18	22
gegenwärtig schwanger	-	-	6	6
<i>Konfession</i>				
keine	24	18	17	59
evangelisch	12	13	12	37
katholisch	12	14	5	31
muslimisch	-	1	-	1
andere	2	4	1	7
<i>gegenwärtig in fester Beziehung</i>				
Ja	35	39	25	99
Nein	15	11	10	36
<i>Beziehungsanzahl</i>				
Durchschnitt (M)	2,3	3,3	4,3	3,2
<i>Anzahl Sexualpartner</i>				
0	2	2	-	4
1-3	19	17	7	43
4-10	19	25	14	58
11 und mehr	10	6	14	30
<i>Sexualpartner/innen</i>				
Durchschnitt (M)	6,5	5,9	12,3	7,8
<i>sexuelle Orientierung</i>				
ausschließlich heterosexuell	35	39	15	89
vorwiegend heterosexuell	9	10	13	32
bisexuell	5	-	7	12
ausschließlich homosexuell	1	1	-	2
andere	-	-	-	-

<sup>34</sup> Ein ähnlicher Befund wird auch diskutiert bei Dekker und Matthiesen (2015).

#### **4.4 Erhebungsphase**

Die Interviews wurden überwiegend telefonisch (n = 125), in Ausnahmen auch *face-to-face* (n = 10) durchgeführt.<sup>35</sup> Die *face-to-face* Interviews wurden aus pragmatischen Gründen nur in gut erreichbaren Städten (Hamburg, Bremen, Berlin) geführt, in denen es zudem Zugang zu angemessenen, einer öffentlichen Institution zugehörigen Räumen gab, und nur mit Studierenden, die diese Interviewmethode einem Telefoninterview vorzogen. Die Interviews dauerten in Abhängigkeit von den Sexual- und Beziehungserfahrungen der jeweiligen Befragten und ihrer Mitteilungsfreudigkeit zwischen 42 und 135 Minuten (im Durchschnitt 85 Minuten). Sie unterschieden sich je nach Interviewmethode nicht bezogen auf ihre Dauer oder die Gesprächsintensität. Ähnlich wie in anderen Untersuchungen (etwa Schulz und Ruddat 2012) betonten unsere Befragten in der abschließenden Reflexionsfrage nach dem Interview überwiegend die positiven Effekte des telefonischen Gesprächs, wie etwa die Anonymität der Gesprächssituation oder den verringerten Einfluss der Interviewer\_innen durch Mimik oder Gestik. Gerade bei einem sensiblen Interview-Thema wie intime sexuelle Erfahrungen scheint die höhere Anonymität der Telefonsituation den Befragten eine größerer Offenheit zu ermöglichen, was sich auch darin zeigt, dass keines der Interviews abgebrochen wurde.

Alle Interviews wurden von Mitarbeitenden des Forschungsprojekts durchgeführt, 44 Interviews mit weiblichen Befragten von mir selbst. Studentinnen wurden von weiblichen Interviewerinnen, Studenten von männlichen Interviewern befragt, die vorher in einer Schulung auf die Interviews vorbereitet wurden. Alle Teilnehmenden erhielten eine Aufwandsentschädigung von €50.-. Für die Befragung der Studentinnen mit Schwangerschaftserfahrung wurde ein leicht verändertes Erhebungsinstrument eingesetzt, das Vorgehen stimmte ansonsten mit dem der ersten Erhebung überein. Die Interviews wurden nach Einwilligung der Befragten mit einem Audiogerät aufgezeichnet und anschließend transkribiert sowie anonymisiert.

#### **4.5 Auswertungsmethodik**

Die Auswertung des Interviewmaterials basiert zentral auf zwei Vorgehensweisen der qualitativen Sozialforschung: zum einen auf der qualitativen Inhaltsanalyse, angelehnt an

---

<sup>35</sup> Das beschriebene Vorgehen bei der Gewinnung der Stichprobe und der Durchführung der Untersuchung wurde mit dem Hamburger Datenschutzbeauftragten abgestimmt. Die Namen der Interviewten sind aus Gründen des Datenschutzes geändert.

Mayring (vgl. etwa Mayring und Brunner 2009; Mayring 2010), zum anderen auf der Typenbildung (vgl. etwa Kluge 2000; Kelle und Kluge 2010).

Die Auswertungsmethodik der qualitativen Inhaltsanalyse zielt auf eine systematische und intersubjektiv überprüfbare Analyse unterschiedlicher Sorten von Texten ab. Sie bot sich für die Interviewstudie vor allem wegen der – für ein qualitatives Forschungssetting – hohen Fallzahl ( $n = 135$ ) an. Ihr Vorteil liegt in ihrem strukturierten, regelgeleiteten Vorgehen, mit dem auch größere Materialmengen systematisch klassifiziert und bearbeitet werden können:

„Mit Klassifizierung soll gemeint sein: die Ordnung des Datenmaterials nach bestimmten empirisch und theoretisch sinnvoll erscheinenden Ordnungsgesichtspunkten, um so eine strukturierte Beschreibung des erhobenen Materials zu ermöglichen“ (Mayring 2008: 22).

Bei diesem Vorgehen steht eine eher deskriptive, generalisierende Auswertung der Daten im Vordergrund. Mayring (2010) räumt ein, dass die Methode an ihre Grenzen käme, wenn die Tiefenstrukturen eines Textes im Vordergrund stehen und verweist auf andere, hier adäquatere Auswertungsmethoden wie eine tiefenpsychologische Textinterpretation (vgl. ebd.: 611). In einem ersten Schritt wird das gesamte vorliegende Textmaterial gesichtet, so dass die Forschenden einen Überblick über Inhalte und Merkmale der Stichprobe erhalten. Im weiteren Verlauf wird die jeweils zu untersuchende Materialmenge festgelegt. Zu berücksichtigen sind außerdem der jeweilige Entstehungskontext des Materials wie auch formale Aspekte der Datenerstellung, wie bspw. die Regeln der Transkription mündlicher Interviews. Als drei Grundtechniken des qualitativ-inhaltsanalytischen Vorgehens werden Zusammenfassungen, Explikationen und Strukturierungen genannt (vgl. ebd.; auch Ramsenthaler 2013). Die Zusammenfassungen reduzieren den Text auf Kernaussagen und arbeiten dafür mit induktiv, das heißt aus dem Material abgeleiteten Kategorien. Explikationen zielen darauf ab, unklare Textfragmente durch stärkere Kontextualisierung auszuleuchten. Strukturierungen wollen anhand deduktiv gebildeter Kategorien eine theorie- oder forschungsinteressegeleitete Systematisierung ausgewählter Aspekte des vorhandenen Materials erreichen. Mithilfe dieser Verfahren, die auch kombiniert angewendet werden können, lassen sich regelgeleitet Zuordnungen von Kategorien zum Textmaterial vornehmen und interpretieren (Mayring und Brunner 2009). Zentral für eine induktive wie auch deduktive Kategorienentwicklung ist, die Kategorien einer Reliabilitätsprüfung zu unterziehen und diese in Rückkoppelungsschleifen zu überarbeiten. Wenn bestimmten Textstellen stabil Kategorien zugeordnet werden können, ist es darüber hinaus möglich, Auftretenshäufigkeiten bestimmter

Aussagen oder Angaben zu berücksichtigen (vgl. ebd.: 602f.). Wegen dieses teilweise auch quantifizierenden Vorgehens schreibt Mayring (vgl. ebd.) der qualitativen Inhaltsanalyse eine „gewisse Zwischenstellung“ im „Streit um qualitative und quantitative Methoden“ zu und nutzt für das qualitative Forschungssetting den Begriff einer „qualitativ orientierten kategoriengeleiteten Textanalyse“.

Für die nachstehenden Analysen wurden die thematisch vorsortierten Interviewauszüge zunächst in die qualitative Datenauswertungs-Software MaxQDA eingelesen (vgl. Kuckartz 2012). In einem weiteren Schritt wurde das qualitative Material entsprechend einer „qualitativ orientierten kategoriengeleiteten Textanalyse“ (Mayring 2010: 604) systematisiert und ausgewertet. Zur Komplexitätsreduktion des umfangreichen Datenkorpus wurden je nach Fragestellung nur bestimmte Abschnitte der Interviews für die Datenanalysen berücksichtigt. Es wurden wie beschrieben aus dem Material induktive Ober- und Unterthemen entwickelt, die das Kategoriensystem der Auswertung bildeten. Mit Hilfe dieses Kategoriensystems konnte das Textmaterial einerseits zu bestimmten Fragestellungen zusammengefasst, andererseits dessen Bedeutungsgehalt herausgearbeitet und regelgeleitet interpretiert werden. Das Kategoriensystem wurde im Auswertungsverfahren fortlaufend überarbeitet, angepasst und rücküberprüft (Mayring 2010). Es basiert überwiegend auf Zusammenfassungen, in einigen Fällen auch auf Strukturierungen, die jeweils im Forschungsteam überprüft und diskutiert wurden.

Darüber hinaus wurden zur Verdichtung der empirischen Ergebnisse auch Typologien von Mustern (vgl. Kap. 5.1 und 6.4) bzw. Typen (vgl. Kap. 6.2 und 6.4) entwickelt. Für einzelne Themenbereiche und Fragestellungen der Interviewstudie bot sich eine Typenbildung an, „um komplexe soziale Realitäten und Sinnzusammenhänge zu erfassen und möglichst weitgehend verstehen und erklären zu können“ (Kluge 2000). Nach Kluge (ebd.) „handelt es sich bei jeder Typologie um das Ergebnis eines Gruppierungsprozesses, bei dem ein Objektbereich anhand eines oder mehrerer Merkmale in Gruppen bzw. Typen eingeteilt wird“. Zentral für die Zuordnung zu bestimmten Typen ist, dass sich die in den Gruppen versammelten Fälle untereinander möglichst stark ähneln und von den jeweils anderen Gruppen möglichst deutlich unterscheiden. In der Literatur werden vier Auswertungsstufen beschrieben, um empirisch begründete Typen bilden zu können (vgl. Kluge 1999, 2000): in einem ersten Schritt werden Merkmale bestimmt, die der Typologie zugrunde gelegt werden und relevante Vergleichsdimensionen (etwa im Hinblick auf Personen, Gruppen, Verhaltensweisen oder Normen) erarbeitet. Im zweiten Schritt werden die Fälle entlang der Vergleichsdimensionen gruppiert und im Hinblick auf empirische Regelmäßigkeiten und interne Homogenität

analysiert. Daran schließt sich eine weitergehende Analyse der inhaltlichen Sinnzusammenhänge innerhalb und zwischen den Gruppen an, „damit die ermittelten Zusammenhänge nicht nur kausal-, sondern auch sinnadäquat sind“ (Kluge 1999: 260). Dieser dritte Schritt bringt zuerst eine Merkmalsreduktion und damit Gruppen mit sich, der Vergleich von Merkmalen zwischen den Gruppen erweitert den Merkmalsraum jedoch wieder. Anhand diese kontrastierenden Analysen und Merkmalsbeschreibungen kommt es im letzten Schritt zur Charakterisierung der einzelnen Typen, wobei das jeweils „Typische“ erfasst und kenntlich gemacht werden muss (etwa Idealtyp, Prototyp, Extremtyp). Charakteristisch für die nachfolgend gewählte Typenbildung ist, dass der jeweilige Typus „in der Regel anhand ausgewählter „Kernfälle“ dargestellt wird, die den Typus in besonders „reiner Ausprägung“ repräsentieren“ (Przyborski und Wohlrab-Saar 2010: 333). Auf das jeweils zur Datenanalyse genutzte Auswertungsverfahren wird in den jeweiligen Publikationen (Kap. 5 und 6) eingegangen.

#### **4.6 Eigene Mitarbeit im Forschungsprojekt und eigener Anteil an den Publikationen**

Die vorliegende Dissertation wurde als eigenständige Forschungsarbeit im Rahmen der qualitativen Studie über „Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten“ angefertigt. Während der Projektlaufzeit war ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin auf einer Qualifikationsstelle mit 19,25 Wochenstunden in dem Projekt beschäftigt. In diesem Rahmen war ich in enger Zusammenarbeit mit der Projektleiterin in die Entwicklung und Erprobung des Erhebungsinstruments, die Konzeption und Durchführung von Interviewer\_innenschulungen sowie die Koordination und Steuerung der deutschlandweiten Erhebungsphase involviert und für die selbständige Anbahnung und Durchführung von insgesamt 44 der 85 Interviews mit weiblichen Befragten zuständig. Darüber hinaus habe ich in Kooperation mit der Projektleiterin und einem wissenschaftlichen Kollegen die Auswertung der Interviews vorbereitet und durchgeführt.

Als Erst- oder Alleinautorin aller Publikationen, auf denen diese Arbeit basiert, war ich für die Konzeption der Beiträge, die Zusammenstellung des Materials sowie dessen Analyse verantwortlich. Die Forschungsergebnisse habe ich u. a. auf unterschiedlichen nationalen wie internationalen Veranstaltungen in Form von Vorträgen und Postern präsentiert. Die Manuskripterstellung lag in allen Fällen verantwortlich in meiner Hand. Die Co-Autor\_innen haben während bzw. am Ende der Ausarbeitungen inhaltliche und strukturelle Anregungen und Überarbeitungen eingebracht. Zwei der Manuskripte („Sexual- und

Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität“ und „Desire and dilemma – gender differences in German students’ consumption of pornography“) beinhalten über das qualitative Datenmaterial hinaus Passagen, in denen quantitative Daten der repräsentativen Wiederholungsbefragung zu „Studentische Sexualität im Wandel: 1966 – 1981 – 1996 – 2012“ ausgewertet wurden. Diese Fragebogenerhebung wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert und vor bzw. parallel zu der Interviewstudie ebenfalls am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf durchgeführt. Die Erhebung und Auswertung der Daten wurden von den Projektleiter\_innen, Prof. Dr. Arne Dekker und Dr. Silja Matthiesen, vorgenommen. Im Anschluss wurden die thematisch zugeschnittenen Ergebnisse gemeinsam mit der Erstautorin interpretiert, auf die Ergebnisse der qualitativen Studie bezogen und für die beiden oben genannten Beiträge verschriftlicht.

#### **4.7 Vorstellung der Publikationen**

Die hier eingereichte Dissertation verbindet fünf unterschiedliche Publikationen zu Sexual- und Beziehungserfahrungen im jungen Erwachsenenalter anhand übergeordneter und theoriegeleiteter Fragestellungen, die unter 2.5 und 3.5 stehen und im Schlussteil aufgegriffen werden. Das Gesamtergebnis der Untersuchung über „Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten“ findet sich in dem von Dr. Silja Matthiesen verantworteten Abschlussbericht des Forschungsprojekts (Matthiesen 2016, i.E.). Für die vorliegende Arbeit wurden in Abhängigkeit zur jeweiligen Fragestellung ausgewählte Interviews bearbeitet. Nicht berücksichtigt wurden in den vorliegenden Analysen aus dem Gesamtsample Männer mit Zeugungserfahrung (n = 3), Frauen, die zum Zeitpunkt des Interviews schwanger waren bzw. deren Schwangerschaft mit einem Schwangerschaftsabbruch oder einer Fehlgeburt endeten (n = 17) sowie Frauen, die älter als 33 Jahre waren (n = 3).

Die ersten beiden Publikationen (Kap. 5.1 und 5.2) explorieren die sexuelle Sozialisation im jungen Erwachsenenalter, beschäftigen sich mit Fragen der Beziehungserprobung vs. Beziehungsetablierung in dieser Lebensphase und stellen Sexual- und Beziehungsbiografien dies- und jenseits hetero-hegemonialer Entwürfe vor. Die nachfolgenden drei Publikationen (Kap. 6.1 bis 6.3) fokussieren Geschlechterdifferenzen in den Erfahrungen mit Sexualität und Beziehung und reflektieren Geschlechterdimensionen in den Bereichen Solosexualität, Pornografiekonsum, Orgasmuserleben und in den Elternschaftsarrangements nach der Familiengründung.

## **5. Sexual- und Beziehungsbiografien im jungen Erwachsenenalter**

### **5.1 Publikation I**

*Maika Böhm, Arne Dekker und Silja Matthiesen*

Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter.

Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität.

Veröffentlicht in:

Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 2016; 36: 5–22

Die Verwendung dieses Textes erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Beltz Verlags.

Maika Böhm, Arne Dekker und Silja Matthiesen

## Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter

Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität

Sexual and Romantic Relationship Development of Young Adults. Quantitative and Qualitative Data on Student Sexuality in Germany

Bislang gibt es für den deutschsprachigen Raum wenige empirische Befunde über die Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Der vorliegende Beitrag geht auf das Sexual- und Beziehungsverhalten von Studierenden in dieser Lebensphase ein und beleuchtet das Spannungsfeld einer angenommenen Erprobung verschiedener Sexual- und Beziehungsformen auf der einen und der Etablierung fester, monogamer Liebesbeziehungen auf der anderen Seite. Präsentiert werden hierzu erstens ausgewählte Ergebnisse einer deutschlandweiten repräsentativen Fragebogenerhebung mit 2082 Studierenden sowie zweitens ausgewählte Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit 135 Studierenden. Die quantitativen Daten zeigen, dass Studierende Beziehungen in der Regel seriell monogam leben. Trotz regelmäßiger Trennungen prägen Wünsche nach Monogamie und Dauerhaftigkeit das Beziehungsleben, Sexualität findet überwiegend in festen Beziehungen statt. Die qualitativen Rekonstruktionen der bisherigen Beziehungs- und Sexualbiografien ermöglichen es, Muster der sozialen Organisation von Sexualität in und außerhalb von Beziehungen in einer Lebensverlaufsperspektive herauszuarbeiten. Hier bestätigen sich die hohe Beziehungsorientierung der Studierenden sowie ihre überwiegend seriell-monogame Beziehungsführung.

**Schlüsselwörter:** Beziehungsbiografien, emerging adulthood, qualitative Interviews, quantitative Fragebogenerhebung, sexuelle Erfahrungen

Very few empirically based findings concerning the development of sexual and romantic relationships by young adults in German-speaking areas have existed up to now. Using the example of students, this paper discusses whether this phase of life is characterised by stable, monogamous love relationships or the assumed experimentation with various forms of sexual or romantic forms of relationships. For this purpose, data selected from a representative questionnaire survey among 2082 German students is presented and followed by selected findings from a qualitative interview study of 135 German students. The quantitative data demonstrates that students generally have serially monogamous relationships. Despite separations on a regular basis, their love life is characterised by a strong desire for monogamy and stability in relationships. Sexual activities usually take place within steady relationships. The qualitative reconstructions of the students' relationship and sexuality biographies make it possible to determine patterns in the social organisation



of sexuality within and outside of relationships during the course of their lives. This confirms that German students are very relationship-oriented and primarily have serially monogamous relationships.

**Keywords:** relationship biographies, emerging adulthood, qualitative interviews, quantitative questionnaire survey, sexual experiences

## 1. Sexualität und Beziehungen als Entwicklungsaufgaben

Das Jugendalter wird in sozialwissenschaftlicher wie entwicklungspsychologischer Theorie und Forschung als Übergangs- und Entwicklungsphase mit spezifischen Herausforderungen und potentiellen Konflikten beschrieben. Allerdings wird die Altersspanne der *Lebensphase Jugend* unterschiedlich verstanden: nicht nur ihr Beginn, ebenso ihr Ende scheint unklar. Oft wird mit Adoleszenz der Zeitraum vom Beginn der Pubertät bis zu einem Alter von 18 oder 19 Jahren beschrieben. Andere Autor\_innen gehen jedoch von einer länger andauernden Lebensphase aus (vgl. etwa Hurrelmann & Quenzel, 2012), oder untergliedern sie zusätzlich in frühe, mittlere und späte Adoleszenz (vgl. etwa Feldman & Elliott, 1990). Während die sexuellen und partnerschaftlichen Entwicklungen Jugendlicher in den vergangenen Jahren dezidiert untersucht und beschrieben (vgl. etwa BZgA, 2006, 2010; Bravo-Studie, 2009; Shell-Studie, 2010) und auf psychosoziale Entwicklungsmodelle rückbezogen wurden (vgl. etwa Seiffge-Krenke & Gelhaar, 2006; Seiffge-Krenke, 2009; Wendt & Walper 2013; Stein-Hilbers, 2000), finden sich bislang kaum empirische Daten zur Beziehungs- und Sexualentwicklung im jungen Erwachsenenalter.

In der entwicklungspsychologischen Literatur lassen sich zwei Perspektiven auf die Aufgaben der Sexual- und Beziehungsentwicklung in dieser Übergangsphase zwischen Jugend und Erwachsenenalter ausmachen. Der Psychologe Jeffrey Arnett (2000, 2004, 2007) spricht sich aufgrund der Diversität der Entwicklungsprozesse gegen die Vorstellung einer verlängerten Adoleszenz aus. Er führt den Begriff *emerging adulthood* ein, einer eigenständigen Lebensphase mit spezifischen Entwicklungsaufgaben und Suchbewegungen: „*Most young people now spent the period from their late teens to their mid-20s not settling into long-term adult roles but trying out different experiences and gradually making their way towards enduring choices in love and work*“ (2007, S. 69). *Emerging adulthood* kann auch als psychosoziales Moratorium (vgl. Erikson, 1970) vor dem Eintritt in das Erwachsenenalter verstanden werden. Kennzeichnend sind Aufschub und Entpflichtung, die sich etwa in der beruflich und ökonomisch unsicheren Situation der jungen Erwachsenen zeigen. Auch Beziehungen und Sexualität werden eher unverbindlich gelebt: „*Many emerging adults are likely to fluctuate between relationships or to be involved in short sexual and romantic encounters*“ (Shulman & Connolly, 2013, S. 29). Für das dritte Lebensjahrzehnt kann in dieser Perspektive neben Suchbewegungen in beruflicher und ökonomischer Hinsicht auch ein „postadoleszentes Experimentieren“ mit „potenziellen Liebesobjekten in allen möglichen Kombinationen“ (Seiffge-Krenke, 2014, S. 392) angenommen werden.

Eine andere theoretische Perspektive zur Beschreibung alters- und phasenspezifischer Entwicklungsaufgaben geht auf das psychosoziale Entwicklungsmodell des Psychoanalytikers Erik H. Erikson (1950) zurück. Im Jugend- und jungen Erwachsenenalter sind nach Erikson u. a. die sexuelle Reife, die Identitätsfindung, die Orientierung nach Außen und der Aufbau freundschaftlicher und intimer Beziehungen zentral. Werden diese Entwicklungsstufen erfolgreich gemeistert, ist der junge Erwachsene zu einer dauerhaften, exklusiven Partnerschaft fähig und kann perspektivisch ein gelingendes Leben führen (kritisch diskutiert u. a. bei Keupp et al., 1999). Spätere entwicklungspsychologische Phasenmodelle wie das von B. Bradford Brown (1999) gehen differenzierter auf die Partnerschaftsentwicklung in dieser Lebensphase ein: In insgesamt vier Phasen, der *Initiation-Phase* (bis 14 Jahre), der *Status-Phase* (bis 17 Jahre), der *Affection-Phase* (bis 21 Jahre) und der *Bonding-Phase* (ab 21 Jahre) komme es schrittweise zu intensiveren und stabileren Beziehungen (vgl. Wendt, 2014). Für das junge Erwachsenenalter ist insbesondere die *Bonding-Phase* relevant, in der Entwicklungsaufgaben wie eine zunehmende emotionale Bindung an eine *\_n* Beziehungspartner\_in sowie die Ausgestaltung einer langandauernden Partnerschaft formuliert werden.

Der vorliegende Beitrag präsentiert Ergebnisse aus quantitativen und qualitativen Befragungen von Studierenden zwischen 18 und 30 Jahren zu Sexualität und Partnerschaft. Lassen sich für die Sexual- und Beziehungsentwicklung Hinweise auf eine zunehmende Etablierung dauerhafter Paarbeziehungen finden oder sind es vielmehr Such- und Tastbewegungen, Aufschub und Entpflichtung, die das Sexual- und Beziehungsleben in dieser Lebensphase kennzeichnen? Studierende, eine in der Regel sexuell aktive und beziehungs-erfahrene Gruppe, eignen sich für die Beantwortung dieser Fragen besonders gut, denn ihre Lebensbedingungen sind maßgeblich von Mobilität, Flexibilität und unklaren Zukunftsperspektiven geprägt.

Im Folgenden wird zunächst die Methodik der Untersuchungen vorgestellt und anschließend das Sexual- und Beziehungsverhalten von Studierenden anhand quantitativer Daten abgebildet. Um darüber hinaus die Komplexität postadoleszenter Lebenswelten und individuelle biografische Verläufe darzustellen, wird das quantitative Material mit Daten einer qualitativen Interviewstudie kombiniert (vgl. u. a. Flick, 2011). Zentral sind dabei die retrospektiven Erzählungen der Studierenden über die vergangenen zehn Jahre ihrer Sexual- und Beziehungsbiografie, aus denen sich verschiedene Typen (vgl. Kluge, 2000) der sozialen Organisation von Sexualität und Beziehungen ableiten lassen.

## 2. Studien und Methodik

Die nachfolgenden Daten stammen aus zwei empirischen Forschungsprojekten zu studentischer Sexualität. Dabei handelt es sich um die deutschlandweite, repräsentative Studie „Studentische Sexualität im sozialen Wandel“, für die seit 1966 im Abstand von jeweils rund 15 Jahren vier Fragebogenerhebungen durchgeführt wurden, um Kontinuität und Veränderungen des Sexual- und

Beziehungsverhaltens nachzuzeichnen (vgl. u. a. Giese & Schmidt, 1968; Clement, 1986; Schmidt, 2000). Im vorliegenden Beitrag wird lediglich die aktuelle Stichprobe aus dem Jahr 2012 präsentiert, die insgesamt 2082 Studierende (62 % weiblich, 38 % männlich) von 15 deutschen Universitäten umfasst. Die Teilnahmequote lag im Jahr 2012 bei 28 %, die Befragten waren durchschnittlich 24 Jahre alt. Für das Ausfüllen des Fragebogens benötigten die Befragten durchschnittlich 44 Minuten bei einer erheblichen Spannweite (5 bis 180 Minuten), die maßgeblich mit den sehr unterschiedlichen Beziehungserfahrungen der Befragten zusammenhängt. Ausgewertet werden hier die Daten der 20- bis 30-jährigen Studierenden (vgl. Tab. 1).

Die Ergebnisse der quantitativen Untersuchung werden durch eine qualitative, leitfadengestützte Interviewstudie zu „Sexuellen und sozialen Beziehungen von Studierenden“ ergänzt. Die oben genannten Themen wurden durch die Befragung von 135 Studierenden (85 weiblich, 50 männlich) vertieft und um eine detaillierte Exploration der Aspekte Verhütung, Erfahrungen mit Schwangerschaft, Kinderwunsch und Elternschaft erweitert.<sup>1</sup> Die Interviews wurden face-to-face (n=10) und telefonisch (n=125) durchgeführt und dauerten im Durchschnitt 85 Minuten (42 bis 135 Minuten). Alle Interviewpartner\_innen erhielten eine Aufwandsentschädigung von 50.- Euro. Die ersten 100 Befragten wurden als quotierte Zufallsstichprobe aus den Befragten der quantitativen Studie ausgewählt, ihr Durchschnittsalter lag bei 23,5 Jahren.<sup>2</sup>

Der *Fragebogen* umfasst einen Teil für Befragte, die derzeit in einer festen Beziehung leben. Hier werden in fünf Themenkomplexen mit insgesamt 76 Einzelfragen Informationen zur gegenwärtigen Beziehung, zur partnerschaftlichen Sexualität, zu sexuellen Problemen und sexueller Zufriedenheit, zu Treue und Untreue sowie zur Zukunft der aktuellen Beziehung erhoben. Ein alternativer Teil richtet sich an Befragte, die derzeit Single sind. Hier werden in drei Themenbereichen 33 Einzelfragen zum gegenwärtigen Singleleben, zu sexuellen Aktivitäten und Zukunftsperspektiven gestellt. Beide Gruppen beantworten darüber hinaus verschiedene Fragen zu ihren sexuellen Erfahrungen. Der Fragebogen gibt keine Beziehungsdefinition vor, definiert jedoch Begriffe für einzelne sexuelle Praktiken.

---

1 Die quantitative Fragenbogenstudie wurde durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert (vgl. [dfg.studentensexualität.de](http://dfg.studentensexualität.de)). Die qualitative Interviewstudie wurde durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) gefördert (vgl. [bzga.studentensexualität.de](http://bzga.studentensexualität.de)). Der Fragebogen bzw. Interviewleitfaden können bei der Erstautorin angefordert werden. Wir bedanken uns bei allen teilnehmenden Studierenden für ihre Offenheit!

2 Dieses Sample wurde durch eine Nacherhebung unter 35 Studentinnen mit Schwangerschaftserfahrung ergänzt, deren Daten u. a. aufgrund eines leicht abweichenden Interviewleitfadens und einer heterogeneren Altersstruktur hier nicht berücksichtigt werden. Von den 50 befragten Studenten haben drei Männer Zeugungserfahrung, von den 85 Studentinnen haben 38 Frauen Schwangerschaftserfahrung. Für die vorliegende Untersuchung werten wir lediglich eine Auswahlstichprobe mit 94 Interviews von Befragten ohne Schwangerschaftserfahrung aus.

Tabelle 1: Stichprobenbeschreibungen

	Männer	Frauen	Gesamt
<i>Studie 1</i>			
Gesamtstichprobe (n)	796	1280	2082 <sup>3</sup>
Teilnahmequote (%)	22 %	34 %	28 %
Durchschnittsalter (M)	24,1	24,4	24,2
Auswahlstichprobe (20-30j. Studierende, n)	707	1135	1848
<i>Studie 2</i>			
Gesamtstichprobe (n)	50	85	135
Durchschnittsalter (M)	23,6	23,4	23,5
Auswahlstichprobe (Befragte ohne Schwangerschaftserfahrung, n)	47	47	94

In den *qualitativen Interviews* wurden sowohl Beziehungen als auch Sexualität ausschließlich durch die Befragten selbst definiert. Zu Beginn des Interviewleitfadens steht ein wenig strukturierter, offener Teil, in dem die biografischen Erfahrungen seit der ersten Beziehung bzw. sexuellen Erfahrung bis zum Zeitpunkt des Interviews entlang einer Zeitleiste erhoben werden. Im zweiten Kapitel werden der gegenwärtige Beziehungsstatus exploriert und vertiefende Fragen zu Erfahrungen mit unverbindlichem Sex gestellt sowie der Umgang mit und die Einstellungen zu Treue erfragt. Die thematisch vorsortierten Interviewauszüge wurden in die qualitative Datenauswertungs-Software MaxQDA eingelesen (vgl. Kuckartz, 2012). Die Auswertung des qualitativen Materials orientiert sich an der Methodik der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring, 2010).

### 3. Sexuelles Verhalten und Beziehungserfahrungen

Der Großteil der befragten Studierenden, nämlich 93 %, versteht sich als ausschließlich oder vorwiegend heterosexuell. In den meisten Fällen bleibt diese *monosexuelle* Festlegung (vgl. Schmidt 2006, S. 131) des sexuellen und emotionalen Begehrens auf nur ein Geschlecht über den gesamten Lebenslauf bestehen. Zum Zeitpunkt der Befragung haben etwa zwei Drittel der befragten Studierenden eine feste Beziehung, ein Drittel ist gegenwärtig Single (vgl. Tab. 2). Im Durchschnitt leben Studierende zu Beginn des Studiums (mit 20–22 Jahren) in ihrer zweiten, am Ende des Studiums (mit 26–30 Jahren) in ihrer dritten festen Beziehung (vgl. Tab. 2). Die gegenwärtigen Beziehungen sind schon relativ etabliert, sie dauern im Durchschnitt bereits seit 40 Monaten an. Die Dauer der aktuellen Beziehung hängt allerdings mit dem Alter der Befragten

<sup>3</sup> Sechs Befragte gaben als Geschlecht „sonstige“ an und bezeichneten sich u. a. als „genderfluid“ oder „queer“.

Tabelle 2: Beziehungserfahrungen und Beziehungswerte (nach Geschlecht)

	Männer	Frauen	Gesamt
<i>gegenwärtig in fester Beziehung*</i>	58 %	67 %	64 %
<i>Anzahl der bisherigen festen Beziehungen (Mittelwert)</i>			
Alle	2,4	2,4	2,4
20-22 Jahre	2,0	2,1	2,1
23-25 Jahre	2,3	2,3	2,3
26-30 Jahre	3,0	3,0	3,0
<i>Dauer der gegenw. Beziehung in Monaten** (Mittelwert)</i>			
Alle	37	41	39
20-22 Jahre	28	28	28
23-25 Jahre	36	42	40
26-30 Jahre	51	58	55
<i>Zusammenwohnen mit Beziehungspartner_in (Anteil in %)</i>			
Alle	35 %	46 %	42 %
20-22 Jahre	17 %	29 %	25 %
23-25 Jahre	32 %	47 %	42 %
26-30 Jahre	60 %	66 %	63 %
<i>Einstellungen zu Treue (Anteil in %)</i>			
Halte Treue für unbedingt notwendig	71 %	78 %	76 %
Halte Treue ist wünschenswert	22 %	19 %	20 %
Halte Forderung nach Treue für falsch	7 %	3 %	5 %
<i>Treueforderung in der festen Beziehung (Anteil in %)</i>			
Verlange sexuelle Treue von Partner_in	81 %	85 %	83 %
Partner_in verlangt sexuelle Treue von mir	87 %	89 %	88 %
<i>Untreue</i>			
Bin in gegenwärtiger Beziehung fremdgegangen	11 %	9 %	10 %

\* 20- bis 30-jährige Studierende (n=1848)

\*\*20- bis 30-jährige Studierende in fester Beziehung (n=1176).

zusammen, die Beziehungen der 26- bis 30-Jährigen sind im Durchschnitt am längsten. Immerhin gut ein Drittel der fest liierten Studenten und fast die Hälfte der Studentinnen lebt mit dem\_der aktuellen Partner\_in zusammen. Ein wichtiger Wert in diesen Beziehungen ist Treue: Sowohl allgemein als auch mit Bezug auf den\_die gegenwärtige\_n Partner\_in hält ein großer Teil der Befragten Treue für unbedingt notwendig bzw. verlangt diese von dem\_der Partner\_in. Die Studierenden folgen diesem Ideal auch im Verhalten: Nur rund ein Zehntel ist in der gegenwärtigen Beziehung bereits einmal fremdgegangen.

Rund 90 % der Studierenden – etwas weniger Männer als Frauen – haben bereits Erfahrungen mit heterosexuellem Geschlechtsverkehr gemacht (vgl. Tab. 3). Die Mehrzahl, nämlich knapp 70 % der Befragten, hat das „erste Mal“ mit 18 Jahren oder früher erlebt. Trotz ihrer hohen Beziehungsorientierung sind die meisten Studierenden auch während der Singlephasen ihres Lebens sexuell aktiv und haben folglich mehr Sexual- als Beziehungspartner\_innen (vgl. Tab. 3). Frauen geben durchschnittlich rund sechs, die Männer rund sieben verschiedene Sexualpartner\_innen an; wie zu erwarten, steigt die Anzahl der Sexualpartner\_innen mit dem Alter der Befragten.

Tabelle 3: Sexuelle Erfahrungen (nach Geschlecht)

	Männer	Frauen	Gesamt
<i>Bereits Erfahrung mit Geschlechtsverkehr</i>	87 %	93 %	91 %
<i>Beim ersten Geschlechtsverkehr 18 Jahre oder jünger</i>	63 %	72 %	69 %
<i>Anzahl bisheriger Sexualpartner (Mittelwert)</i>			
Alle	7,2	5,9	6,4
20-22 Jahre	7,2	4,8	5,7
23-25 Jahre	6,8	5,7	6,1
26-30 Jahre	7,6	8,0	7,9

Die sexuellen Aktivitäten von Studierenden lassen sich unabhängig von ihrem Beziehungsstatus genauer beschreiben, wenn als Bezugsgröße die Summe aller Sexualakte in den letzten vier Wochen berücksichtigt wird (vgl. Tab. 4). Zählt man alle von den Studierenden für diesen Zeitraum beschriebenen Sexualakte zusammen und überprüft, in welcher Beziehungskonstellation sie stattfanden, so zeigt sich ein beeindruckend traditionelles Bild: Mehr als 90 % aller studentischen Sexualakte erfolgten in festen Beziehungen, deutlich weniger als ein Zehntel gingen auf das Konto der Singles – die ja immerhin etwa ein Drittel der Befragten ausmachen. Tabelle 4 bestätigt zudem die geringe Bedeutung des „Fremdgehens“ für die Organisation von studentischer Sexualität.

Tabelle 4: Verteilung aller Sexualakte in den letzten vier Wochen (nach Beziehungsstatus und Geschlecht, in %)

	Männer	Frauen	Gesamt
Sexualakte mit festem_r Partner_in	93,1 %	91,6 %	92,1 %
Sexualakte mit Affäre/sexueller Außenbeziehung	0,5 %	0,4 %	0,5 %
Sexualakte von Singles	6,4 %	8,0 %	7,5 %

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Studierende eine hohe Beziehungsorientierung aufweisen und ihre Sexualität vorwiegend in festen Beziehungen organisieren. Neben romantischen Liebesgefühlen sind vor allem sexuelle und emotionale Treue wichtige Beziehungswerte und werden als zentral für die Beziehungsqualität und -dauer erlebt. Nur in Singlephasen sammeln junge Erwachsene Erfahrungen mit unverbindlicher Sexualität außerhalb von Beziehungen.

#### 4. Beziehungsbiografien

Die bisherige Darstellung betrachtet studentisches Sexualleben durch die Brille quantitativer Querschnittsdaten. Ein differenzierteres Bild ergibt sich, wenn wir die qualitativen Daten hinzuziehen und die Verläufe und individuellen Sinn-

gebungen der sexuellen Biografie berücksichtigen, denn hinter durchschnittlichen Beziehungszahlen, Sexpartnerzahlen und Sexualakten stehen ganz unterschiedliche Lebensgeschichten. Diese bezeichnen wir als Beziehungsbiografien und meinen damit die individuelle biografische Abfolge von Beziehungen und Singleperioden in der Zeitspanne seit dem 13. Geburtstag bis zum Zeitpunkt des Interviews (etwa zehn Jahre). Letztlich ergibt sich so für alle Befragten ein individuelles Muster (vgl. Abb. 1). Im Hinblick auf ihre Beziehungsverläufe lassen sich fünf biografische Muster identifizieren, die nachfolgend vorgestellt werden (vgl. Tab. 6). Die Biografien differieren hinsichtlich der Abfolge und Dauerhaftigkeit der Beziehungen, aber auch in Bezug auf die berichteten sexuellen Aktivitäten und werden anhand ausgewählter Fälle beschrieben.



Abbildung 1: Legende Beziehungsbiografien

Tabelle 5: Beziehungen und sexuellen Aktivitäten in Beziehungsbiografien, n = 89<sup>5</sup>

	Sexuelle Aktivitäten nur in Beziehungsphasen	Sexuelle Aktivitäten in Single- und Beziehungsphasen
<p><b>Serielle Beziehungsmuster</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Biografischer Wechsel Single- und Beziehungsphasen</li> <li>• Mindestens zwei oder mehr Beziehungen</li> <li>• Jede Beziehung länger als ein Jahr</li> <li>• Sexuell exklusiv und als dauerhaft verabredet</li> </ul>	<p><b>Typ 1:</b> liebesromantisch „Sex ohne Gefühle ist nicht das Wahre“</p>	<p><b>Typ 2:</b> erfahrungs-offen „Viel mehr Erfahrung in viel kürzerer Zeit“</p>
<p><b>Langandauernde Beziehungsmuster</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Biografische Kontinuität einer Beziehung</li> <li>• Beziehung länger als fünf Jahre</li> <li>• Aktuelle Beziehung bisher die einzige (mit Sex)</li> <li>• Sexuell exklusiv, dauerhaft, bürgerliche Werte</li> </ul>	<p><b>Typ 3:</b> bürgerlich „Sich eine gemeinsame Zukunft und Werte wie Ehe und Kinder vorstellen“</p>	<p>-*</p>
<p><b>Beziehungsferne Muster</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• Biografische Abwesenheit von Beziehungsphasen</li> <li>• Wenig Lebenszeit in Beziehungen verbracht</li> <li>• Langandauernde Singlephase, mind. drei Jahre</li> <li>• I.d.R. aktuell in Singlephase</li> </ul>	<p><b>Typ 4:</b> enthaltsam „Ich halte nichts von einfachen, losen, sexuellen Kontakten“</p>	<p><b>Typ 5:</b> hedonistisch „Mich ausleben und möglichst viel ausprobieren“</p>

\* im langandauernden Beziehungsmuster gibt es keinen Verlauf mit sexuellen Aktivitäten in einer Singlephase.

5 Fünf Beziehungsbiografien lassen sich dieser Typologie nicht zuordnen.

#### 4.1 Serielle Beziehungsmuster

Die große Mehrheit, nämlich etwa zwei Drittel aller Beziehungsbiografien (70 %), lassen sich einem Muster zuordnen, in dem sich Single- und Beziehungsphasen mehrfach abwechseln – wir sprechen deshalb vom seriellen Beziehungsmuster (vgl. Matthiesen, 2013, S. 25). Charakteristisch für dieses Muster ist die relativ hohe Beziehungserfahrung mit wechselnden Partner\_innen. Die Studierenden hatten mindestens zwei (oder mehr) Beziehungen, von denen die letzte in den meisten Fällen zum Zeitpunkt der Befragung noch andauert. Die jeweiligen Beziehungen dauern in der Regel ein Jahr oder länger, sie sind sexuell exklusiv und prinzipiell dauerhaft angelegt. Im seriellen Muster finden sich zwei unterschiedliche Formen, sexuelle Aktivitäten zu organisieren: In der ersten Variante wird Sexualität ausschließlich an romantische Liebesgefühle und ein verbindliches Beziehungskonzept gebunden, Sex findet also nur in festen Beziehungen statt. Fast doppelt so häufig tritt der zweite Untertyp auf, in dem mit Sexualität offener umgegangen wird und diese sowohl in Beziehungs- als auch in den dazwischenliegenden Singlephasen vorkommt. Zwei Fallbeispiele sollen die beiden Ausprägungen des seriellen Beziehungsmusters exemplarisch verdeutlichen:

##### *Liebesromantischer Typ*

Paul<sup>6</sup>, 23, ging seine erste Beziehung mit 16 Jahren ein, dort erlebte er auch seinen ersten Geschlechtsverkehr. Die Beziehung endete drei Jahre später, als er seinen Heimatort zum Studieren verließ: *„das hat sich angebahnt, dass das auf Dauer über Distanz nicht funktionieren würde.“* Nach einem Singlejahr, in dem er sexuell nicht aktiv war, verliebte er sich mit 20 Jahren in seine aktuelle Freundin, eine Kommilitonin. Vor drei Monaten zogen sie in eine gemeinsame Wohnung. Unverbindlichem Sex, erzählt Paul, *„kann ich nicht so viel abgewinnen.“* Für ihn ist sexuelle Aktivität eng an Liebe und Beziehung gekoppelt. Er führt dazu aus: *„Ich bin jetzt in der zweiten langen Beziehung und fühl mich darin sehr wohl. Ich finde das erste Mal mit einer Person, das ist so ein bisschen verkrampft und das wird dann entspannter und für mich besser, je länger ich mit der Person zusammen bin.“*

Paul, 23 Jahre: 2 Sexpartnerinnen, 2 Beziehungen

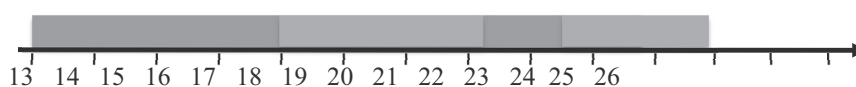


Abbildung 2: Liebesromantischer Typ

In dieser Beziehungsbiografie werden die für den liebesromantischen Typ charakteristische serielle Beziehungsführung und die enge Kopplung von Beziehung und Sexualität sichtbar. Diese Befragten äußern zwar durchweg eine lie-

<sup>6</sup> Alle Namen wurden nach den Interviews anonymisiert.



rale Haltung zu unverbindlichen sexuellen Erlebnissen, zeigen sich jedoch selbst nicht interessiert daran. Wir finden weder eine Absage an die Vorstellung einer lebenslang andauernden, monogamen Liebesbeziehung, wie sie von der Studierendenbewegung der späten 1960er-Jahre (vgl. etwa Clement, 1986; Verlinden, 2015) postuliert wurde, noch eine Zunahme an unverbindlichen sexuellen Begegnungen außerhalb fester Beziehungen, wie es in US-amerikanischer Forschung für dortige Studierende beschrieben wird (vgl. etwa Lewis et al., 2013; Paul, Wenzel & Harvey, 2008).

#### *Erfahrungsoffener Typ*

Joana, 24, erlebte ihren ersten Koitus als 14-Jährige mit ihrem damaligen 18-jährigen Freund. Die beiden trennten sich nach etwa einem Jahr, danach war Joana länger Single, bevor sie mit 18 Jahren die nächste, zwei Jahre dauernde Beziehung einging. Diese beendete sie, weil ihr Partner bereits „von Ehe und Kindern gesprochen hat. Was aber für mich mit 18, 19, 20 noch weit, weit weg schien. [...] Für mich wär das jetzt nicht in Frage gekommen, gleich so früh zu heiraten und Kinder zu kriegen und mich so festzulegen.“ Als Single war sie sexuell aktiv mit vertrauten Freunden, schlief aber bis auf eine Ausnahme nie mit den Partnern, weil es ihr zu intim war für den unverbindlichen Kontext: „In der [Single-]Zeit ist man dann auch viel feiern gegangen. Ich hab viel gedatet und bin oft bis in den Bereich Knutschen und Petting gegangen. Hab aber selten tatsächlich mit den Männern geschlafen, weil mir das irgendwie ein bisschen zu wertvoll oder intim war.“ Seit einigen Monaten ist sie mit ihrem jetzigen Partner zusammen, den sie an der Uni kennengelernt hat. Sie ist glücklich mit der Beziehung und wünscht sich, dauerhaft mit ihrem Freund zusammen zu bleiben.

Joana, 24 Jahre: 6 Sexpartner, 4 Beziehungen

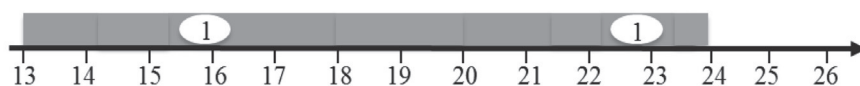


Abbildung 3: Seriellles Beziehungsmuster, erfahrungsoffener Typ

Sexualität wird hier in- und außerhalb von Beziehungen gelebt und ist weniger eng mit dem liebesromantischen Ideal verknüpft. Dennoch wird auf die Wichtigkeit von Gefühlen wie Vertrauen und Zuneigung auch für unverbindliche sexuelle Begegnungen hingewiesen. Das sexuelle Experimentieren und die sporadischen Beziehungen, wie sie etwa Shulman & Connolly (2013) für die emerging adulthood beschreiben, tauchen in diesem Typ als gelegentliches Sexualverhalten in Singlephasen auf. Diese Erfahrungen werden größtenteils positiv gewertet (vgl. Plagge & Matthiesen, 2015), gleichzeitig jedoch als temporär in einer Übergangsphase zwischen Beziehungen verstanden, die von nahezu allen Befragten als Beziehungsstatus favorisiert werden.

## 4.2 Langandauernde Beziehungsmuster

Das zweite Grundmuster studentischer Beziehungsbiografien zeichnet sich durch lange Beziehungen mit nur einem\_einer Partner\_in aus. Etwa ein Zehntel der Befragten lassen sich diesem *langandauernden Beziehungsmuster* zuordnen. Neben der langen Beziehungsdauer von mehr als fünf Jahren kennzeichnet dieses Muster, dass in der Regel die aktuelle Beziehung bislang die einzige feste Beziehung ist. Weiteres Merkmal ist die partnerschaftlich offen kommunizierte gemeinsame Zukunftsperspektive, die sich an bürgerlichen Wertvorstellungen orientiert. In diesem Muster findet sich nur eine Form, wie Sexualität organisiert ist, nämlich an „die eine“ Beziehung gekoppelt:

### *Bürgerlicher Typ*

Die 24-jährige Anja führt seit acht Jahren ihre erste und bisher einzige Beziehung. Mit ihrem Freund hatte sie mit 16 Jahren ihren ersten Geschlechtsverkehr, kurze Zeit später sind sie zusammen gekommen. Zu Beginn der Beziehung war ihr Partner ambivalent und es gab eine kurze Trennungsphase. Seitdem ist die Beziehung jedoch stabil, sexuell exklusiv und macht sie glücklich: „*Wir kennen uns schon relativ lang. Und wir sind extrem gut befreundet. Also ich würde auch sagen, dass er fast mein bester Freund noch dazu ist. Und da ist einfach sehr viel Liebe dabei und Vertrauen und Freundschaft. Und auch viele gleiche Interessen und viele gleiche Freunde.*“ Anja lebt noch zuhause bei ihren Eltern, ihr Freund beginnt demnächst sein Studium in einer anderen Stadt. Sie würde gern mehr Zeit mit ihm verbringen und wünscht sich, mit ihm zusammenzuziehen. Von einer gemeinsamen Zukunft mit ihm geht sie aus und berichtet, „*[In zehn Jahren] hätte ich vermutlich zwei Kinder, würde in einem eigenen Haus wohnen und mein Freund wäre mein Mann.*“

Anja, 24 Jahre: 1 Sexpartner, 1 Beziehung

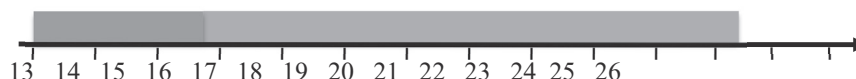


Abbildung 4: Bürgerlicher Typ

In Beziehungsbiografien dieses Typs findet sich ein traditioneller, eheähnlicher Beziehungsentwurf, der unaufgeregt und pragmatisch berichtet wird. Die aktuelle Lebensphase wird weder mit postadoleszentem sexuellem Experimentieren (vgl. Seiffge-Krenke, 2014) noch wechselnden, sporadischen Beziehungen (vgl. Shulman & Connolly, 2013) assoziiert. Erprobt wird eine Lebensform, die bürgerlichen Vorstellungen entspricht und von der Mehrzahl der Studierenden als Lebensform für die Zukunft angestrebt wird, nämlich eine etablierte und verbindliche feste Beziehung. Der Moment des Aufschubs zeigt sich darin, dass die gemeinsame Wohnung, ökonomische Abhängigkeiten, Ehe-

schließung und Familiengründung auf einen späteren biografisch späteren Zeitpunkt verschoben werden.

### 4.3 Beziehungsferne Muster

Das dritte Muster, dem sich etwa 15 Prozent der Studierenden zuordnen lassen, verlässt die bisherige Spur der deutlichen Beziehungsorientierung. Wir beschreiben es als *beziehungsfernes Muster*, das sich durch aktuelle oder in der Vergangenheit liegende, lange Singlephasen auszeichnet, die in jedem Fall mindestens drei Jahre andauern. Biografisch betrachtet wurde auffallend wenig Lebenszeit in festen Beziehungen verbracht, die Spanne variiert in dieser Gruppe zwischen null bis maximal drei Beziehungsjahren. In beziehungsfernen Biografien finden sich ebenfalls zwei Wege, mit Sexualität umzugehen: entweder kommen biografisch kaum oder keine sexuellen Erlebnisse vor oder es finden sich sexuell aktive, lustorientierte Singles:

#### *Enthaltamer Typ*

Bianca, 21, hatte noch keine feste Beziehung und keinen Koitus. Erste sexuelle Erfahrungen sammelte sie während einer Urlaubsreise mit 18 Jahren sowie auf einer Fastnachtfeier mit einem Bekannten. Sie machte in beiden Fällen dem jeweiligen Partner die Grenze des sexuellen Kontakts deutlich: „*ich hab erzählt, dass ich noch Jungfrau bin und wir hatten 'ne stille Vereinbarung, dass es nicht zum Sex kommt*“. Ihren ersten Geschlechtsverkehr möchte sie mit einem Mann erleben, den sie liebt und mit dem sie eine Beziehung führt. Bianca fühlt sich oft einsam und stellt sich vor, wie eine ideale Beziehung aussähe: „*Mal wünsch ich mir einen Freund, damit ich nicht immer alleine bin, andererseits denk ich mir, im Studium ist es auch 'n bisschen schwieriger. Aber da ich größtenteils dazu tendiere, einen Freund haben zu wollen, ja, ich fühl mich öfters mal alleine.*“ Für sie ist es schwierig, den passenden Partner zu finden: sie mag weder ausgehen noch das Internet nutzen, um jemanden kennenzulernen.

Bianca, 21 Jahre: 0 Sexpartner, 0 Beziehungen

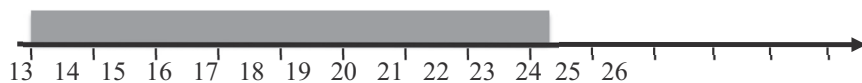


Abbildung 5: Enthaltamer Typ

Beziehungsbiografien dieses Typs zeichnen sich durch fehlende Sexual- und Beziehungserfahrungen aus, die überwiegend zwar gewünscht werden, sich aber noch nicht realisieren ließen. Als Begründung wird zum einen auf die eigene Attraktivität rekuriert, zum anderen werden Schwierigkeiten mit der Partner\_insuche genannt, weder die Möglichkeiten des Internets noch die sozialen Kontakte über das Studium erscheinen adäquat. Zwar berichten alle von

Erfahrungen mit Einsamkeitsgefühlen und wünschen sich perspektivisch, in einer Beziehung zu leben, haben sich jedoch mit der Situation arrangiert und deuten sie teilweise in einen gewünschten Zustand um. Auch hier finden wir liberale Einstellungen zu unverbindlichem Sex bei Anderen; eigene sexuelle Aktivitäten und besonders der erste Koitus werden jedoch als besonders und bedeutungsvoll gewertet und sollen erst in einer festen Liebesbeziehung vorkommen. Die für die emerging adulthood charakteristische Such- und Tastbewegung scheint bei diesem Typ eher zaghafter Natur zu sein.

#### *Hedonistischer Typ*

Peter, 26, erlebte seinen ersten Geschlechtsverkehr mit 19 mit einer Kindheitsfreundin. Die nächsten Jahre experimentierte er viel mit verschiedenen Sexualpartnerinnen, nach seiner Schätzung waren es etwa 20 Frauen, mit denen er vorwiegend One-Night-Stands hatte. Mit 24 Jahren ging er seine erste Beziehung ein, nach drei Monaten trennte er sich. Danach hatte er erneut verschiedene One-Night-Stands: „*Ich habe viele Frauen während der Studienzeit kennengelernt, mit denen ich vorrangig One-Night-Stands hatte. [...] Das war so gewollt, ich wollte länger keine Beziehung haben, ich wollte mich ausleben. Gerade wenn man neu in der Stadt ist als Student, möchte man viel ausprobieren und das habe ich genutzt. Das war manchmal anstrengend, man muss losgehen und wen kennenlernen, in die Disko usw., aber vorrangig habe ich das Ganze immer positiv gesehen. Ich war frei und konnte machen, was ich wollte, war nicht gebunden.*“ Seit Kurzem ist er erneut in Beziehung, bislang haben sie nicht miteinander geschlafen, weil sie noch Jungfrau ist. Mit seiner Freundin kann er sich „*etwas Handfesteres vorstellen [...], aber es ist gerade erst in der Entwicklung, wir kennen uns erst einen Monat und ich kann noch nicht genau sagen, wie lange das jetzt so halten wird, oder auch nicht – wenn man das überhaupt sagen kann.*“

Peter, 26 Jahre: 19 Sexpartnerinnen, 2 Beziehungen

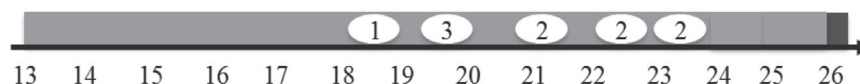


Abbildung 6: Hedonistischer Typ

Die Beziehungsbiografien dieses Typs sind durch sexuelle Erfahrungen mit wechselnden Partner\_innen in unverbindlichen Settings, unabhängig von Erwartungen an eine dauerhafte Beziehung, gekennzeichnet. Wir finden eher Fluktuation denn Stabilität im Sexual- und Beziehungsverhalten, es zeigt sich hier das von Seiffge-Krenke (2014) beschriebene postadoleszente Experimentieren mit potenziellen Liebesobjekten. Der hedonistische Typ hat auch Ähnlichkeiten mit der in US-amerikanischer Forschung beschriebenen „Hookup Culture“ (Garcia et al., 2012; Monto & Carey, 2014) und markiert das junge Erwachsenenalter

als einen Möglichkeitsraum, in unverbindlichen Settings sexuell aktiv zu sein und Sexual- wie Beziehungsformen spielerisch zu erproben.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das serielle Muster in seinen unterschiedlichen Verläufen die studentischen Beziehungsbiografien dominiert. Auch wenn Sexualität größtenteils bereits entkoppelt von Beziehungen gelebt wurde, wiederholt sich in den Erzählungen die enge Verknüpfung von Partnerschaft, Sexualität und Liebesgefühlen. Romantische Liebesvorstellungen, mit einer Einheit von Liebe und sexueller Leidenschaft, Dauerhaftigkeit und sexueller Exklusivität, sind zentral (vgl. Lenz, 2005). Nicht nur im liebesromantischen oder bürgerlichen Typ, auch bei dem erfahrungsoffenen Typ finden sich Hinweise auf eine Favorisierung dieses Dreigespanns. Experimentierfreudiger und offener für emotional unverbindliche sexuelle Erfahrungen zeigt sich nur der hedonistische Typ im beziehungsfernen Muster.

## 5. Treue in studentischen Beziehungsbiografien

So sehr sich individuelle Beziehungsbiografien unterscheiden, so sehr ähneln sich die Haltungen zu Treue. Eine Befragte fasst in knappen Worten zusammen, was für einen Großteil der Studierenden gilt: *„Ehrlichkeit und Treue sind die zwei obersten Gebote“* (Paula, 22). Die meisten Befragten sind während der gesamten Dauer ihrer bisherigen Beziehungsbiografie treu gewesen und erwartet dies auch von ihrem/ihrer jeweiligen Beziehungspartner\_in. In vielen Fällen wird diese Erwartung nicht aus- oder abgesprochen: *„Ich denk, das klappt bei uns. So vom Verhalten und von den Jahren her wurde das, glaub ich, immer klarer dann“*, erzählt etwa die 25-jährige Kristin und auch Steven, 25, berichtet: *„Wir haben uns jetzt nicht an einen Tisch gesetzt und das geklärt. Aber ich denke, dass wir da ähnliche Vorstellungen haben.“* In anderen Beziehungen kommt es zu partnerschaftlichen Absprachen, wie bspw. bei Svetlana, 22: *„Er hat mich mal gefragt, was ich als Fremdgehen bezeichnen würde. Dann habe ich ihm das gesagt. [...] Dann hat er gemeint, das ist für ihn genauso und er würde auch ausflippen, wenn er mich knutschend mit 'nem anderen Kerl sehen würde. Auch wenn da sonst nichts läuft. Wir haben jetzt nicht gesagt ‚Hand drauf‘, aber wir haben uns drauf verständigt. Jeder wusste ab dann, woran er ist.“* Ein möglicher Bruch mit Treuevorstellungen oder partnerschaftlichen Absprachen führt in den meisten Schilderungen unweigerlich zum Ende der Beziehung: *„Wenn das Vertrauen in eine Person bei mir kaputt gegangen ist, dann hat die Beziehung für mich keine Zukunft mehr, weil für mich das das Grundgerüst einer Beziehung ist“* (Axel, 22).

Dennoch hat ein kleiner Teil der Studierenden selbst Erfahrungen mit Untreue gemacht. Zum einen werden diese Erfahrungen als sogenannte „Ausrutscher“ beschrieben, es gab also einen monogamen Anspruch, der aber scheiterte. Zum anderen findet sich die Figur des „Ausstiegs“, in der die eigene sexuelle Untreue als Indiz für eine Krise der Beziehung bzw. eine bevorstehende Trennung gedeutet wurde.

**Sven, 24:** „Theoretisch ist [Treue] ein hohes Gut. Klar habe ich das auch (lacht) gebrochen (lacht), aber nichtsdestotrotz will ich das eigentlich gar nicht, dagegen verstoßen. Es ist eigentlich ein hoher Anspruch an mich selber, dass ich treu bin.“

**Carina, 24:** „Ich hab zwei meiner vorherigen Partner betrogen und das war für mich ein Zeichen, dass die Beziehung mir nicht so wichtig sein kann, wenn so was passiert. Deswegen kann ich nicht sagen, dass Treue keinen Stellenwert hatte in dem Moment, sondern eher die Beziehung nicht mehr das war, wie es sein sollte.“

Nur eine Handvoll Studierender hat bereits in nicht als monogam verabredeten Beziehungen gelebt (vgl. ausführlich Böhm, 2015). Vor allem geht es dabei um die Freiheit, außerhalb der Beziehung sexuell aktiv sein zu können: „Die Beziehung ist exklusiv, aber sexuell bin ich da relativ offen“, beschreibt es etwa die 21-jährige Inga. In diesen Beziehungen werden eigene Vorstellungen von Treue ausgehandelt, individuelle Verabredungen getroffen und Grenzen bzw. Konsequenzen abgesprochen: „Sexuelle Treue würde ich so definieren, dass ich die Regeln, die wir abgemacht haben, einhalte“ (Elias, 23). Anders als in den monogamen Beziehungsentwürfen, in denen übereinstimmende Treueansprüche der Partner\_in oft stillschweigend angenommen werden, sind in nicht-monogamen Beziehungen die partnerschaftlichen Aushandlungsprozesse um Sexualität und Beziehungen zentral. Sexualforscher wie Sigusch (2013, S. 410 ff.) und Schmidt (2003, S. 12) beschreiben dies als Verhandlungs- bzw. Konsensmoral und führen dazu aus, dass heutzutage „nicht sexuelle Handlungen/Praktiken, sondern die Art und Weise ihres Zustandekommens, also Interaktionen [bewertet werden]“ (ebd.). Zu pluralen Beziehungsentwürfen, zu „neuen Herangehensweisen zu Fragen des Liebes- und Beziehungslebens“ (Klesse, 2013, S. 30) führen diese Verhandlungen jedoch nicht, konzentrieren sie sich doch ausschließlich auf die Lockerung der sexuellen Exklusivität.

Insgesamt sind die Erzählungen der Studierenden geprägt von einer weitreichenden Einigkeit über einen traditionellen Treuebegriff und erstaunlich wenig Austausch darüber, was im Bereich sexueller und emotionaler Exklusivität möglich bzw. unmöglich ist. Monogamie dominiert sowohl das Beziehungsverhalten der Befragten als auch ihre Werteorientierungen und ihre Ansprüche an die Beziehung. Anders als in ihrer Großelterngeneration ist bei heutigen jungen Erwachsenen Treue jedoch nicht an die Institution Ehe und nicht dauerhaft an eine Partner\_in gebunden, sondern macht die jeweilige, aktuelle Liebesbeziehung einzigartig.

## 6. Diskussion der Ergebnisse

Das quantitative wie qualitative Datenmaterial zeigt, dass Studierende Sexualität mehrheitlich in Beziehungen und Beziehungen überwiegend seriell und monogam leben. Für das Spannungsfeld von „Beziehungserprobungen“ einerseits und „Beziehungsetablierung“ andererseits im jungen Erwachsenenalter kön-

nen wir von einem sowohl – als auch beider Dimensionen sprechen: einerseits finden wir Beziehungserprobungen, ‚aufgeschobene‘ dauerhafte Liebesbeziehungen und unverbindliche sexuelle Erfahrungen, wie Arnett es im Sinne der *emerging adulthood* beschreibt, insbesondere beim erfahrungsoffenen und hedonistischen Typ. Andererseits zeigt sich auch die nach Browns Phasenmodell (1999) angenommene Zunahme von Emotionalität und Stabilität von Beziehungen in dieser Lebensphase, insbesondere im liebesromantischen und bürgerlichen Typ. Die Annahme, dass *vor allem* unverbindliche sexuelle Begegnungen, ein fluktuierendes Beziehungsverhalten und sporadische Beziehungserprobungen (etwa Shulman & Connolly, 2013; Seiffge-Krenke, 2014) das junge Erwachsenenalter prägen, lässt sich aber ebenso wenig bestätigen wie die Vorstellung einer *kontinuierlichen Zunahme* fester Liebesbeziehungen. Das gesamte Spektrum möglicher sexueller Begegnungen wird aber überraschend selten und nur in zeitlich überschaubaren Singlephasen (vgl. Plagge & Matthiesen, 2015) genutzt. Noch seltener werden Erfahrungen mit nicht-monogamen Beziehungen außerhalb des dominanten Treuegebots gemacht (vgl. Böhm 2015) und entsprechend einer Verhandlungsmoral (Schmidt 2003) individuelle Verabredungen zum Umgang mit außerpartnerschaftlicher Sexualität getroffen.

Die empirischen Ergebnisse legen eine Erweiterung der von Entwicklungspsychologen wie Brown (1999) angenommenen Entwicklungsaufgaben für das junge Erwachsenenalter nahe: zwar findet sich eine intensivere Beziehungsorientierung mit zunehmendem Lebensalter und sind romantische Liebe, Monogamie und Dauerhaftigkeit zentrale Werte. Die serielle Monogamie, die kennzeichnend für diese Lebensphase ist, umfasst aber auch Momente des „Aufschubs“ (etwa der Ehe bzw. der einen, lebenslangen Partnerschaft) und der „Entpflichtung“ (etwa in den Erfahrungen mit unverbindlichem Sex). Möglicherweise lässt sich diese Phase also als „halbiertes Moratorium“ begreifen, das in den Dienst einer Einübung von – zumindest vorübergehender – Selbstverpflichtung gestellt wird.

## Literatur

- Arnett, J. J. (2000). Emerging adulthood. A theory of development from the late teens through the twenties. *American Psychologist*, 55, 469–480.
- Arnett, J. J. (2004). *The winding road from the late teens through the twenties*. New York: Oxford University Press.
- Arnett, J. J. (2007). Emerging adulthood. What is it, and what is it good for? *Child Development Perspectives*, 1, 68–73. doi: 10.1111/j.1750-8606.2007.00016.x.
- Böhm, M. (2015). Irgendwie anders?! Studentische Beziehungsbiografien jenseits traditioneller Sexual- und Beziehungsnormen. In: W. Driemeyer, L. Rustige, B. Gedrose & A. Hoyer (Hrsg.), *Grenzverschiebungen des Sexuellen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft*, S. 165-189. Gießen: Psychosozial.
- BRAVO-Studie (2009). *Liebe! Körper! Sexualität!* BRAVO-Dr.-Sommer-Studie. München: Bauer Media Group.
- Brown, B. B. (1999). „You are going out with who?“. Peer influences on adolescent relationships. In W. Furman, B. B. Brown & C. Fering (Hrsg.), *The development of romantic relationships in adolescence* (S. 291–329). New York: Cambridge University Press.

- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2006). *Jugendsexualität*. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Köln: BZgA.
- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2010). *Jugendsexualität*. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Aktueller Schwerpunkt Migration. Köln: BZgA.
- Clement, U. (1968). *Sexualität im sozialen Wandel: eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981*. Stuttgart: Enke-Verlag.
- Erikson, E. H. (1950). *Childhood and Society*. New York, NY: W. W. Norton & Company.
- Erikson, E. H. (1970). *Jugend und Krise*. Stuttgart: Klett.
- Feldman, S. S. & Elliott, G. R. (Hrsg.) (1990). *At the Threshold: The Developing Adolescent*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Flick, U. (2011). *Triangulation. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag, 3. Auflage.
- Garcia, J. R., Reiber, C., Massey, S. G. & Merriwether, A. M. (2012). Sexual Hookup Culture: A Review. *Review of General Psychology*, 16, 161–176.
- Geißler, R. (2008). *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Giese, H. & Schmidt, G. (1968). *Studentensexualität. Verhalten und Einstellung*. Hamburg: Rowohlt.
- Hurrelmann, K. & Quenzel, G. (2012). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim & Basel: Beltz.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Mitzscherlich, B., Kraus, W. & Sraus, F. (1999). *Identitätskonstruktionen: Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowolth Enzyklopädie.
- Klesse, C. (2013). Spielarten der Liebe – Eine Betrachtung zu Polyamorie. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 26, 19–33.
- Kluge, S. (2000). Empirisch begründete Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 14, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001145>.
- Kuckartz, U. (2012). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Beltz Juventa, Weinheim/Basel.
- Lenz, K. (2005). Romantische Liebe – Fortdauer oder Niedergang? In K. Tanner (Hrsg.), *Liebe im Wandel der Zeit* (S. 237–259). Leipzig: Ev. Verlags-Anstalt.
- Lewis, M. A., Atkins, D. C., Blayney, J. A., Dent, D. V. & Kaysen, D. L. (2013). What is Hooking Up? Examining Definitions of Hooking Up in Relation to Behavior and Normative Perceptions. *Journal of Sex Research*, 50, 757–766.
- Matthiesen, S. & Schmidt, G. (2009). Sexuelle Erfahrungen und Beziehungen adoleszenter Frauen. Qualitative Interviews mit 60 Teenagern, die ungewollt schwanger wurden. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 22, 97–120.
- Matthiesen, S. (2013). *Jugendsexualität im Internetzeitalter. Eine qualitative Studie zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen*. Köln: BZgA.
- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim & Basel: Beltz, 12. Auflage.
- Monto, M. A. & Carey, A. G. (2014). A new standard of sexual behavior? Are claims associated with the “hookup culture” supported by general social survey data? *Journal of Sex Research*, 51, 605–615.
- Paul, E.L., Wenzel, A. & Harvey, J. (2008). Hookups: A facilitator or a barrier to relationship initiation and intimacy development. *Handbook of relationship initiation*, 375–390.
- Peuckert, R. (2012). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer VS, 8. Auflage.
- Plagge, G. & Matthiesen, S. (2015). „Zur Studienzeit gehört der erste ‚One-Night-Stand‘“ – Eine qualitative Studie zu unverbindlicher Sexualität bei deutschen Studierenden. In: W. Driemeyer, A. Hoyer, B. Gedrose & L. Rustige (Hrsg.), *Grenzverschiebungen des Sexuellen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft*, S. 133-147. Gießen: Psycho-sozial-Verlag.



- Schmidt, G. (1996). *Das Verschwinden der Sexualmoral*. Hamburg: Klein-Verlag.
- Schmidt, G. (2000). *Kinder der sexuellen Revolution*. Gießen: Psychosozial.
- Schmidt, G. (2003). Sexualität und Kultur: soziokultureller Wandel der Sexualität. In R. Hornung, C. Buddeberg & T. Bucher, *Sexualität im Wandel* (S. 11–28). Zürich: vdf Hochschulverlag.
- Schmidt, G., Matthiesen, S., Dekker, A. & Starke, K. (2006). *Spätmoderne Beziehungswelten: Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Seiffge-Krenke, I. & Gelhaar, T. (2006). Entwicklungsregulation im jungen Erwachsenenalter: Zwischen Partnerschaft, Berufseinstieg und der Gründung eines eigenen Haushalts. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 38, 18–31.
- Seiffge-Krenke, I. (2009). *Psychotherapie und Entwicklungspsychologie: Beziehungen: Herausforderungen, Ressourcen, Risiken*. Heidelberg: Springer.
- Seiffge-Krenke, I. (2014). Psychoanalytische Entwicklungsbetrachtungen der Jugend. In: L. Ahnert (Hrsg.), *Theorien in der Entwicklungspsychologie*, S. 380–403. Berlin/Heidelberg: Springer 2014.
- Shell-Deutschland. (2010). *Jugend 2010. 16. Shell Jugendstudie. Eine pragmatische Generation behauptet sich*. Frankfurt/Main: Fischer Verlag.
- Shulman, S. & Connolly, J. (2013). The challenge of romantic relationships in emerging adulthood: Reconceptualization of the field. *Emerging adulthood*, 1, S. 27–39.
- Sigusch, V. (2013). *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt/New York: Campus.
- Stein-Hilbers, M. (2000). Sexuell werden. Sexuelle Sozialisation und Geschlechterverhältnisse. Opladen: Leske & Budrich.
- Verlinden, Karla. (2015). *Sexualität und Beziehungen bei den ‚68ern‘. Erinnerungen ehemaliger Protagonisten und Protagonistinnen*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Wendt, E.-V. & Walper, S. (2013). Sexualentwicklung und Partnerschaften Jugendlicher: Ergebnisse einer repräsentativen Befragung von 15- bis 17-Jährigen. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 33, 62–81.
- Wendt, E.-V. (2014). Romantische Entwicklung. In M. A. Wirtz (Hrsg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie* (16. Aufl., S. 1341). Bern: Verlag Hans Huber.

Maika Böhm  
 m.boehm@uke.de  
 Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie  
 Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf  
 Martinistr. 52  
 20246 Hamburg

Prof. Dr. Arne Dekker  
 Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie  
 Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf  
 Martinistr. 52  
 20246 Hamburg

Dr. Silja Matthiesen  
 Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie  
 Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf  
 Martinistr. 52  
 20246 Hamburg

Eingereicht: 12.12.14  
 Überarbeitung eingereicht: 30.08.2015  
 Angenommen: 05.10.2015

## **5. 2 Publikation II**

*Maika Böhm*

Irgendwie anders?!

Studentische Beziehungsbiografien jenseits traditioneller Sexual- und Beziehungsnormen

Veröffentlicht in:

Wiebke Driemeyer, Ben Gedrose, Armin Hoyer und Lisa Rustige, Hrsg.

Grenzverschiebungen des Sexuellen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft.

Gießen: Psychosozial Verlag 2015; 165–188

Die Verwendung dieses Textes erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Psychosozial Verlags.

# Irgendwie anders?!<sup>1</sup>

## Studentische Beziehungsbiografien jenseits traditioneller Sexual- und Beziehungsnormen

Maika Böhm

*Seit den 1960er Jahren haftet der Studienzeit vielfach der Ruf an, eine besondere Zeit des sexuellen Experimentierens und der Beziehungserprobung zu sein. Studien zeichnen jedoch ein eher konventionelles Bild des Sexual- und Beziehungsverhaltens von Studierenden: Ihre Beziehungsbiografien sind vorwiegend heteronormativ ausgerichtet, Beziehungen werden seriell und monogam geführt, romantische Liebe und Treue sind wichtige Werte. Finden sich jenseits dieser traditionellen Muster auch Hinweise auf diversifizierte Sexual- und Beziehungspraxen, auf vielgestaltige Sexual- und Beziehungsformen? Basierend auf einer qualitativen Interviewstudie werden hier exemplarische Fallgeschichten von  $n = 25$  Studierenden (12 w, 13 m) vorgestellt, die Hinweise auf eine mögliche Diversifizierung von Sexualität, Beziehungen und Geschlecht jenseits gesellschaftlich normierter bzw. als »normal« verstandener Sexualität und Beziehungsführung bieten.*

### Einleitung

Die normativen Muster der westlich-industrialisierten Gesellschaften haben sich in den vergangenen Jahrzehnten stark verändert: Jugendliche werden heute deutlich früher sexuell aktiv als noch in den 1960er Jahren, die sexuellen Rechte und Optionen von Männern und Frauen haben sich angeglichen, Sexualitäts- und Beziehungsvorstellungen sind pluraler geworden und Eheschließungen sowie Familiengründungen finden heute seltener bzw. erheblich später statt. Doch

---

1 Der Titel dieses Beitrags ist angelehnt an das Kinderbuch »Irgendwie Anders« (Cave & Riddel, 1994).

führen diese Veränderungen auch zu Normverschiebungen im Sexual- und Beziehungsverhalten, zu neuen Geschlechter-, Begehrens- oder Beziehungskonstruktionen? Bringen diese gesellschaftlichen Wandlungsprozesse »Neosexualitäten, Neogeschlechter und Neoallianzen« (Sigusch 2013a, S. 229) in den Sexual-, Geschlechter- und Beziehungsformen hervor? Der Frage nach einer möglichen Diversifizierung von Sexualität, Beziehungen und Geschlecht wird nachfolgend anhand ausgewählter Ergebnisse einer qualitativen Befragung von Studierenden nachgegangen. Die Gruppe der Studierenden bietet sich zum einen an, weil es sich um eine in der Regel sexuell aktive und beziehungserfahrene Gruppe handelt. Zum anderen gilt diese Gruppe seit der Studierendenbewegung der ausgehenden 1960er Jahre als wichtiger Motor, vielleicht sogar als Vorreiter sexueller Liberalisierungsprozesse. Seitdem wird die Studienzeit vielfach als eine besondere Zeit des sexuellen Experimentierens und der Beziehungserprobung interpretiert.

Im Gegensatz zu diesen Annahmen zeichnen aktuelle Studien zum Beziehungs- und Sexualverhalten deutscher Studierender ein eher konventionelles Bild (vgl. Böhm et al., 2015). Die Wahl von Sexual- und Beziehungspartner\_innen erfolgt größtenteils entlang heteronormativer Vorstellungen (vgl. Wagenknecht, 2007) – also gegengeschlechtlich – und erweist sich biografisch als mehrheitlich dauerhaft eingeschlechtlich festgelegt (vgl. Matthiesen & Dekker, 2015). Viele Beziehungsmuster sind geprägt von der kulturellen Beziehungsnorm der romantischen Liebe, deren wesentlicher Bestandteil die Einheit von Liebe mit sexueller Leidenschaft, Dauerhaftigkeit und sexueller Exklusivität ist (vgl. Lenz, 2005). Seit den 1990er Jahren finden Studien zu studentischer Sexualität eine hohe Beziehungsorientierung, die sich in einer seriell-monogamen Beziehungsführung zeigt (vgl. Schmidt, 2000; Matthiesen & Böhm, 2013; Böhm et al., 2015). Zwar kommt es biografisch auch zu Erfahrungen mit unverbindlichem Sex, also zu Sex mit Sexualpartner\_innen, die nicht Beziehungspartner\_innen sind. In den meisten Fällen handelt es sich hierbei jedoch eher um seltene sexuelle Erlebnisse in kurzen Singlephasen, die zudem sehr unterschiedlich erlebt und bewertet werden (vgl. Plagge & Matthiesen, in diesem Band).

Die bislang vorliegenden Studien deuten darauf hin, dass die Lebensphase des Studiums mehrheitlich von einer klaren Beziehungsorientierung und deutlichen Romantisierungs- wie Exklusivitätstendenzen geprägt ist. Damit geht eine enge Verknüpfung von gelebter Sexualität und Liebesbeziehung einher – der meiste Sex, den Studierende haben, ist Beziehungssex. Studentische Beziehungserfahrungen sind überwiegend seriell-monogam und hetero- wie monosexuell (Schmidt, 2007) ausgerichtet, ihre zentralen Wertorientierungen Treue und Dauerhaftigkeit. Doch finden sich jenseits dieser durchschnittlichen Häufigkeiten

auch Hinweise auf alternative, von den Normen »abweichende« Sexual-, Geschlechter- und Beziehungsformen?

## Empirische Grundlage

Die folgenden Analysen basieren auf ausgewählten Ergebnissen eines empirischen Forschungsprojekts über »Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten«, das am Hamburger Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf durchgeführt wurde.<sup>2</sup> Das Sample dieser qualitativen Studie umfasst 135 leitfadengestützte Interviews; teilgenommen haben 85 Studentinnen und 50 Studenten von 15 deutschen Universitäten.<sup>3</sup> Die Studierenden wurden unter anderem zu ihren sexuellen Erfahrungen, ihren Beziehungen, zu sexueller Gesundheit sowie zum Umgang mit den sexuellen Angeboten des Internets befragt. Diese Themen wurden um eine detaillierte Exploration der Aspekte Verhütung, Erfahrungen mit Schwangerschaft und Kinderwünschen bzw. Familienplanung ergänzt.

Aus der Vielfalt der Themen wurden für diesen Aufsatz nur die bisherigen Sexualitäts- und Beziehungserfahrungen<sup>4</sup> fokussiert. Ein offener Befragungsteil eröffnete die Interviews: Hier wurden die bisherigen biografischen Erfahrungen seit der ersten Beziehung bzw. der ersten sexuellen Erfahrung bis zum Zeitpunkt des Interviews erhoben. Dieser narrativen Erhebung folgten vertiefende Fragen zum gegenwärtigen Beziehungsstatus, zu der Bedeutung von Treue und den Erfahrungen mit unverbindlicher Sexualität. Dieses Material ermöglicht die

- 
- 2 Die Interviewstudie »Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten« wurde von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) gefördert. Nähere Informationen finden sich auf [www.bzga.studentensexualität.de](http://www.bzga.studentensexualität.de). Ein herzlicher Dank geht an die teilnehmenden Studierenden für ihre Mitwirkung an und Offenheit während der Interviews!
  - 3 Die ersten 100 Befragten wurden als quotierte Zufallsstichprobe aus den Teilnehmenden einer quantitativen Studie zu »Studentische Sexualität im Wandel« (vgl. [dfg.studentensexualität.de](http://dfg.studentensexualität.de)) gezogen, die postalisch ihr Interesse an der Interviewteilnahme mitgeteilt hatten. Dieses Sample wurde über ein Schneeballsystem um 35 Studentinnen mit Schwangerschaftserfahrung ergänzt. Das Nach-Sample wird in der folgenden Analyse u. a. aufgrund eines leicht abweichenden Interviewleitfadens und einer heterogeneren Altersstruktur nicht berücksichtigt. 125 Interviews wurden telefonisch, zehn Interviews face to face von jeweils gleichgeschlechtlichen Interviewer\_innen durchgeführt.
  - 4 In den Interviews haben wir keine Definition von Beziehungen und Sexualität vorgegeben, sondern folgten den Selbstdefinitionen der Befragten.

Rekonstruktion individueller Beziehungsbiografien<sup>5</sup>, in denen wir ein dominantes, seriell-monogames Beziehungsmuster, ein langandauerndes Beziehungsmuster und ein beziehungsfernes Muster finden. Dieser Typologie lassen sich etwa 90 Prozent der Beziehungsbiografien zuordnen (Böhm et al., 2015). Allerdings können ganz besondere sexualbiografische Erfahrungen und Umstände in einer solchen Typologie nicht oder nur unzureichend erfasst und beschrieben werden. Diese besonderen sexualbiografischen Entwicklungen, Schicksale und Lebenswege sollen hier sichtbar werden und zur Sprache kommen. Basierend auf den Erzählungen von 12 Studentinnen und 13 Studenten werden exemplarische Fallgeschichten vorgestellt, die Hinweise auf eine mögliche Diversifizierung von Sexualität, Beziehungen und Geschlecht jenseits gesellschaftlich normierter bzw. als »normal« verstandener Sexualität und Beziehungsführung bieten.

## **Beziehungsbiografische Erfahrungen**

Die meisten Beziehungsbiografien von Studierenden sind, wie bereits beschrieben, zunächst einmal erstaunlich homogen, überraschend ambivalenzfrei und eher konventionell. Bei einem genaueren Blick in die Beziehungsbiografien stoßen wir jedoch auch auf Erzählungen, die »irgendwie anders« klingen und in denen Brüche mit zentralen Wertvorstellungen und Abweichungen von dominanten Beziehungs- und Sexualpraxen sichtbar werden.

Zum einen finden sich alternative Beziehungsentwürfe und sexuelle Praxen jenseits gesellschaftlich hegemonialer Vorstellungen. Dazu zählen Beziehungserfahrungen, in denen Monogamie weniger zentral zu sein scheint: Sexuelle Exklusivität ist hier nicht an eine\_n feste\_n Partner\_in gebunden (3.1). Wir entdecken außerdem Beziehungsbiografien, in denen die monosexuelle Festlegung auf ausschließlich eine Geschlechtergruppe durchkreuzt wird (3.2). In anderen Biografien wird von sexuellen Praktiken berichtet, die sich nicht oder nur teilweise mit gesellschaftlichen Sexualnormen decken (3.3). Zum zweiten finden sich Erzählungen von Einschränkungen. Dazu zählen einerseits Erzählungen, in denen eigene Migrationserfahrungen als bedeutsam für die biografischen Sexual- und Beziehungserfahrungen erlebt wurden (3.4). Andererseits stoßen wir auf Berichte, in denen sich gesundheitliche Beeinträchtigungen wie beispielsweise

---

5 Die Beziehungsbiografien umfassen die zeitliche Abfolge von Beziehungs- und Singlephasen sowie das Vorkommen von sexuellen Aktivitäten über einen Zeitraum von etwa zehn Jahren, d.h. etwa ab dem 13. Geburtstag bis zum Zeitpunkt des Interviews.

physische oder psychische Erkrankungen, sexuelle Schwierigkeiten oder körperliche Einschränkungen auf das »Gelingen« von Sexualität und Beziehungen auswirken (3.5).

## Jenseits serieller Monogamie

Die Absage an die Vorstellung einer lebenslang andauernden, monogamen Liebesbeziehung, wie sie von politisch bewegten Student\_innen der späten 1960er Jahre (vgl. Clement, 1986) vertreten wurde, ist in der heutigen Studierendengeneration kaum noch wiederzufinden. Die Bedeutung von Treue und auf Dauerhaftigkeit angelegten Beziehungen hat in den vergangenen Jahren eher zugenommen, sexuelle Aktivitäten außerhalb fester Beziehungen stellen seltene Ausnahmen dar. Trotz dieses von Pieper und Bauer (2014) als »Mono-Normativität« bezeichneten Ideals, in dem »Monogamie als selbstverständliches Orientierungs- und Ordnungsmuster« (ebd.) dominant ist, existieren auch alternative, nicht-monogame Lebensformen. Seit den späten 1990er Jahren gewinnt auch in Deutschland der – zunächst im englischsprachigen Raum verbreitete – Begriff Polyamorie (*poly* aus dem Griechischen für viele, *amore* aus dem Lateinischen für Liebe) zunehmend an Bekanntheit. Polyamorie beschreibt eben jene Beziehungsformen, in denen mehrere sexuelle und emotionale Bindungen parallel gelebt werden – offen und einvernehmlich ausgehandelt, sodass »alle an einer Beziehung Beteiligten um den nicht-monogamen Charakter der Beziehung wissen und diesen grundsätzlich befürworten« (Klesse, 2007, S. 317). Der Begriff der »offenen Beziehung« (vgl. Boehm, 2012; Clement, 2010) wird für Beziehungen verwendet, die zwar sexuell offen sind, in denen die romantische Bindung aber weiterhin exklusiv zu einem\_einer Partner\_in besteht.<sup>6</sup> Eine Variante sexuell offener Beziehungen stellen Swinger dar: Gemeinsam mit oder ohne Beziehungspartner\_in sind sexuelle Kontakte mit beliebig vielen anderen Menschen möglich.

Auch unser qualitatives Interviewmaterial bestätigt, dass parallele sexuelle oder romantische Beziehungen – also nicht-monogame Konstellationen – un-

---

6 In der wissenschaftlichen Literatur über polyamoröse und offene Beziehungsformen wird deutlich, dass die Konzepte schwer *voneinander* abgrenzbar sind. Uneinigkeit herrscht etwa darüber, ob eine sexuell offene, aber emotional exklusive Beziehung oder gemeinsames Swingen innerhalb einer monogamen Beziehung als Form der Polyamorie gewertet werden kann. Nach Klesse (2007, S. 319) ist es »nicht möglich, Polyamory eindeutig zu definieren [...]«.

ter Studierenden die Ausnahme darstellen: Eine Frau und drei Männer waren in ihrer gegenwärtigen oder einer früheren Beziehung außerhalb der Beziehung sexuell aktiv, hatten darüber Verabredungen getroffen und gemeinsam mit dem/der Partner\_in ein alternatives Verständnis von Treue entwickelt. Nur ein Befragter bezeichnet seine Beziehungsform als »offene Beziehung«, niemand nutzt den Begriff Polyamorie. Motive und Interessen für diese Absprachen zu nicht-monogamen Beziehungsformen variieren: Ein Student ist gemeinsam mit seiner Partnerin als Swinger aktiv; für einen anderen ist die sexuell offene Beziehung eine Reaktion auf die Seitensprünge seiner Partnerin in ihrer vorherigen Beziehung; ein dritter Student berichtet, eine frühere Beziehung nach einigen Beziehungsjahren geöffnet zu haben, weil beide ihren sexuellen Erfahrungskreis erweitern wollten. Die Fallgeschichte der 21-jährigen Inga gibt exemplarisch Einblick in ihre derzeitige sexuell offene Beziehung:

*Inga*<sup>7</sup> ist seit über zwei Jahren mit ihrem jetzigen Freund zusammen, es ist ihre zweite und bisher längste Beziehung. Die beiden lernten sich auf einem Sommercamp einer politischen Jugendorganisation kennen, auf dem sie ihn »über mehrere Tage hinweg angeflirtet« hatte, bis er ihr Interesse erwiderte und sie dann ein »bisschen zusammengekommen« sind. Nicht nur die Beziehung, auch die Paarsexualität kam erst langsam in Gange. Inga erzählt: »Sexuell wollte er am Anfang so gar nicht. [...] Das hat sich eher langfristig entwickelt [...] und da war ich eher die treibende Kraft, die das vorangebracht hat, dass wir miteinander schlafen.« Zu Beginn der Beziehung trifft das Paar die Verabredung, eine sexuell offene Beziehung zu führen. Wichtig ist beiden jedoch, dass »wirklich nur Sex oder Affäre« stattfindet und sich ihre Beziehung durch emotionale Exklusivität auszeichnet. Die Grenze zur Untreue liegt dementsprechend für Inga bei etwas »sexuell Langfristigem oder wenn sie sich sehr regelmäßig treffen, auch wenn es zu 'ner Beziehung wird oder Liebe ins Spiel kommt«. Die sexuell offene Beziehung und die Möglichkeit, dass ihr Partner mit einer anderen Frau sexuell aktiv wird, erlebt Inga als emotional risikobehaftet: »Ich weiß gar nicht, wie ich damit wirklich umgehen kann, wenn es mein Partner macht«, erzählt sie. Deshalb haben ihr Partner und sie »die Regelung gemacht, wir reden nicht drüber, damit es emotional nicht zu schwierig wird. Weil vernunftmäßig wir beide einsehen, dass es eigentlich nichts mit der Beziehung zu tun hat, aber emotional ist das dann wahrscheinlich noch 'ne andere Dimension«. Inga selbst hat die Möglichkeit, außerhalb der Bezie-

---

7 Alle Namen wurden geändert.



hung sexuell aktiv zu sein, bislang nur einmal genutzt: Vor einigen Monaten hatte sie mit einem Bekannten einen »One-Night-Stand«, über den sie ihrer Verabredung entsprechend nicht mit ihrem Partner gesprochen hat. Sie stellte dabei fest, dass sie Sexualität und Beziehung »parallel trennen kann«, ist aber nicht überzeugt davon, ob dasselbe für ihren Freund gilt und betont, »wenn er merkt, er kann das nicht trennen, dann muss man das noch mal diskutieren«. Bislang hat sie aber nicht das Gefühl, dass ihr »Partner mit jemand anderes Sex hätte«, worüber sie erleichtert ist. Sie resümiert, »eigentlich zufrieden mit der Regelung« zu sein, die aus ihrer Sicht klare Vorteile und Freiheiten mit sich bringt: »Weil es für mich noch viele Freiräume gibt. Ich bin jetzt 21, wenn ich jetzt sagen würde, ich müsste mich komplett festlegen, wäre mir das zu viel Enge. Deshalb finde ich das ganz gut, dass ich jetzt schon 'ne Beziehung habe, vielleicht mit Perspektive, aber ich gleichzeitig noch Raum zum Ausprobieren habe und zum Erfahrung-Sammeln.«

Das zentrale Charakteristikum dieser offenen Beziehung ist die deutliche Unterscheidung zwischen emotionaler und sexueller Treue. Die Vereinbarung, dem Beziehungspartner möglichen Sex mit anderen Partner\_innen zu verschweigen, stellt dabei eine konsensuell vereinbarte Selbstschutzstrategie dar, um sich keinen emotionalen Verletzungen auszusetzen. Dem Grundgedanken der Polyamorie, mit sexuellen und emotionalen Beziehungen offen und ohne Heimlichkeiten umzugehen, entspricht diese Strategie jedoch nicht (vgl. Klesse, 2007; Easton & Hardy, 2009; Boehm, 2012). Auf der Ebene sprachlicher Umschreibungen finden sich im Interview zudem Hinweise auf eine eher konventionelle Vorstellung von Treue, etwa wenn Inga erzählt, sie sei »sozusagen neulich untreu« gewesen oder dass sie nicht wisse, wie sie reagieren solle, wenn der Partner »fremdgeht«. Letztere Sorge verweist auf ein bürgerliches Besitzstandsdenken, wie es traditionellen Monogamiekonzepten zugrunde liegt. Auch wenn Inga die prinzipielle Möglichkeit, außerhalb der Beziehung Sex zu haben, in regelmäßigen Gesprächen mit ihrem Partner überprüft, um »immer wieder zu gucken, ob das noch immer der Ist-Stand ist«, nutzen beide die vorhandenen Optionen der offenen Beziehung kaum bis gar nicht. Es wirkt so, als sei die prinzipielle Möglichkeit, die Installation des Konzepts einer sexuell offenen Beziehung zwischen ihnen wichtiger als seine tatsächliche Realisierung.

Gemeinsam ist denjenigen Befragten, die Erfahrungen mit Nicht-Monogamie haben, dass Treue individuell als Aushandlung und Einhaltung gemeinsamer Regeln für den Sex mit anderen Partner\_innen verstanden wird. Dezierte Ab-

sprachen und regelmäßige gemeinsame Reflexion der Verabredungen bilden für diese Studierenden die Basis, um eine sexuell offene Beziehung zu führen. Diese Aushandlungen können mit Schmidt (1998) als Verhandlungsmoral oder mit Sigusch (1996) als Konsensmoral bezeichnet werden: An die Stelle einer alten Sexualmoral, die sexuelle Handlungen wertete, tritt inzwischen eine Art »Verfahrensmoral«, in der die Interaktionen und Vereinbarungen der Individuen im Mittelpunkt stehen und die Art und Weise des Zustandekommens sexueller Handlungen bewertet wird. Die Fallgeschichten eint darüber hinaus, dass sich weder parallel geführte Liebesbeziehungen noch häufige bzw. regelmäßige sexuelle Kontakte außerhalb der Beziehungen finden lassen. Die emotionale Einzigartigkeit der Liebesbeziehung zu einem Partner bzw. einer Partnerin ist in allen Erzählungen zentral, sodass von Polyamorie zumindest im engeren Sinne kaum gesprochen werden kann.

### **Jenseits biografischer Monosexualität**

Neben der gesellschaftlich vorherrschenden Norm der Monogamie, für die das Paar als emotional und sexuell exklusive Dyade zentral ist, kann als weitere »Megaregel unserer sexuellen Ordnung« (Schmidt, 2007, S. 139) das Gebot der Monosexualität verstanden werden. Das sexuelle Begehren wird maßgeblich durch das Geschlecht des Gegenübers bestimmt und ist ein Leben lang auf ein Geschlecht festgelegt. Monosexualität ist zudem eng mit der Vorstellung feststehender hetero- oder homosexueller Identitäten verbunden: »Homosexuell – und vice versa heterosexuell – kann man heute offenbar nur lebenslang sein, und zwar das eine *oder* das andere, Männer wie Frauen« (ebd., S. 138; Hervorh. im Original).

Für den deutschen Raum gibt es keine zuverlässigen Zahlen darüber, wie viele Menschen in bestimmten Alters- oder sozialen Gruppen sich in diesem Sinne als eindeutig hetero-, bi- oder homosexuell verstehen. Aus oben bereits genannter Wiederholungsbefragung von Studierenden wissen wir, dass sich heute wie in der Vergangenheit die überwiegende Mehrheit als ausschließlich oder vorwiegend heterosexuell positioniert (vgl. Matthiesen & Dekker, 2015). Jedoch nutzten im Jahr 2012 immerhin ein gutes Zehntel der Männer und knapp 30 Prozent der Frauen die Möglichkeit, sich als *vorwiegend* heterosexuell zu beschreiben (vgl. ebd.). Zumindest auf der Ebene der Orientierung und Selbsteinschätzung bestätigt dies die Annahme, dass sich »bei jüngeren Männern, vor allem aber bei *Frauen* durchaus Anzeichen einer Lockerung monosexueller Beharrlichkeit – zu-

*mindest im Kopf*« (Schmidt, 2007, S. 147, Hervorh. i. Orig.) finden lassen. Auf der Ebene des sexuellen Verhaltens spiegelt sich diese Offenheit zumindest bisher nicht wider: nur eine kleine Minderheit der heterosexuellen Studierenden hatte im Jahr vor der Befragung gleichgeschlechtlichen Sex.<sup>8</sup> Mit Matthiesen und Dekker (2015 lassen sich diese Zahlen daher eher als Zeichen »verbaler Aufgeschlossenheit bei gleichzeitiger Verhaltensstarre« (ursprünglich Beck, 1986, S. 169) deuten, als Zunahme liberaler Einstellungen bei weitgehend fehlender sozialer bzw. sexueller Praxis.

Auch die Ergebnisse unserer Interviewstudie bestätigen eine vorwiegend hetero- und monosexuelle Ausrichtung studentischer Beziehungsbiografien. Fünf Studentinnen und vier Studenten haben in ihrem bisherigen Leben bereits mindestens eine gegen- wie auch gleichgeschlechtliche sexuelle Erfahrung gemacht.<sup>9</sup> Diese Erfahrungen lassen sich biografisch zwei Gruppen zuordnen: In der einen Gruppe liegen die gleichgeschlechtlichen sexuellen Erfahrungen schon länger zurück und fanden ausschließlich in Kindheit und Pubertät statt. In der anderen Gruppe werden bis heute beide Geschlechter als sexuell anziehend erlebt und Sexualpartner\_innen unabhängig vom Geschlecht gewählt. Die wenigsten Befragten können sich jedoch vorstellen, neben einer sexuellen auch eine emotionale Beziehung unabhängig vom Geschlecht einzugehen. Exemplarisch wird hier die Fallgeschichte des 21-jährigen Johannes vorgestellt:

*Johannes* ist seit fast vier Jahren mit seiner Freundin zusammen. Es ist seine erste Beziehung, hier erlebte er auch den ersten Geschlechtsverkehr. Sexuell fühlt er sich »eher zu Frauen« hingezogen, berichtet aus seiner Jugendzeit aber über mehrere sexuelle Kontakte und »Petting« mit Männern. Auf seine Grundschulzeit zurückblickend erinnert er sich, in dieser Zeit öfter bei Schulfreunden übernachtet und dort »ganz spielerisch verpackt« erste Erfahrungen gemacht zu haben. In dieser Zeit war er auch häufig bei einem Nachbarsjungen, auch hier kam es zu sexuellen Kontakten, die sich mit zunehmender Zeit intensivierten. Während zu »Anfang nur so mal fühlen,

**8** 0,3% der Studenten und 2% der Studentinnen zwischen 20 und 30 Jahren, die sich als ausschließlich oder vorwiegend heterosexuell bezeichnen, hatten im Jahr vor der Befragung gleichgeschlechtlichen Sex (vgl. Matthiesen & Dekker, 2015).

**9** Darüber hinaus haben eine Studentin und ein Student bereits Sex zu dritt mit einer gegen- und einer gleichgeschlechtlichen Person gehabt. Diese Studierenden werden in der nachfolgenden Auswertung nicht berücksichtigt, weil sie sich selbst als ausschließlich heterosexuell verstehen und ihr Sex zu dritt eher als Sexualpraktik innerhalb einer heterosexuellen Beziehung denn als Abweichen von der Monosexualitätsnorm verstanden werden kann.

ohne jetzt eben hinzusehen, so möglichst unauffällig« unter der Decke der Körper des jeweils anderen Jungen erforscht wurde, wurden beide »später mutiger. Dann ist man dazu übergegangen, einfach die Decke über'n Kopf und sich anzugucken, was man da gerade befühlt und die Glieder zu unterscheiden«. Angeregt durch Zeitschriften, so erzählt Johannes, folgte später noch »der berühmte Blowjob. Da muss ja irgendwas dran sein, dann hat man das Ganze natürlich auch mal ausprobiert«. In seiner Jugend machte er weitere gleichgeschlechtliche Erfahrungen, unter anderem mit einem etwas älteren, sexuell bereits erfahrenen Cousin: »Er hat mir dann 'nen paar Sachen erzählt, das wollt' ich dann ausprobieren, das war ihm dann peinlich, dann hab ich gesagt >ach, komm, weiß ja keiner außer uns< [lacht] und dann hat man das Ganze ausprobiert. Ich glaube, das war dann auch, wie man den Penis in den Mund nehmen muss, um irgendwas auszulösen, [...] das waren die ersten Erfahrungen über die Ejakulation.« Seinen bisher letzten gleichgeschlechtlichen Sex hatte er mit 17 Jahren. Auf einem Wochenendtrip mit einem Kumpel ergab es sich abends, dass beide »angetrunken« waren und sich »dann am heimischen Erotikkanal im Hotel ein wenig warm gemacht« haben. Johannes berichtet ausführlich, dass es »dann irgendwann hieß: >ja, willst Du mal bei mir?< und ich so: >ja, und machst Du dann auch bei mir?<, >ja<. Und dann hab ich irgendwann gesagt: >soll ich den mal in Mund nehmen?<, und er so: >nee<, und ich so: >komm ...<, und er so: >ja<. [...] Dann, ja, lief das auch, aber ... hat man später auch nicht mehr drüber geredet, war auch das einzige Mal.« Die Frage danach, ob er sich weiterhin sexuell lustvolle Erlebnisse mit Männern vorstellen kann, bejaht Johannes, betont aber, »immer noch ohne Analsex. Ich hab ja erzählt, dass ich mit Oralsex schon Erfahrungen gemacht habe und die fand ich auch immer sehr spannend und auch mal einen andern Penis in der Hand zu halten, das find' ich immer noch interessant.« Den Sex mit einem anderen Mann könnte er sich jedoch »nur als wirklich weiterhin unverbindliche Aktion mit dem Hintergrund Spaß« vorstellen, an einer längerfristigen emotionalen oder sexuellen Beziehung zu einem Mann ist er nicht interessiert.

Die Fallgeschichte von Johannes kann mit Schmidt (2000, S. 321) als »passagere Homosexualität heterosexueller Jugendlicher« interpretiert werden. Diese Sexualform war bis in die späten 1970er Jahre unter männlichen Jugendlichen verbreiteter als heute, was sich unter anderem auf die »Auflösung homosozialer Strukturen in Kindheit und Jugend« und einen damit einhergehenden »Verlust

binnengeschlechtlicher Intimität« (Schmidt, 2007, S. 143) zurückführen lässt. Johannes berichtet aus seiner Jugend von wiederholten körperlichen und sexuellen Kontakten zu anderen Jungen. In seiner Erzählung wird seine initiative Rolle bei der Anbahnung dieser sexuellen Kontakte deutlich, offensichtlich sind seine sexuelle Neugier und Offenheit die entscheidenden Umstände für das Zustandekommen der sexuellen Settings. Johannes überführt diese lustvollen Erfahrungen jedoch nicht in eine homosexuelle Identität. Weitere gleichgeschlechtliche Erlebnisse schließt er für die Zukunft nicht aus, betont aber – wie der überwiegende Teil der Studierenden in dieser Gruppe – den »unverbindlichen Spaßcharakter« solcher sexueller Begegnungen.

Insgesamt folgen bei denjenigen, die bereits sexuelle Erfahrungen mit gleich- und gegengeschlechtlichen Partner\_innen gemacht haben und in diesem Sinne nicht-monosexuelle Biografien haben, der prinzipiellen »verbalen Aufgeschlossenheit« auch tatsächliche sexuelle Handlungen. Hier hat sich nicht nur die Einstellung, sondern auch die sexuelle Praxis bewegt: Geschlecht hat seine primäre Bedeutung für die Wahl einer Sexualpartnerin bzw. eines Sexualpartners verloren. Wenn auch die Vorstellung einer lebenslangen Festlegung des sexuellen Begehrens auf eine Geschlechtsgruppe bei diesen Studierenden in den Hintergrund getreten sein mag, so handelt es sich bei diesen Erfahrungen jedoch nur in seltenen Fällen um eine biografisch andauernde Offenheit für Sexual- und Beziehungsformen mit Männern wie mit Frauen.

## **BDSM-Praktiken – jenseits sexueller Normen?**

BDSM-Sexualität oder an BDSM angelehnte sexuelle Praktiken<sup>10</sup> erregten in den vergangenen Jahren unter anderem durch die Veröffentlichung von Romanen wie *Shades of Grey* medial verstärkte Aufmerksamkeit (vgl. Schulz, 2015; Illouz, 2013). Doch geht mit einer zunehmenden Medienpräsenz auch eine Zunahme an Liberalisierung, eine vermehrte »Normalisierung« vormals »abweichender« Sexualitäten, einher? Während Schmidt (1998) von einem »Verschwinden der Perversionen« spricht und Plummer (1996) einen sexuellen »Markt der Möglichkeiten« sieht, steht Wagner (2014) der Liberalisierungsthese kritisch gegenüber und geht davon aus, »dass die ehemals als deviant geltenden Sexualitäten auch in wissenschaftlichen Debatten kontrovers eingeschätzt und diskutiert werden«

**10** Nachfolgend wird der breiter angelegte Begriff BDSM (Bondage, Dominanz, Submission, Sadismus und Masochismus) genutzt, der auch SM (Sadomasochismus) beinhaltet.

(ebd., S. 11). So steht beispielsweise zur Debatte, ob (BD)SM eine Lebensform oder eine Störung ist und inwieweit durch die entsprechenden Praktiken das Selbstverständnis einer Kultur bzw. eines Individuums beeinflusst wird (vgl. Hill et al., 2008). Berner et al. fordern dazu auf, »das Rätsel und die Faszination der Verbindung von Schmerz und Lust« (Berner et al., 2008, S. 272) noch stärker und vor allem interdisziplinär zu beforschen.

Auch in unseren Interviews zeigen sich einige Befragte interessiert an »softem SM« oder »Fesselspielen«, vereinzelt werden auch Anregungen aus der Lektüre von *Shades of Grey* genannt, wie beispielsweise Sex »mit einer Reitgerte« ausprobieren zu wollen. In den überwiegenden Fällen handelt es sich um sexuelle Fantasien bzw. Wünsche, die bisher nicht umgesetzt wurden. Drei Studentinnen und drei Studenten berichten über bereits ausgeübte sexuelle Praktiken, die sie selbst als (BD)SM-Sex beschreiben. Nur für zwei Befragte spielt BDSM über das gelegentliche Ausüben hinaus eine zentrale Rolle in ihrer Sexualität. Die 23-jährige Heike ist eine der beiden:

*Heike* studiert Literaturwissenschaft, ist seit fünf Jahren Single und lebt momentan unverbindliche Konzepte wie Affären und Liaisons, mit denen sie sich weitgehend wohlfühlt. Sie hat sich in den vergangenen Jahren häufiger eine Beziehung gewünscht und erzählt rückblickend auf ihre Beziehungsbiografie, sie habe »einfach kein Händchen für Männer«. Momentan fühlt sie sich als Single wohl und will »einfach mal [abwarten], vielleicht kommt irgendwann von selber einer, lass einfach mal kommen, was kommt«. Heike hat mit etwa 19 Jahren festgestellt, dass sie sich für SM-Sex interessiert. Es begann mit einem »Faible für Fetischkleidung«, sie trug gern Lack und Latex. Dann bemerkte sie, dass sie in Pornos besonders von SM-Praktiken erregt wurde, und begann, selbst in der SM-Szene aktiv zu werden. Ihre Sexpartner findet sie auf SM-Partys oder über den Freundeskreis, darüber hinaus sucht sie teilweise im Internet, wegen »dieser SM-Neigung« jedoch »nicht bei irgendwelchen gewöhnlichen Partner-Portalen, ich war dann auf dollclub.de und jetzt nutz ich die sklavenzentrale«. Heike hat bereits verschiedene sexuelle Praktiken des BDSM ausprobiert, etwa »schlagen in den unterschiedlichsten Variationen mit der Hand, einem Rohrstock, einer Peitsche, fesseln mit 'nem Seil, mit Handschellen, Augen verbinden, knebeln, Klammern anlegen«. Sie probierte auch Spiele mit Urin, Sperma und Speichel sowie Sex mit speziellen Geräten, etwa auf einem Bock oder an ein Andreaskreuz gefesselt. Die Rollenaufteilung in den sexuellen Settings ähnelt sich immer. Heike berichtet: »ich bin der devote Part immer und hab dann immer 'n Mann, der halt dominant agiert, mich fesselt oder

mir Schmerzen zufügt oder einfach verbal dominant ist.« Heike findet auch Frauen attraktiv, hatte bisher aber nur mit einer weiblichen Partnerin SM-Sex und berichtet von ihrer sexuellen Fantasie, »von 'ner Frau quasi gedemütigt und geschlagen zu werden«, die sie gern realisieren würde. Außerdem würde sie gern Sex mit zwei dominanten Männern haben, von denen der eine Mann »sich vielleicht 'n bisschen mehr emotional um mich kümmert, während der andere sich physisch quasi um mich kümmert«. Neben vielen positiven sexuellen Erlebnissen mit BDSM berichtet Heike auch von einem Vorfall, bei dem ein Bekannter extrem unsensibel war und nicht auf ihre Grenzen geachtet hat: »der hat Sachen gemacht, wo ich meinte, ne, lass mal bitte, der hat mich geschlagen, bis ich geblutet hab und auch wenn ich gesagt hab, lass mal bitte, hat ihn das nicht groß interessiert und dann war ich sehr froh, als ich dann weg war und war dann auch 'n paar Tage ziemlich schlecht drauf.« Heike berichtet von ihrer Strategie, in der Situation selbst zu versuchen »es auszublenden« und von der großen Erleichterung, als er »fertig war«. Das Erlebnis ging ihr noch länger nach, besonders da ihr Sexpartner nachträglich Gerüchte über sie in die Welt gesetzt habe und sie sich »in einem großen Kreis von Leuten, die in dieselben Bars gehen wie ich, abgestempelt« fühlte.

Auffallend ist Heikes selbstbewusster Umgang mit den eigenen BDSM-Erfahrungen und Begehrensstrukturen. Obwohl sie Sexualpraktiken bevorzugt, die bis vor Kurzem als deviant galten und deren Legitimität weiterhin gesellschaftlich umstritten ist, thematisiert sie in dem Interview keinerlei Sorgen, »unnormale« zu sein oder sich zu »normalem Sex« positionieren zu müssen, und erzählt, sie habe »ein ganz gutes Verhältnis zu Sexualität, bin eigentlich sehr zufrieden«. Offensichtlich bewegt sie sich in subkulturellen Kontexten, in denen ihr »irgendwie anders«-Sein wenig anders ist. In ihren sexuellen Begegnungen ist – unabhängig vom Setting oder der Art des Zustandekommens – das konsensuelle Miteinander, das gegenseitige Einvernehmen über das, was geschehen kann und soll, zentral. Auch dies kann mithin verstanden werden als Verhandlungsmoral (Schmidt, 1998) und als »Demokratisierung der Sexualität [...], in der Rollen und Praktiken nicht festgelegt, sondern mit dem Anspruch an eine Gleichberechtigung der Verhandlungspartner\_innen immer wieder neu ausgehandelt werden« (Wagner, 2014, S. 24). Allerdings verweist dies auch auf den seit vielen Jahren in der SM-Szene geltenden Kodex »safe, sane, consensual«, der neben der Konsensualität sexueller Begegnungen auch auf das Prinzip der Sicherheit und des »klaren Verstandes« insistiert. Die sexuelle Grenzverletzung, die Heike erlebt

hat, bricht eindeutig diesen Kodex – um Unterstützung bemühte sie sich nach dem Vorfall nicht.

Einige Studierende sind interessiert daran, BDSM-nahe sexuelle Praktiken auszuprobieren. Viele von ihnen grenzen sich jedoch deutlich von SM-Sex ab und betonen, nichts wirklich »Hartes« (mit nachhaltigen Schmerzen verbundenes) auszuprobieren zu wollen. Nur drei weibliche und drei männliche Befragte haben BDSM-Praktiken tatsächlich realisiert, für die Mehrzahl war es eine einmalige Erfahrung. All dies weist darauf hin, dass BDSM weiterhin zum »sexuellen Randgebiet« (ebd., S. 336) gehört. Die wenigen BDSM-Praktizierenden unseres Samples betonen jedoch deutlich stärker ihre sexuellen Entfaltungsmöglichkeiten in den subkulturellen Räumen als etwaige Ambivalenzen und Konfliktfelder ihres Sexual- und Beziehungslebens.

## **Sexualität und Beziehungen im Kontext von Migration**

Sexualität und Beziehungen werden, so haben die ersten drei Fallgeschichten bereits deutlich gemacht, einerseits durch gesellschaftliche Normen gerahmt und unterliegen »in höchstem Maße kulturellen Einflüssen« (Stein-Hilbers et al., 2000, S. 10). Andererseits sind sie aber auch Produkte sozialer Interaktionen. So sind »sexuelle Erlebnisfähigkeit und sexuelles Verlangen [...] in erster Linie das Resultat von Lernprozessen« (ebd., S. 11). Nach King und Koller (2009) lässt sich gerade die Adoleszenz als »eine Phase der Modifizierung« und als Möglichkeitsraum fassen, aus dem Neues hervorgehen kann (ebd., S. 11). Die Ressourcen und Belastungen dieses Möglichkeitsraums hängen dabei jedoch wesentlich von familiären, institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungen ab. In diesen Möglichkeitsraum wirken Migrationserfahrungen, seien es eigene oder die der Elterngeneration, hinein. Die Transformationen, die sowohl mit der Adoleszenz als auch mit der Migration einhergehen, können als »verdoppelte Transformationsherausforderung« (King & Schwab, 2000, S. 209ff.) verstanden werden, denn »in beiden Hinsichten – derjenigen der Adoleszenz und der Migration – geht es um Trennung und Umgestaltung, in diesem Sinne auch um eine verdoppelte Herausforderung, um eine mit Migration selbst verbundene Transformation sowie um den Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein« (King & Koller, 2009, S. 12).

In dem hier berücksichtigten Sample haben vier Befragte einen eigenen Migrationshintergrund, der jedoch in drei Fällen erst zum Abschluss des Gesprächs in der Erfassung der soziodemografischen Daten bekannt wurde. Zwei Befragte



sind in ihrer Kindheit gemeinsam mit den Eltern nach Deutschland eingewandert, zwei Befragte sind zum Studieren nach Deutschland gekommen. Nur eine Befragte thematisiert ihre Migrationserfahrungen selbst von Beginn des Interviews an.<sup>11</sup> Die 29-jährige Ming berichtet über ihre Erfahrungen mit Sexualität und Beziehungen in China und in Deutschland:

*Ming* ist vor sechs Jahren zum Studieren aus China nach Deutschland gekommen, hat bereits ihren Bachelorabschluss in Chemie gemacht und ist nun Masterstudentin. Mings Beziehungserfahrungen sind von ihrem Aufwachsen als einziges Kind chinesischer Eltern und ihren Migrationserfahrungen gezeichnet. So erläutert sie zu Beginn des Gesprächs: »Mein Heimatland ist in Asien. Es ist in Asien so, wenn man eine Beziehung anfangen wollen, werden die Eltern zuerst das zustimmen und wenn die Eltern das nicht zustimmen, dann wurde das nicht als offizielle Beziehung betrachtet.« Ihre erste Beziehung war nicht-offiziell und begann, als Ming Anfang 20 war. Sie hatten eine freundschaftliche, nicht-sexuelle Beziehung, was unter anderem der Tatsache geschuldet war, dass beide noch bei den Eltern wohnten. In ihren Elternhäusern fand die Beziehung keine Zustimmung: »Ich hab ihn gemocht, aber meine Mama ihn nicht so sehr, deswegen hat das nicht so lange gedauert, ungefähr ein Jahr.« Nach der Trennung entsprach sie dem Wunsch ihrer Mutter, zum Studieren nach Deutschland zu gehen. Hier lernte sie während ihres Studiums ihren zweiten Freund kennen, der ebenfalls Chinese war. Diese Beziehung fand in den Elternhäusern Zustimmung und war damit offiziell: »Meine Mama fand ihn ganz toll und seine Mama findet diese Beziehung auch gut und deswegen sind wir damals sogar verheiratet.« In der etwa eineinhalb Jahre dauernden Ehe war Ming jedoch unglücklich: Zum einen gab es finanzielle Probleme, sie hatten »nicht ganz so viel Geld zur Verfügung«, mussten aber »jedes Monat ungefähr Hälfte unsere ganze Geld für seine Kreditkarte bezahlen«. Zum anderen hatte er sexuelle Schwierigkeiten und konnte bzw. wollte keinen Sex mit ihr haben. Rückblickend berichtet sie von vie-

**11** Offensichtlich schätzen unsere Befragten die Bedeutung ihrer eigenen Migration und das Aufwachsen unter möglicherweise »anderen« kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen, als sie sie hier in Deutschland erleben, sehr unterschiedlich ein. Die Mehrzahl derjenigen, die Migrationserfahrungen in erster oder zweiter Generation haben, thematisieren diese in der Retrospektive auf ihre Sexual- und Beziehungserfahrungen nicht. Es lässt sich aber nicht klären, inwieweit das Sample insofern einen Bias hat, als diejenigen Befragten, für die ihre Herkunft bzw. Migrationserfahrungen im Hinblick auf Sexualität und Beziehungen eine zentrale Rolle spielen, nicht erreicht wurden.

len Versuchen, mit ihm über diese Probleme zu sprechen, »aber er wollte nicht zuhören«, bis sie sich irgendwann zur Trennung entschloss. Besonders problematisch war für Ming, dass ihre »Eltern wissen nicht, was da so passiert war und die finden natürlich nicht ganz so witzig, dass wir beiden jetzt getrennt«. Die Trennung gestaltete sich schwierig und langwierig. Von ihrer Mutter gab es keine Unterstützung: »meine Mama wollte nicht, dass ich mit meinem Ex-Partner mich trenn und wollte kein Geld mir geben und deswegen konnte ich keine neue Wohnung leisten.« Eine Zeit lang lebten sie aus finanziellen Gründen noch in einer gemeinsamen Wohnung, bis ihr Ex-Partner bemerkte, dass sie einen neuen Mann kennengelernt hatte und sie »direkt einen Tag nacheinander ausgeschmissen« hat. Mit ihrem jetzigen, deutschen Partner ist Ming einige Monate nach ihrem Auszug zusammengekommen. Zu Beginn der Beziehung, so erzählt Ming, »war meine Mama stark dagegen. Meine Mama hat mir gesagt ›Du kommst sogar nicht mit 'nem Chinesen klar, wie kannst Du mit 'nem Deutschem klarkommen«. Die Kulturunterschiede wären einfach zu groß«. Ming konnte ihre Mutter jedoch überzeugen, dass ihr »jetziger Freund sehr nett« ist und »relativ viel für mich [macht]«, sodass die Beziehung nun akzeptiert ist und die beiden offiziell zusammen sein können. Mit ihrem jetzigen Partner lebt Ming eine recht konventionelle Beziehung entsprechend westlicher Normen: Sie haben regelmäßig Sex, wünschen sich dauerhaft zusammenzubleiben, zu heiraten und danach in naher Zukunft gemeinsame Kinder zu bekommen.

In Mings beziehungsbiografischer Retrospektive fällt die große Einflussnahme ihrer Mutter auf, deren Wünsche Mings bisherigen Lebens- und Beziehungsweg geprägt haben. Die in China übliche Unterscheidung von offiziellen und inoffiziellen Beziehungen, die von den Eltern bzw. in Mings Erzählung von ihrer Mutter getroffen wird, kann als kulturelle Beziehungsnorm verstanden werden. Während Ming im biografischen Rückblick die Bedeutung der Eltern für ihre erste Beziehung noch sehr deutlich macht (hier werden Qualität und Dauer der Beziehung von Ming mit dem inoffiziellen Status verknüpft, »meine Mama ihn nicht so sehr [gemocht], deswegen hat das nicht so lange gedauert«), emanzipiert sie sich mit der Migration langsam aus dem Zugriff der Mutter. Ihre erste Beziehung nach der Migration wird – durch die in der Ferne lebenden Eltern – zügig in eine Ehe überführt, ohne dass Ming im Interview viele Worte über eine persönliche Bindung oder Liebesgefühle zu dem Partner verliert. Deutlich wird an dieser Stelle, dass Ming zu diesem Zeitpunkt noch eng mit ihrer Herkunftsfamilie und

deren Wertesystem verbunden ist (»meine Mama fand ihn ganz toll [...] und deswegen sind wir damals sogar verheiratet«). In ihrer weiteren Erzählung über die Trennung, die von ihr ausging und an der sie auch gegen den Willen ihrer Mutter festhielt, wird eine zunehmende Nutzung des »erweiterten adoleszenten Möglichkeitsraums« (King & Koller, 2009, S. 21) erkennbar. Mit Ende zwanzig geht Ming dann eine Beziehung mit einem Deutschen ein. Sie hält aus, dass diese von der Mutter zuerst als inoffizielle Beziehung begriffen wird und setzt sich für den Mann ein, bis die Beziehung akzeptiert wird. In Mings Beziehungsbiografie lässt sich eine »verdoppelte Transformationsherausforderung« bzw. ein zweifacher »Emanzipationsprozess« erkennen: zum einen aus der kulturellen Rahmung von Sexualität und Beziehungen, zum anderen aus den innerfamiliären, mütterlichen Zugriffen auf ihre Lebens- und Beziehungsgestaltung.

### **Sexualität und Beziehungen im Kontext gesundheitlicher Einschränkungen**

Die in diesem Abschnitt vorgestellte Beziehungsbiografie thematisiert sexuelle Erfahrungen entlang der Unterscheidung von »gesund« und »krank«. Vorstellungen von Gesundheit bzw. Krankheit sind von gesellschaftlichen Normen gerahmt, »denn in jeder Gesellschaft wird das Normale gleichzeitig auch immer als das Gesunde angesehen« (Vetter, 2008, S. 17). Gerade die sexuelle Gesundheit wird in westlichen Gesellschaften als hohes Gut verstanden und spielt nicht nur für die sexualitätsbezogene, sondern auch für die allgemeine Lebensqualität eine wichtige Rolle (vgl. ebd., S. 28). Neben gesellschaftlichen Normen sind in diesem Bereich auch subjektive Empfindungen und partnerschaftliche Interaktionen von Bedeutung: Relevant ist, was der oder die Einzelne für sich als angemessen bzw. angenehm empfindet und was die Aushandlungen mit einem oder einer (Sexual-)Partner\_in ergeben. Krankheitswerte sexuelle Störungen werden aktuell im DSM V (Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen) und in der ICD-10 (Internationale Klassifikation Psychischer Störungen) beschrieben. Für alle sexuellen Störungen gilt, dass »psychische, somatische und soziale Ursachen in einem Wechselspiel zusammenwirken, d.h. dass sexuelle Funktionsstörungen biopsychosozial und damit multifaktoriell bedingt sind« (Vetter, 2008, S. 67).

Sieben Studentinnen und vier Studenten berichten von – sehr unterschiedlichen – einschränkenden gesundheitlichen Bedingungen, ihren Auswirkungen und den individuellen biografischen Bewältigungsstrategien. Als Probleme wer-

den psychische Erkrankungen wie Depressionen oder Borderline-Persönlichkeitsstörungen genannt, darüber hinaus wird von somatischen Einschränkungen wie Adipositas und chronischen bzw. rezidivierenden Erkrankungen wie Multipler Sklerose oder Feigwarzen bis hin zu sexuellen Funktionsstörungen im klinischen Sinne (Vaginismus, Erektionsstörungen, Appetenzstörungen) berichtet. Exemplarisch wird hier die Fallgeschichte des 21-jährigen Anselm vorgestellt:

*Anselm* studiert Elektrotechnik und ist als 16-jähriger Schüler mit einer Klassenkameradin zusammengekommen. Diese erste Liebesbeziehung dauert bis heute an. Inzwischen sind sie fast sechs Jahren liiert und leben in einer gemeinsamen Wohnung. Anselm beschreibt seine Situation als »eher untypisch in der Hinsicht, dass man sich schon so sehr früh mit jemandem bindet und mit jemandem zusammenzieht«. Eine dauerhafte Bindung ist für ihn jedoch ein zentraler Wert: Er erlebt seine Beziehung als »Rundum-Paket, eigentlich ganz toll« und ist stolz darauf, »eine eigene Wohnung zu haben und den Haushalt schon seit über einem Jahr zu führen und auch die Beziehung so zu führen, wie sie ist«. Deutlich weniger zufrieden ist Anselm mit der gemeinsamen Sexualität. Beide erlebten ihre ersten sexuellen Kontakte in der Beziehung, nach etwa einem halben Jahr haben sie zum ersten Mal miteinander geschlafen. Für ihn war Sexualität mit einer Partnerin »komplettes Neuland« und zu Beginn von Unsicherheit und Aufregung begleitet. Seine angeborene Peniskrümmung hat Anselm vor der Beziehung »nie ungewöhnlich gefunden [...], es ist ein bisschen krumm, es macht so eine 40-Grad-Biegung, und man sieht es auch kaum, von der eigenen Perspektive aus«. Für seine Freundin war dies aber stark verunsichernd, sie befürchtete Schmerzen beim Sex und fragte, ob das so »normal« sei. Erst zu diesem Zeitpunkt erlebte auch Anselm die Peniskrümmung als auffällig, beim Blick in den Spiegel stellt er fest: »Woa, okay, da ist schon einiges verbogen!« Die Paarsexualität gestaltete sich von Anfang an schwierig; in den ersten vier Beziehungsjahren schliefen sie etwa fünf oder sechs Mal miteinander, aktuell liegt der letzte Sex schon fast ein Jahr zurück. Für Anselm ist dies eine psychisch belastende Situation. Lange beschäftigte ihn die Frage, ob er bzw. seine Peniskrümmung »schuld« sei an der schwierigen sexuellen Situation. Vor einigen Monaten war er »bei einer Klinik, die sich um diese Probleme kümmert, und da kam dann quasi die Bestätigung, dass es rein eine kosmetische Korrektur wäre und medizinisch nicht notwendig«. Aus überwiegend kosmetischen Gründen einen solchen Eingriff vornehmen zu lassen, der möglicherweise mit »Impotenz und sechs Monate lang Schmerzen« verbunden wäre und Kosten wie »bei einem Kleinwagen, al-

so 18.000 Euro« verursacht, kann Anselm sich zum jetzigen Zeitpunkt nicht vorstellen, zumal »auch der Arzt meinte: ›Wissen sie, 97 Prozent kommen her, nicht wegen ihnen, sondern wegen ihrer Partnerin«. Und das wäre auch bei mir dann der einzige Grund!« Dass es bei ihnen »mit dem Sex nicht so klappt«, hat die Beziehung temporär so belastet, dass es zu einer kurzen Trennung kam. In dieser Zeit hatte Anselm einen »One-Night-Stand«, den er als ausgesprochen befreiend erlebte, »weil es gab keine Komplikationen«. Die seltene, schwierige Paarsexualität führt Anselm aufgrund dieser Erfahrung und der Information aus der Fachklinik weniger auf seine Peniskrümmung, sondern auf die sexuelle Lustlosigkeit bzw. das Desinteresse seiner Freundin zurück: »Sie sagt von sich, dass sie nix damit anfangen kann, mit dem Thema Sex. Und das wundert einen dann, [...] dass es da jemanden gibt, für den Sex keine Bedeutung hat.« Für Anselm ist deshalb momentan Selbstbefriedigung seine einzige sexuelle Aktivität. Seine Freundin weiß davon und akzeptiert es. In sehr seltenen Fällen gelingt es ihm sogar, sie zu überzeugen, dabei zu sein, wenn er sich selbst befriedigt. Dabei geht es ihm zentral »um die menschliche Nähe, einfach zu spüren, dass jemand da ist, [...] und die Liebe vielleicht zu vertiefen, [...] vielleicht sogar [...] dass dadurch auch die Partnerschaft gefestigt wird«. Seine Freundin signalisiert aber auch in diesen Situationen ihr (sexuelles) Desinteresse und wäre lieber nicht dabei: »Sie ist eher davon genervt, weil es Zeit kostet, die Zeit könnte sie auch für was Sinnvolleres verwenden, und das merkt man dann auch immer, ›komm mach jetzt, ich habe noch das und das zu erledigen.«« Trotz ihres schwierigen Sexuallebens denkt Anselm momentan nicht an Trennung. Eine gemeinsame Zukunftsperspektive erscheint ihm aber unwahrscheinlich, vor allem weil die familiären Vorstellungen der beiden weit auseinandergehen.

»Irgendwie anders« erscheint in Anselms biografischen Ausführungen die Notwendigkeit, die eigenen sexuellen Wünsche und Beziehungsvorstellungen aufgrund körperlicher bzw. sexueller Schwierigkeiten umzuarrangieren. Trotz fehlender Paarsexualität und dem Unvermögen des Paares, mit ihren sexuellen Schwierigkeiten umzugehen, wählt Anselm nicht die Trennung als Ausweg aus seiner derzeitigen Beziehung. Statt seine sexuellen und emotionalen Wünsche möglicherweise in einer anderen Beziehung zu realisieren, verbleibt er – sexuell unzufrieden und mit Selbstzweifeln belastet – in seinem aktuellen Beziehungsarrangement. Der Leidensdruck, der für die Feststellung und Behandlung einer sexuellen Störung im klinischen Sinne ein relevantes Kriterium ist, wird von ihm

kompensatorisch gehandhabt, etwa indem er die regelmäßige Solosexualität anstelle der Paarsexualität setzt und sich trotz katholischer Werte vorstellt, dass diese Beziehung nur noch für einen befristeten Zeitraum andauern wird (»[eine gemeinsame Zukunft] würde mit ihr nicht funktionieren, da sind wir einfach zu verschieden zu«). Auffällig ist auch die von ihm berichtete Problemverschiebung: Während in den ersten Beziehungsjahren seine Peniskrümmung »schuld« an der seltenen, wenig befriedigenden Paarsexualität war, ist es zum Zeitpunkt des Interviews das sexuelle Desinteresse seiner Partnerin. Anselm selbst hat für die somatische Seite, seine Peniskrümmung, ärztliche Beratung in Anspruch genommen – von psycho- oder paartherapeutischer Unterstützung im Umgang mit der sexuellen Lustlosigkeit seiner Freundin und der aus seiner Sicht zu niedrigen Frequenz der Paarsexualität berichtet Anselm nicht.

In den Interviews von den elf Studierenden mit gesundheitlichen Einschränkungen kristallisieren sich unterschiedliche Umgangsstrategien heraus: Für eine positive Sexual- und Beziehungsentwicklung, so verdeutlichen einzelne Fälle, ist der partnerschaftliche Austausch über die eigenen Wünsche, Sorgen und Befindlichkeiten unter den »besonderen gesundheitlichen Bedingungen« besonders förderlich. Je weniger dieser offene Austausch gelingt, desto eher laufen die Prozesse des individuellen Arrangierens ins Leere und führen, wie es etwa die Fallbeschreibung von Anselm andeutet, zu wenig befriedigenden Sexualitäts- und Beziehungserfahrungen. Auch die gemeinsame Suche nach Handlungsalternativen wird als positiv angeführt, etwa wenn das Paar aufgrund einer sexuell übertragbaren Krankheit temporär keinen vaginalen Sex haben kann. Darüber hinaus wird in einigen Fällen auch der »Beziehungsausstieg«, also die Trennung, als Lösungsstrategie beschrieben. Alle Fallgeschichten dieser Gruppe belegen – trotz oder gerade wegen ihrer inhaltlichen Breite – den hohen Stellenwert, den »Gesundheit« biografisch einnimmt, und die belastenden Auswirkungen, die Erkrankungen oder Einschränkungen auf die sexualitätsbezogene und die allgemeine Lebensqualität haben können.

## **Zusammenfassung**

Die hier vorgestellten studentischen Sexualitäts- und Beziehungsbiografien bewegen sich zwischen eigener Handlungsfähigkeit und gesellschaftlich-kultureller bzw. gesundheitlicher Bedingtheit. Sie stellen sich als Erfahrungsraum zwischen »Wahl« und »Schicksal« dar – die Übergänge sind fließend. Die ersten drei Fallgeschichten bieten Einblicke in nicht-monogame Beziehungskonzepte, nicht-

monosexuelle Selbstverortungen oder nicht-normgetreue Sexualpraktiken. Hier haben die Befragten die »Wahl« und sind aktiv gestaltende Akteur\_innen ihrer Sexual- und Beziehungsbiografien. In diesem Gestaltungsprozess ist das partnerschaftliche Aushandeln im Sinne der Verhandlungsmoral das für alle zentrale Instrument bzw. der moralische Referenzrahmen. So lassen sich diese exemplarischen Geschichten durchaus als Hinweis lesen, dass »die Heterosexualität nicht mehr der unangetastete Inbegriff des richtigen Sexuallebens« ist (Sigusch, 2013a, S. 547) und es heute Möglichkeiten für »irgendwie andere« Sexual-, Geschlechter- und Beziehungsformen gibt. Den Rang einer Selbstverständlichkeit, das verdeutlicht das Material auch, hat sexuelle Vielfalt aber noch nicht erreicht: Die hier analysierte Sexual- und Beziehungspraxis jenseits »normaler« Verläufe und normierter Entwürfe bleibt, betrachtet man die Vorstellungswelten und Werteorientierungen der Studierenden, getragen von hegemonialen, heteronormativen Bildern.

Die letzten beiden Fallgeschichten machen zudem deutlich, dass das »Anderssein« studentischer Beziehungsbiografien oftmals nicht als Ergebnis einer »freien Wahl«, sondern vielmehr als »Schicksal« gedeutet werden muss. So können etwa biografische Bedingungen wie Migration oder gesundheitliche Einschränkungen den individuellen »Möglichkeitsraums« (King & Koller, 2009) begrenzen. Die Zunahme an Wahlmöglichkeiten, der Rückgang an Zwängen auch im Sexuellen und das Verschwinden der alten Sexualmoral, die »in eine individuell zu gestaltende und zu verantwortende Moral transformiert worden« ist (Sigusch, 2013b, S. 24), treffen – so machen diese Fallgeschichten deutlich – auf einschränkende Faktoren, die dem Liberalisierungsgedanken widersprechen und eine sexuelle Selbstentfaltung erschweren können.

## Literatur

- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Berner, W., Briken, P. & Hill, A. (2008). Diskussion und Ausblick. In A. Hill, P. Briken & W. Berner (Hrsg.), *Lust-voller Schmerz. Sadomasochistische Perspektiven*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Boehm, K. (2012). *Praktiken der Polyamorie. Über offene Beziehungen, intime Netzwerke und den Wandel emotionaler Stile*. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie.
- Böhm, M., Franz, P., Dekker, A. & Matthiesen S. (2015). Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* (eingereicht).
- Cave, K. & Riddell, C. (1994). *Irgendwie Anders*. Hamburg: Oetinger.
- Clement, U. (1986). *Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981*. Stuttgart: Enke.

- Clement, U. (2010). *Wenn Liebe fremdgeht: Vom richtigen Umgang mit Affären*. Berlin: Ullstein.
- Easton, D. & Hardy, J. (2009). *The Ethical Slut: A Guide to Infinite Sexual Possibilities*. Berkeley: Celestial Arts.
- Hill, A., Briken, P. & Berner, W. (Hrsg.). (2008). *Lust-voller Schmerz. Sadomasochistische Perspektiven*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Illouz, E. (2013). *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey*. Berlin: Suhrkamp.
- King, V. & Koller, H.-J. (Hrsg.). (2009). *Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*. Frankfurt/New York: Springer VS.
- King, V. & Schwab, A. (2000). Flucht und Asylsuche als Entwicklungsbedingungen von Adoleszenz. In V. King & B. Müller (Hrsg.), *Adoleszenz und pädagogische Praxis. Bedeutungen von Geschlecht, Generation und Herkunft in der Jugendarbeit* (S. 209–232). Freiburg: Lambertus.
- Klesse, C. (2007). Polyamory – von dem Versprechen, viele zu lieben. Ein Kommentar zum Forschungsstand. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 20(4), 316–330.
- Lenz, K. (2005). Romantische Liebe – Fortdauer oder Niedergang? In K. Tanner (Hrsg.), *Liebe im Wandel der Zeit* (S. 237–259). Leipzig: Ev. Verlags-Anstalt.
- Matthiesen, S. & Böhm, M. (2013). Wie organisieren Studierende Beziehungen und Sexualität? *pro familia Magazin*, 41(3), 4–8.
- Matthiesen, S. & Dekker, A. (2015). Gleichgeschlechtliche sexuelle Erfahrungen von Studierenden in vier Generationen. *BZgA Forum Sexuaufklärung und Familienplanung*, 1, 32–38.
- Pieper, M. & Bauer, R. (2014). Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren als transformative Kraft? *Journal für Psychologie*, 22(1), 1–35.
- Plummer, K. (1996). Foreword. Symbols of Change. In W. Simon (Hrsg.), *Postmodern Sexualities*. London/New York: Routledge.
- Schmidt, G. (1998). Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral. Reinbek: Rowohlt.
- Schmidt, G. (Hrsg.). (2000). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996. Eine empirische Untersuchung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schmidt, G. (2007). *Das neue DER DIE DAS: Über die Modernisierung des Sexuellen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Schulz, S. (2015). Hausse für Peitschenlust und Fesselliebe: Sadomasochismus 2014 – von der Subkultur zum Mainstream? In J. C. Aigner, T. Hug, M. Schuegraf & A. Tillmann (Hrsg.), *Medialisierung und Sexualisierung. Vom Umgang mit Körperlichkeit und Verkörperungsprozessen im Zuge der Digitalisierung* (S. 207–230). Heidelberg: Springer VS.
- Sigusch, V. (1996). Kultureller Wandel der Sexualität. In V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart: Thieme.
- Sigusch, V. (2013a). *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Sigusch, V. (2013b). Kultureller Wandel der sexuellen Verhältnisse. In P. Briken & M. Berner (Hrsg.), *Praxisbuch Sexuelle Störungen. Sexuelle Gesundheit, Sexualmedizin, Psychotherapie sexueller Störungen*. Stuttgart: Thieme.
- Stein-Hilbers, M., Soine, S. & Wrede, B. (2000). Einleitung: Sexualität, Identität und Begehren im Kontext kultureller Zweigeschlechtlichkeit. In C. Schmerl, S. Soine, M. Stein-Hilbers & B. Wrede (Hrsg.), *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften* (S. 9–22). Opladen: Leske + Budrich.
- Vetter, B. (2008). *Sexuelle Störungen. 100 Fragen. 100 Antworten. Ursachen, Symptomatik, Behandlung*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Wagenknecht, P. (2007). Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In



J. Hartmann, C. Klesse, P. Wagenknecht, B. Fritzsche & K. Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (S. 17–34). Wiesbaden: VS.

Wagner, E. (2014). *Grenzbewusster Sadomasochismus. SM-Sexualität zwischen Normbruch und Normbestätigung*. Bielefeld: transcript.

## **6. Geschlechterdifferenzen in den Sexual- und Beziehungserfahrungen**

### **6.1 Publikation III**

*Maika Böhm und Silja Matthiesen*

„Manchmal ist man sexuell erregt und der Partner nicht zur Hand ...“

Solosexualität im Spannungsfeld von Geschlecht und Beziehung

Veröffentlicht in:

Zeitschrift für Sexualforschung 2016; 29: 21–41

Die Druckfassung der nachstehenden finalen Manuskriptversion findet sich in o.g. Ausgabe der Zeitschrift für Sexualforschung, Thieme Verlag.

# „Manchmal ist man sexuell erregt und der Partner nicht zur Hand...“

## Solosexualität im Spannungsfeld von Geschlecht und Beziehung

Maika Böhm<sup>a</sup> und Silja Matthiesen<sup>a</sup>

**Übersicht:** Während Solosexualität bis ins vergangene Jahrhundert hinein tabuisiert war, stellt sie heute einen nahezu selbstverständlichen Aspekt der sexuellen Sozialisation dar und gilt als weitgehend normalisierte sexuelle Praktik. Dies trifft jedoch nicht für beide Geschlechter in gleichem Maße zu: nationale und internationale Studien belegen, dass sich Vorkommen, Frequenzen und Einstellungen zur Selbstbefriedigung (immer noch) deutlich nach Geschlecht unterscheiden. Quantitative Untersuchungen weisen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf eine „friedliche Koexistenz“ von Solo- und Paarsexualität in festen Partnerschaften und auf ein zunehmendes Verständnis von Selbstbefriedigung als „eigenständiger Sexualform“ hin. In dieser Arbeit werden anhand von 100 leitfadengestützten sexualbiografischen Interviews mit Studierenden aus ganz Deutschland (1) bisherige solosexuelle Erfahrungen sowie typische Settings und individuelle Motive unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterunterschiede analysiert; (2) die Bedeutungen von Solosexualität während Single- und Beziehungszeiten untersucht; und (3) die Orgasmuserfahrungen von Studierenden beim Solo- und beim Partnersex gegenübergestellt und die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Orgasmuserwartungen betrachtet.

**Schlüsselwörter:** empirische Sexualforschung; Geschlechterdifferenz; Masturbation; Orgasmus; Pornografie; Selbstbefriedigung; Solosexualität

Der Umgang mit Solosexualität<sup>1</sup> hat sich in den letzten Jahrzehnten in den westlichen Industriegesellschaften deutlich verändert. Selbstbefriedigung hat „im Verlauf der letzten

<sup>a</sup> Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie, Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

---

<sup>1</sup> In diesem Beitrag werden die Begriffe Solosexualität und Selbstbefriedigung synonym verwendet. Der aus dem Lateinischen stammende Begriff Masturbation ist in seiner Bedeutung ungenau und impliziert zudem, dass autoerotische Sexualität damit einhergeht, sich „mit der Hand“ zu erregen. Weitere Ausführungen zu den Begriffen sowie eine kritische Betrachtung der Begriffe Onanie und Masturbation finden sich u.a. bei Schetsche und Schmidt 1996; Böhm 2013.

dreißig bis vierzig Jahre ihren Ersatzcharakter verloren“ (Sigusch 2013: 506) und ist nach Schmidt (2004) heute die im Jugendalter häufigste sexuelle Verhaltensform. Auch unter Erwachsenen ist Solosexualität ein „weit verbreitetes, individuell relativ stabiles, wenn auch stark gesellschaftlich beeinflusstes sexuelles Verhalten“ (Driemeyer 2013: 26).

Dass die Veränderungen massiv sind, zeigt ein Blick in die Vergangenheit: vom 18. bis ins 20. Jahrhundert hinein herrschte im europäischen Raum eine regelrechte Anti-Masturbationskampagne, systematisch wurde die „Onanie“ von Kindern und Jugendlichen bekämpft (vgl. Böhm 2013; Schetsche und Schmidt 1996). Neben theologischen Warnungen vor der „Sünde der Unreinheit“ (ebd.: 2) fanden auch medizinische Warnungen Gehör. In einer medizinischen Abhandlung proklamierte der Schweizer Arzt Tissot (1760) eine „immense Schädlichkeit für die Gesundheit“ (ebd.: 3) und warnte vor „Masturbationsfolgen“ wie Rückenmarkschwund. Durch pädagogische Maßnahmen wie das nächtliche Festbinden der Hände oder chirurgische Eingriffe etwa an Vorhaut oder Vulva sollte kindliche und jugendliche „Onanie“ verhindert werden (vgl. Bloch 1998: 540). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden psychische Auswirkungen im Diskurs über Selbstbefriedigung zentraler; so warnte etwa Freud (1905) vor möglichen Geistesstörungen als eine ihrer Folgen. Noch bis in die 1960er- und 1970er-Jahre hinein blieb Selbstbefriedigung „den Fachleuten der verschiedenen Disziplinen [...] ein ebenso gefährliches wie erklärungsbedürftiges Phänomen“ (Schetsche und Schmidt 1996: 5). In sexualpädagogischen Materialien wurde sie als „billiger Selbstbetrug“ oder „ich-süchtiges Scheinerlebnis“ (Fischer 1969) bezeichnet und zwei Ausgaben der Jugendzeitschrift Bravo zum Thema Selbstbefriedigung landeten auf dem Index der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (Böhm 2013: 301f.).

Heutige Aufklärungsmedien, sexualpädagogische Materialien und Ratgeber für Jugendliche und Erwachsene betonen hingegen die positiven Aspekte sexueller Selbsterkundung. So bezeichnet etwa Dodson (1999: 9) Selbstbefriedigung als eine „Liebesbeziehung mit einem selbst, die das ganze Leben andauert“. Das Jugendportal der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung beschreibt Selbstbefriedigung als „eine Möglichkeit, den Körper zu entdecken“, die dazu führe, „gut vorbereitet für Sex mit einem/einer Partner/in“ zu sein ([www.loveline.de](http://www.loveline.de)). Und ein aktuelles Aufklärungsbuch für Jugendliche zieht den Vergleich: „Selbstbefriedigung ist ein bisschen so wie schwimmen lernen. Nach den Trockenübungen

an Land will man rein ins echte Nass. [...] Wer schon mit sich selbst geübt hat, ist klar im Vorteil“ (Henning und Bremer-Olszewski 2012: 18).

Das „Deutungsmuster der ‚gefährlichen Onanie‘“ (Aude und Matthiesen 2013: 233) wurde nachhaltig abgelöst von sex-positiven sexualpädagogischen Ermunterungen. Solosexualität ist eine eigenständige Form der Sexualität geworden, die ihren kompensatorischen Charakter verloren hat und einen legitimen Weg zur sexuellen Befriedigung darstellt (vgl. etwa Sigusch 2013; Schmidt 2000; Dekker und Schmidt 2003). Dennoch weist eine US-amerikanische Studie (Kaestle et al. 2011) darauf hin, dass tabuisierende Diskurse um Selbstbefriedigung weiterhin wirksam sind und sich Solosexualität in der Sozialisation junger Erwachsener noch immer im Spannungsfeld zwischen Stigma und Lust bewegt – und zwar für junge Frauen in sehr viel stärkeren Maße als für junge Männer. Auch deutsche Jugenduntersuchungen zeigen, dass Selbstbefriedigung zwar für männliche Jugendliche schon früh zu einer normalisierten Sexualpraktik wird, die Haltungen weiblicher Jugendlicher jedoch heterogen sind. Sie reichen von „Ablehnung und Ekel bis zu Neugier und Enthusiasmus“ (Matthiesen 2013: 243). Mit zunehmendem Alter nehmen die Ambivalenzen ab: so geben 40% der 14-Jährigen, aber nur noch 20% der 17-Jährigen an, ein schlechtes Gewissen wegen ihrer Selbstbefriedigung zu haben (BZgA 2003: 79f.). Qualitative Untersuchungen zur Bedeutung von Solosexualität, die auf mögliche Geschlechterunterschiede fokussieren, fehlen für den deutschen Sprachraum bislang. Der vorliegende Beitrag schließt diese Lücke auf der Basis qualitativer Interviews mit Studierenden.

## **Studie und Methodik**

Die folgenden Analysen basieren auf ausgewählten Ergebnissen eines qualitativen Forschungsprojekts über „Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten“, das am Hamburger Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf von 2012 bis 2015 durchgeführt wurde. Das Sample umfasst 135 leitfadengestützte Interviews, teilgenommen haben 85 Studentinnen und 50 Studenten von 15 deutschen Universitäten. Die Befragung erfolgte in zwei Wellen: Die ersten 100 Befragten (50 Frauen, 50 Männer) wurden im Wintersemester 2012/13 als Zufallsstichprobe aus den Teilnehmenden einer quantitativen Fragebogenerhebung über „Studentische Sexualität im sozialen Wandel“ ausgewählt (vgl. Dekker und Matthiesen 2015). Die qualitative Stichprobe ist als Selbstselektionssample zu verstehen, das nach Geschlecht, Alter und Universitätsstadt quotiert wurde. Die Interviews wurden face-to-face

(n = 10) und telefonisch (n = 90) durchgeführt;<sup>2</sup> sie dauerten in Abhängigkeit von den sexuellen und Beziehungserfahrungen der Befragten und ihrer Mitteilungsfreudigkeit zwischen 42 und 135 Minuten (im Durchschnitt 84 Minuten). Alle Interviewten erhielten eine Aufwandsentschädigung von 50€. Der Leitfaden wurde unter Einbeziehung des Forschungsstandes erstellt, in Expert\_innengesprächen überprüft und in einem Pretest erprobt. Er umfasst sechs Abschnitte: (1) die detaillierte chronologische Erhebung der Beziehungs- und Sexualbiografie; (2) die Exploration der gegenwärtigen Beziehung bzw. des gegenwärtigen Singlelebens; (3) die Darstellung bisheriger sexueller Erfahrungen; (4) die Zufriedenheit im eigenen Körper sowie Erfahrungen mit Solosexualität und Pornografie; (5) Verhütung in und außerhalb von festen Beziehungen; (6) Schwangerschaft, Kinderwunsch und Einstellungen zum Schwangerschaftsabbruch sowie zur Familiengründung im Studium.

Alle Interviews wurden mit Einwilligung der Befragten auf Tonband aufgenommen, anschließend anonymisiert und transkribiert. Der umfangreiche Datenkorpus wurde für die Auswertung thematisch gegliedert. Zur Komplexitätsreduktion wurden je nach Fragestellung nur bestimmte Abschnitte der Interviews für die Datenanalysen genutzt. Die thematisch vorsortierten Interviewauszüge wurden in die Software MaxQDA eingelesen und mit dieser qualitativ ausgewertet (vgl. Kuckartz 2012). Die Auswertung orientiert sich an der Methodik der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010).

**Tab. 1** Stichprobenbeschreibung.

	<b>Männer</b>	<b>Frauen</b>	<b>Gesamt</b>
Gesamtstichprobe (n)	50	85	135
Durchschnittsalter (M)	23,6	23,4	23,5
Auswahlstichprobe* (n)	47	47	94
Eigene Migrationserfahrung (n)	1	1	2
Migrationserfahrung als Kleinkind mit Eltern (n)	-	2	2
Migrationserfahrung eines Elternteils/beider Eltern (n)	2	2	4

\* Befragte ohne Schwangerschafts-/Zeugungserfahrung.

<sup>2</sup> Face-to-face-Interviews wurden aus pragmatisch-logistischen Gründen nur in für uns erreichbaren Städten geführt und nur mit Studierenden, die diese Interviewmethode einem Telefonat vorzogen. Face-to-face- und Telefoninterviews unterschieden sich nicht hinsichtlich ihrer Dauer oder Gesprächsintensität. Dennoch betonten die Befragten wie in anderen Untersuchungen (etwa Schulz und Ruddat 2012) in der abschließenden Reflexionsfrage überwiegend die positiven Effekte des telefonischen Settings, wie etwa die Anonymität der Gesprächssituation oder den verringerten Einfluss der Interviewer\_innen durch Mimik oder Gestik. Gerade für die sehr persönlichen Fragen nach der eigenen (Solo-)Sexualität war das Telefoninterview entlastend und gesprächsöffnend.

Für hier vorgestellte Analyse nutzen wir lediglich die ersten 100 Interviews<sup>3</sup>, in denen sich alle bis auf zwei Befragte als vorwiegend oder ausschließlich heterosexuell beschreiben. Weniger als zehn Prozent dieser Befragten haben Migrationserfahrungen in erster oder zweiter Generation. Diese Zahl liegt deutlich unter der Angabe der aktuellen Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, hier sind es 23 % (Middendorff et al. 2012: 535f.). Unsere Stichprobe ist also kulturell homogener als die Gesamtheit der in Deutschland Studierenden.<sup>4</sup> Im Vergleich der Verteilung der Studienfächer unserer Stichprobe mit den Daten der Sozialerhebung fällt zudem auf, dass zwei Drittel unserer Befragten der Fächergruppe Sozialwissenschaften/Pädagogik/Psychologie angehört, während dies in der Sozialerhebung auf nur 26 % der Studierenden zutrifft (ebd.: 130). Andere Untersuchungen zu studentischer Sexualität finden eine ähnliche Verteilung (vgl. etwa Dekker und Matthiesen 2015: 252), allerdings erscheint eine Korrelation des Studienfachs mit dem Sexualverhalten von Studierenden relativ unwahrscheinlich.

Ein Viertel unserer Befragten ist zum Zeitpunkt des Interviews Single<sup>5</sup> (11 Frauen, 9 Männer), während die Mehrheit (36 Frauen, 38 Männer) in einer Beziehung lebt, davon ein Mann und eine Frau in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft. Aus der Vielfalt der Themen werden hier nur ausgewählte Aspekte der bisherigen sexuellen Erfahrungen fokussiert, nämlich zu den folgenden Leitfragen: „Hast Du<sup>6</sup> Dich schon einmal selbst befriedigt? Wann hast Du damit angefangen? Wie oft hast Du es in den letzten vier Wochen gemacht? Beschreibe bitte eine typische Situation, wie ist das? Kommst Du immer zum Orgasmus, wenn Du Dich selbst befriedigst? Wie lange dauert es, bis Du zum Orgasmus kommst? Welche Bedeutung hat Selbstbefriedigung für Dich? Welche Bedeutung hat

---

<sup>3</sup> Ein Schwerpunkt der Interviewstudie lag auf dem reproduktiven Verhalten von Studierenden. Unter den ersten 100 zufällig ausgewählten Befragten fanden sich jedoch nur drei Frauen, die schon einmal schwanger waren und drei Männer, die schon einmal ein Kind gezeugt hatten. Dies entspricht in etwa dem zu erwartenden Anteil von Frauen mit Schwangerschaftserfahrung in dieser Gruppe. Da wir auf dieser Grundlage keine Aussagen zu einigen der für uns relevanten Fragestellungen machen konnten, haben wir in einer zweiten Befragungswelle eine zusätzliche Gruppe von n = 35 Frauen mit Schwangerschaftserfahrung nachgesampelt. Hierfür wurden auf Anfrage aus dem Pool der Interviewinteressierten sowie über ein Schneeballsystem gezielt Frauen gesucht, die mindestens einmal schwanger gewesen sind. Die zusätzlichen Interviews wurden im Sommersemester 2013 mit einem leicht veränderten Erhebungsinstrument ausschließlich telefonisch geführt und werden in der vorliegenden Arbeit nicht berücksichtigt. Aus den übrigen 100 Interviews werden hier nur die Angaben der 47 weiblichen und 47 männlichen Befragten ohne Schwangerschafts- bzw. Zeugungserfahrung berücksichtigt.

<sup>4</sup> Die Mehrzahl derjenigen mit Migrationserfahrungen thematisieren diese in der Retrospektive auf ihre Sexual- und Beziehungserfahrungen nicht. Zu vermuten ist, dass unsere Befragten die Bedeutung ihrer Migration und das Aufwachsen unter möglicherweise „anderen“ kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen sehr unterschiedlich erleben und dementsprechend relevant setzen.

<sup>5</sup> Auch hier weichen unsere Zahlen von denen der Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks ab: 51% der Studierenden leben in fester Partnerschaft, 43% hatten zum Zeitpunkt der Befragung keine\_n feste\_n Partner\_in.

<sup>6</sup> Zu Beginn der Interviews wurde erfragt, ob die Studierenden gesiezt oder geduzt werden möchten. Alle Befragten entschieden sich für das Du.

Selbstbefriedigung für Dich, wenn Du in einer Beziehung bist? Guckst Du manchmal Pornos?“<sup>7</sup> Die Studierenden beantworteten diese Fragen mehrheitlich offen und detailliert, zudem hat keine\_r der Befragten von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, das Thema Selbstbefriedigung auszulassen oder das Interview vorzeitig abubrechen.

## **Geschlecht und Solosexualität**

Frühere Studien fanden erhebliche Geschlechterunterschiede im Vorkommen und in der Frequenz von Selbstbefriedigung (Clement et al. 1984; Masters et al. 1979; Kinsey et al. 1953). Diese Geschlechterunterschiede haben im Laufe der letzten Jahrzehnte deutlich abgenommen, sich aber nicht aufgelöst, wie aktuelle Untersuchungen zur Jugend- und Erwachsenensexualität zeigen (Dekker und Matthiesen 2015; Gerressu et al. 2007; Hyde 2005; Dannenbeck und Stich 2005; Bancroft 2003).<sup>8</sup> Auch heute noch beginnen junge Männer früher mit der Selbstbefriedigung als Frauen (vgl. Matthiesen 2013; BZgA 2010; Bancroft 2003) und befriedigen sich häufiger selbst (Gerressu et al. 2007; Dekker und Schmidt 2002; Laumann et al. 1994, 2001). Immerhin geben junge Frauen heute häufiger an, über Erfahrungen mit Selbstbefriedigung zu verfügen (Lebenszeitprävalenz), die Frequenz bleibt durchschnittlich aber deutlich geringer (Aude und Matthiesen 2013; BZgA 2010; NSSHB 2010). Im Folgenden untersuchen wir zunächst die Geschlechterunterschiede im solosexuellen Verhalten junger Erwachsener, höher gebildeter Frauen und Männer, indem wir das Vorkommen und die Frequenzen sowie die solosexuellen Settings und Motive betrachten.<sup>9</sup>

### *Vorkommen und Frequenzen*

Während sich die meisten Studentinnen im Alter zwischen 13 und 15 Jahren das erste Mal selbst befriedigten, geben die meisten Studenten zwölf Jahre oder früher an. Bis zur Volljährigkeit hatten sich alle befragten Männer schon selbst befriedigt, während eine kleine

---

<sup>7</sup> Die Fragen an die männlichen Befragten unterschieden sich leicht, hier lauteten die Leitfragen: „Wie alt warst Du als Du das erste Mal masturbiert hast? Wie oft hast Du es in den letzten 4 Wochen gemacht? Beschreibe bitte eine typische Situation, wie ist das? Guckst Du dabei Pornos? Wie lange dauert es, bis Du zum Orgasmus kommst? Welche Bedeutung hat Masturbation für Dich, wenn Du in einer Beziehung bist?“

<sup>8</sup> Für den US-amerikanischen Raum haben Petersen und Hyde (2010) in einer Meta-Analyse zur Geschlechterdifferenz im Sexualverhalten herausgefunden, dass sich im Vergleich mit 30 anderen sexuellen Aktivitäten und Einstellungen die größten Unterschiede in den Bereichen Solosexualität, Pornografiekonsum und unverbindlicher Sex finden lassen.

<sup>9</sup> Nach Bačák und Štulhofer 2011 (vgl. Driemeyer 2013: 374) steigt die Angabe solosexueller Erfahrungen mit steigender Bildung, so dass die folgenden Angaben immer im Zusammenhang mit dem hohen Bildungsgrad der Befragten zu interpretieren sind und sich nicht auf junge Erwachsene anderer Bildungsschichten übertragen lassen.



Gruppe junger Frauen erst mit 19 Jahren oder später solosexuell aktiv wurde.<sup>10</sup> Für einige Befragte war es schwierig, den Zeitpunkt der ersten Selbstbefriedigung retrospektiv zu datieren: Sie erinnerten sich an kindliche Erfahrungen, die sie jedoch weniger als „sexuell“ im erwachsenen Sinne deuten.<sup>11</sup> Die Erzählung der 23-jährigen Jana<sup>12</sup> illustriert eine solche Erinnerung:

„Ich weiß, dass meine Schwester und ich das früher auch schon gemacht haben. Meine Schwester hat immer sehr viel gerubbelt, so auf dem Boden. Ich weiß noch, da war ich 14, da habe ich mit meiner Mutter, da haben wir zu dritt drüber geredet. Da meinten meine Schwester und ich total so: ‚Nee, das würden wir ja nie machen!‘. Da meinte meine Mutter, dass das ja eigentlich schon dasselbe ist. Bei Kindern nicht jetzt sexuell, aber dass es im Grunde dieselbe Befriedigung ist. Das hat mich in dem Moment total erschreckt, weil ich gedacht habe, das mache ich eigentlich immer noch. Mir war damals überhaupt nicht klar, dass das selbstbefriedigen ist. Von daher finde ich es schwierig zu sagen, wie ich damit angefangen habe, oder wann der Übergang war, dass das Ganze sexuell war. Ja, ich würde sagen, ich habe schon immer, seit ich mich erinnern kann, das gemacht.“

Auch im aktuellen Vorkommen von Solosexualität setzt sich die Geschlechterdifferenz fort: In den vier Wochen vor der Befragung haben sich etwa 70% der Studentinnen und 90% der Studenten selbst befriedigt. Die Mehrheit der männlichen Studenten befriedigt sich täglich oder mehrmals in der Woche selbst, während die meisten Studentinnen dies ein- oder mehrmals im Monat machen. Durchschnittlich haben sich die männlichen Studenten in den letzten vier Wochen etwa 16 Mal selbst befriedigt, die weiblichen Studentinnen durchschnittlich fünf Mal. Die Studierenden beschreiben ihre Solosex-Frequenz beispielsweise so:

**Sven, 24:** „Schon häufig, das gehört für mich schon regelmäßig dazu. Also die Zahl ist natürlich sehr hoch, sag ich mal jetzt, aber schon eigentlich jeden Tag. Also regelmäßig.“

**Kerstin, 23:** „Es kommt darauf an, wie ich Lust hab, und wie ich Zeit hab. Ich muss schon etwas in der Stimmung dazu sein, es muss gerade sich ergeben, das mich jetzt niemand stört.“

Die meisten Männer und Frauen blicken mit Mitte zwanzig auf langjährige solosexuelle Erfahrungen zurück. Den Ergebnissen quantitativer Erhebungen (Dekker und Matthiesen 2015) vergleichbar, sehen wir auch im qualitativen Material deutliche

---

<sup>10</sup> Zwei Studentinnen hatten sich zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht selbst befriedigt.

<sup>11</sup> Die meisten Menschen machen ihre ersten sexuellen Erfahrungen in der Kindheit. Über die Verbreitung frühkindlicher Selbstbefriedigung liegen unterschiedliche Studien vor, die Bettina Schuhrke wie folgt zusammenfasst: „Frühkindliche Selbststimulation ist oftmals mit Erregung, aber nicht unbedingt mit einem Orgasmus verbunden. Studien geben sehr unterschiedliche Anteile von Kindern an, die sich selbst stimulieren, teilweise übersteigen die Werte 50% (vgl. Volbert 1997; Schuhrke 1991). Für den Zugang zu den eigenen Genitalien spielt bei Mädchen möglicherweise das Fühlen eine größere Rolle; Jungen haben einen Vorteil durch die gute Sichtbarkeit ihres Genitales“ (Schuhrke 2015: 165).

<sup>12</sup> Die Namen aller Interviewteilnehmer\_innen wurden anonymisiert.

Geschlechterdifferenzen, etwa ein jüngeres „Einstiegsalter“ der Jungen und damit einhergehende größere biografische Erfahrungen, sowie höhere Frequenzen der jungen Männer bei aktuellen solosexuellen Aktivitäten.

### *Settings und Hilfsmittel*

Typischerweise findet die Solosexualität der Studentinnen in ihrem eigenen Bett und überwiegend abends statt. Die meisten stimulieren sich manuell an der Klitoris, etwa die Hälfte der Frauen nutzt zudem zur Stimulation gelegentlich Vibratoren oder Dildos. Selten nennen die Studentinnen die Dusche oder Badewanne als bevorzugte Orte, an denen sie sich mit dem Massagestrahl stimulieren. Einige Studentinnen setzen gezielt visuelles Material ein – das nicht zwangsläufig ein Pornofilm aus dem Internet sein muss, sondern auch erotische Literatur oder ein Liebesfilm sein kann –, um sich vor oder während der Selbstbefriedigung sexuell in Stimmung zu bringen. Die Mehrheit berichtet zudem über sexuelle Fantasien, die sie währenddessen haben: hier wird etwa die Erinnerung an eigene sexuelle Erlebnisse, aber auch sexueller Kontakt mit Fremden oder in besonderen Kulissen genannt.

**Carina, 24:** „Ich mach das, wenn mein Partner nicht da ist und dann meistens vorm Schlafengehen, so zum bisschen entspannen und zum besser einschlafen. Mit der Hand (lacht). [...] Ich stell mir Leute beim Sex vor oder ich stell mir meinen Freund vor, wie er mit mir Sex hat.“

**Katja, 30:** „Meistens liege ich im Bett. Und lese entweder oder guck mir irgendwas an, was mich dann sexuell erregt. [...] Ich hab mehrere Vibratoren, so ganz normale, die aussehen wie großer Finger, so ganz glatte, einfach. Und einer, der hat so einen lustigen Aufsatz und der kann sich drehen (lacht). Und dann hab ich noch so einen Auflage-Dildo. Den legt man auf den Schamhügel drauf und dann vibriert der ganz spannend. Also, wenn ich was benutze, muss es vibrieren (lacht).“

Etwa die Hälfte der männlichen Studenten beschreibt ein ähnliches solosexuelles Setting als typisch: sie befriedigen sich vorm Einschlafen am Abend oder auch morgens beim Aufwachen in ihrem Bett selbst. Die andere Hälfte der jungen Männer befriedigt sich typischerweise am Schreibtisch bzw. vor dem Computer sitzend während eines Pornofilms. Einige Befragte wechseln je nach Stimmung zwischen diesen Settings hin und her. Tatsächlich nutzen fast alle Studenten zumindest manchmal Pornografie. Auf sexuelle Fantasien, die unabhängig von pornografischem Material sind, gehen sie kaum ein.

**Simon, 26:** „Das passiert immer in meinem Zimmer und wann, ist komplett offen. Das kann morgens, abends, mitten am Tag sein. Also klar, an den Tagen, wo ich arbeite eher morgens und abends, aber sonst, wenn ich am Tag zuhause bin, dann kann es auch mitten am Nachmittag sein. Am Schreibtisch oder in meinem Bett.“

**Michael, 24:** „Ich weiß da zwei Situationen. Man sitzt am PC, macht irgendwelche Sachen, man surft und dann merkt man auf einmal, dass man doch Pornografie hat auf dem PC oder zumindest die Möglichkeit, relativ schnell da ranzukommen. Dann merke ich, wie ich scharf werde [...] und dann kommt eins zum anderen. Und zum zweiten ist das öfter zum Einschlafen oder wenn man morgens aufwacht und dann schweifen die Gedanken ab und es kommen so Fantasien.“

Wir sehen, dass viele junge Frauen und Männer ihre Solosexualität in einem ähnlichen Setting praktizieren: abends, im Bett, in ungestörter Atmosphäre im eigenen Zimmer. Allerdings markiert die regelmäßigere Kombination von Selbstbefriedigung mit Pornografiekonsum bei den Männern einen deutlichen Geschlechterunterschied (vgl. auch Böhm et al. 2015; Zillich 2011).

### *Motive*

Das von Studierenden beiderlei Geschlechts am häufigsten genannte Motiv ist Selbstbefriedigung zur *Entspannung*. Für viele Befragte geht dies mit dem Wunsch einher, den „Kopf frei zu bekommen“ oder „Stress abzubauen“. Andere nutzen gerade die abendliche Selbstbefriedigung, um besser „abschalten zu können“, also im Sinne einer „Einschlafhilfe“.

**Marlene, 24:** „Ich finde es einfach schön. Das ist eine Möglichkeit, um sich was Gutes zu tun und sich hinterher einfach gut zu fühlen, also eher Wellness.“

**Malte, 21:** „Es hat meistens den Sinn, zu entspannen, um abzuschalten und um mich besser zu fühlen, einfach für diesen Hormonkick, hauptsächlich.“

Am zweithäufigsten werden solosexuelle Aktivitäten auf das Vorhandensein *sexueller Erregung* zurückgeführt, dieses Motiv wird von den Studenten etwas stärker betont als von den Studentinnen. Ausgelöst etwa durch einen „schönen nächtlichen Traum“, „erotische Bilder“ oder „sexuelle Fantasien“ wird – wenn es zeitlich und räumlich möglich ist – die sexuelle Lust mit sich selbst befriedigt.

**Alexander, 24:** „Wenn ich aus irgendwelchem Grund einen sexuellen Gedanken habe und Lust verspüre und allein zu Hause bin, dann kommt es vor, dass ich dann dem nachgehe.“

**Henrike, 24:** „Manchmal ist man sexuell erregt und der Partner nicht zur Hand oder will nicht. Oder man hat einfach Lust, sich selbst zu befriedigen. Ich finde, das ist ein legitimes Mittel und durchaus wichtig.“

Ein auf den ersten Blick ähnliches Motiv, das überwiegend von Männern beschrieben wird, ist die *Triebabfuhr*. Während das Motiv der sexuellen Erregung auf eine lustvolle, frei gewählte solosexuelle Situation rekurriert, ist die Metapher der Triebabfuhr eher von

„Druck“, einer „gewissen angestauten Geilheit“ oder der Notwendigkeit des „Spannungsabbaus“ gekennzeichnet.

**Justus, 20:** „Druck ablassen, also reine Lustbefriedigung. Ich empfind das nicht als sonderlich spaßig oder besonders toll. Aber wenn man mehrere Wochen keinen Sex hatte, dann kann das für eine gewisse Entlastung sorgen, sowohl körperlich als auch psychisch.“

**Annelene, 21:** „Immer nur punktuell, wenn ich das Gefühl hatte, dass ich das irgendwie abbauen muss, diese Spannung. Weil Selbstbefriedigung ist zwar ein schönes Erlebnis, aber für mich nie so befriedigend wie mit einem anderen Menschen. Von daher ist es eigentlich immer nur 'ne Nothilfe.“

Ein weiteres, eher von männlichen Studenten genanntes Motiv ist *Zerstreuung*. Zentral ist hier zum einen der Moment, „nichts zu tun zu haben“. Zum anderen wird Selbstbefriedigung auch als Möglichkeit genutzt, sich „abzulenken“ oder eine kurze „Pause“ zu machen, etwa wenn gerade am PC für die Uni gearbeitet wird.

**Lars, 22:** „Oft ist es Langeweile. Wenn man zu Hause ist und nichts zu tun hat, macht man dann einfach.“

**Kai, 21:** „Wenn ich zum Beispiel gelernt habe und mich nicht mehr konzentrieren kann. Wenn ich dann masturbiert habe, geht das wieder, dann kann ich neu durchstarten, sind frische Gedanken da.“

Eher selten und ausschließlich von Frauen wird die eigene *Körperentdeckung* angeführt. Diesen Studentinnen geht es darum, sich ihrem „Körper ein bisschen anzunähern“ oder herauszufinden, „was ich mag, wo ich mich berühren muss“. Dies gibt ihnen insbesondere im Hinblick auf ihre (spätere) Paarsexualität mehr Sicherheit.

**Patricia, 25:** „Ich finde, das ist ganz, ganz wichtig. Und zwar sowohl, wenn man noch jung ist und anfängt, sich kennenzulernen, als auch später.“

**Rebecca, 22:** „Inzwischen würde ich sagen, ich hab mich dadurch selber viel besser kennen gelernt und das gibt einem auch ein gewisses Selbstvertrauen. Man [weiß] auch viel besser, was man selber mag oder wie man da so funktioniert. Auch das Wissen, ich kann es mir auch selbst machen, das ist auf jeden Fall gut.“

Nur einige wenige Studentinnen äußern sich negativ bzw. abwehrend über Solosexualität und führen ihre Gründe aus, sich nicht selbst zu befriedigen. Zwei von ihnen haben zwar erste Versuche unternommen, diese aber nicht als lustvoll erlebt und sich davon distanziert. Die anderen sind nur selten bis gar nicht solosexuell aktiv, für sie ist Solosexualität sexuell nicht befriedigend.<sup>13</sup>

**Carola, 23:** „Ich hab mal drüber nachgedacht, hab es auch mal probiert, aber ich finde das doof. Es hat auch gar nichts bei mir bewirkt, ich war eher gelangweilt, und dann hab ich es auch nicht wieder ausprobiert.“

---

<sup>13</sup> Bei den Männern finden sich keine vergleichbaren Gefühle oder Einwände.

**Jenny, 24:** „Es hat mir nichts gegeben so richtig, ich fand's auch nicht sonderlich interessant, es war auch komisch. Liegt sicherlich auch daran, dass ich nicht so Hundertprozent zufrieden mit meinem Körper bin.“

In Übereinstimmung mit anderen Untersuchungen über die Gründe junger Erwachsener, sich selbst zu befriedigen (etwa Young 2006; Kontula und Haavio-Mannila 2003) verweisen auch unserer Ergebnisse auf vielfältige Motive, die nur zum Teil abhängig von der Geschlechtszugehörigkeit sind. Den Wunsch nach Stressabbau bzw. Entspannung, aber auch nach einem direkten Weg zur sexuellen Befriedigung finden wir bei weiblichen wie männlichen Befragten. Die eher von den Studenten genannte Absicht der Zerstreung scheint eng verknüpft mit ihrem häufigeren Pornografiekonsum. In dem ausschließlich von Studentinnen genannten Motiv der Körpererkundung klingen sexualpädagogische Ermutigungen durch.

### **Solosexualität und Paarbeziehungen**

Verschiedene Studien zeigen, dass Selbstbefriedigung für Männer wie für Frauen auch in Phasen fester Beziehungen eine akzeptierte Praktik darstellt (vgl. Schmidt et al. 2006; Dekker und Schmidt 2003). Sie wird „heute häufiger ‚neben‘ der Beziehung praktiziert und als eine eigenständige Form der Sexualität aufgefasst“ (Schmidt et al. 2006: 130). Volkmar Sigusch weist darauf hin, dass „die quantitative Zunahme der Selbstbefriedigung beinahe unabhängig von Art und Güte des Sexual- und Beziehungslebens insgesamt ist“ und „offenbar nicht mehr in erster Linie als Not- oder Ventilpraktik“ dient (Sigusch 2007: 21). Eine aktuelle Interviewstudie von Matthiesen et al. bestätigt diese Gleichzeitigkeit von Solo- und Paarsexualität während Beziehungszeiten grundsätzlich auch für Jugendliche, zeigt aber zugleich, dass Solosexualität hier von den fest liierten Befragten häufig als „Notlösung“ oder „zweitbeste Lösung“ beschrieben wird: „Beide Geschlechter sind sich einig, dass sie Sex mit einem Partner oder einer Partnerin vorziehen“ (Matthiesen 2013: 243).

In unserem Sample variieren die Angaben zur Häufigkeit der Selbstbefriedigung in den letzten vier Wochen sowohl bei den fest liierten als auch bei den Singles stark: In beiden Gruppen bewegen sie sich zwischen mehrmals täglich und einmal im Monat. Alle Singles waren in den letzten vier Wochen solosexuell aktiv, während dies nicht für alle Befragten in fester Beziehung gilt. Für viele Studierende besitzt Selbstbefriedigung in Singlezeiten einen anderen Stellenwert als in Beziehungszeiten. Die unterschiedliche Wertigkeit von Solosexualität wird bei der 24-jährigen Tamara sehr deutlich: „Wenn ich Single bin, ist die Bedeutung größer bzw. mach ich das öfter. [...] Wenn ich in einer Beziehung Lust habe,

dann möchte ich ja Sex mit dem Partner haben.“ Insgesamt finden wir drei Wege, wie Solosexualität während Beziehungsphasen organisiert ist: sie nimmt (1) eine der Paarsexualität nachrangige Rolle ein und verliert an Bedeutung; sie wird (2) temporär ausgesetzt und in eine Phase „solosexueller Abstinenz“ überführt; oder sie wird (3) von der Beziehung entkoppelt und als eigenständige Sexualform erlebt.

### *Solo- und Paarsexualität: zwei „getrennte Sachen“?*

Die Mehrzahl der Studierenden beschreibt, dass die Bedeutung von Solosexualität in festen Beziehungen abnimmt. In den Worten der 24-jährigen Hilde „tritt es natürlich in den Hintergrund, wenn man regelmäßigen Sex hat“ und Pascal, 23, sieht Selbstbefriedigung dann eher als Möglichkeit, „sexuelle Defizite auszugleichen“. Während einer Beziehung wird die Paarsexualität bevorzugt, Solosexualität als „ergänzende Art von Sexualität“ oder als „Sex-Ersatz“ beschrieben, wenn die Partnerin bzw. der Partner nicht da ist oder gerade keine Lust auf Sex hat.

**Henrike, 24:** „Ich befriedige mich dann nicht mehr so viel selbst. Weil ich dann die Befriedigung aus dem Sex mit dem Partner ziehe. Das ist dann nicht mehr so wichtig.“

**Oliver, 22:** „Auf jeden Fall hätte es eine Bedeutung, aber eine untergeordnete, weil man dann häufiger Sex hat. Ich brauch jetzt keine Masturbation, wenn ich vorher Sex hatte.“

**Ahmed, 30:** „Wenn man nicht so richtig befriedigt ist, masturbiert man sowieso. Aber wenn man befriedigt ist, denkt man überhaupt nicht dran.“

Zwar sind die Einstellungen zur Selbstbefriedigung in dieser Gruppe liberal und wird die Möglichkeit zur Selbstbefriedigung auch während einer Beziehung beiden Partner\_innen zugestanden. Die Ausführungen zur solosexuellen Praxis verdeutlichen aber, dass Selbstbefriedigung gegenüber partnerschaftlicher Sexualität eine nachrangige Rolle einnimmt.

Eine Gruppe von sechs Studenten und elf Studentinnen gibt ihre aktuelle Beziehung und die Paarsexualität als zentralen Grund an, sich zurzeit nicht selbst zu befriedigen. Für die 25-jährige Merle spielt Solosexualität während ihrer Beziehung „eine sehr, sehr geringe Rolle“ und der 22-jährige Benjamin erzählt, „wenn’s genug Sex gibt, dann braucht man das nicht unbedingt.“ Das Gefühl, durch die partnerschaftliche Sexualität „sexuell ausgeglichen“ zu sein, lässt das Bedürfnis und Interesse, sich selbst zu befriedigen, in dieser Gruppe weit in den Hintergrund treten und führt zu einer – viele Monate andauernden – solosexuellen Abstinenz.

**Ming, 29:** „Wenn wir beide Sex haben, dann mache ich das nicht.“

**Joana, 24:** „Jetzt eigentlich gar nicht. Weil ich's einfach schöner finde, wenn mein Partner das macht. Also einfach, weil das dann so eine gemeinsame Sache ist. [...] Weil ich ja die Wahl hab auch zu sagen, ich möchte das jetzt lieber mit meinem Partner teilen oder lieber einfach mit ihm schlafen, wenn ich Lust hab.“

**Tobias, 22:** „Insgesamt hab ich jetzt nicht so das Bedürfnis, dass ich das jetzt machen müsste. Weil's auch einfach nicht so viel Spaß macht.“

Auch hier sind die Einstellungen zur Solosexualität liberal und es gibt eine Offenheit, diese Form von Sexualität in bestimmten Lebensphasen zu praktizieren. Allerdings werden die Qualität und Frequenz der Paarsexualität als so umfassend und erfüllend beschrieben, dass Selbstbefriedigung nicht mehr Teil der sexuellen Praxis ist.

Etwa ein Viertel der Studenten und eine Handvoll der Studentinnen erleben ihre Solo- und Paarsexualität als „zwei getrennte Sachen“, wie es die 25-jährige Patricia ausdrückt. Selbstbefriedigung kommt „nicht weniger oder öfter“ vor, wenn sie in einer Beziehung sind und ist „wirklich ganz unabhängig davon“, wie häufig das Paar miteinander sexuell aktiv ist. Die Lust, sich selbst zu befriedigen, steht für diese Befragten nicht in erkennbarem Zusammenhang mit ihrer partnerschaftlichen Sexualität.

**Sven 24:** „Es ist für mich eine beziehungsunabhängige Sache, würde ich genauso machen, wenn ich nicht in einer Beziehung wäre, und hat wirklich Null Einfluss. Dass ich am Tag mir einen runtergeholzt habe und dann abends keine Lust mehr auf meine Freundin habe, das ist nicht der Fall oder nicht eingetreten bisher.“

**Inga, 21:** „Eigentlich mache ich das immer sehr unabhängig von meinem Partner. Die Fantasien, die ich habe, kann ich in der Beziehung gar nicht ausleben. Wir machen Selbstbefriedigung sehr unabhängig voneinander.“

Bei diesen Befragten findet die Einstellung, Selbstbefriedigung als eigenständige Sexualform aufzufassen, auch Eingang in die gelebte sexuelle Praxis: Solosexualität kommt unabhängig von partnerschaftlicher Sexualität vor, und zwar in Qualität wie Quantität. Die Frage nach einer „friedlichen Koexistenz“ (vgl. Schmidt et al. 2006: 115; auch Dekker und Schmidt 2003) können wir anhand unserer Daten bejahen, allerdings werden beide Sexualformen nur selten als gleichwertig beschrieben. Der bereits aus der Jugendsexualitätsforschung bekannte Befund, dass innerhalb einer Beziehung Paarsexualität von beiden Geschlechtern der Solosexualität vorgezogen wird, wird durch die Aussagen der Studierenden bekräftigt. In Singlephasen spielt Solosexualität für viele Studierende eine wichtigere Rolle.

## **Solosexualität, Paarsexualität und Orgasmus**

Als zentrale Bezugsgröße gelungener Sexualität, als Maßstab für sexuelle Befriedigung und die Qualität der sexuellen Interaktion kann heutzutage der Orgasmus verstanden werden. Lewandowski (2001) führt dies in einem Beitrag über die soziale Funktion des Orgasmus aus: Das „Orgasmusparadigma dient dazu, einen Kohärenzpunkt in der Vielfalt von Verhaltensweisen zu etablieren, der es erlaubt, diese Verhaltensweisen als sexuelle zu beobachten“ (ebd.: 212). In einer britischen Studie zu den Orgasmus-Erfahrungen Jugendlicher beobachten die Autor\_innen einen „Orgasmus-Imperativ“, der den „koitalen Imperativ“ (nur Geschlechtsverkehr ist „echter“ Sex) noch ausbaut und dabei den Orgasmus als „golden-standard“ (vgl. Opperman et al. 2013: 2) des partnerschaftlichen Geschlechtsverkehrs markiert. Gleichzeitig finden wir auch in diesem Bereich deutliche Geschlechterunterschiede, die bereits seit den Kinsey-Untersuchungen (1953) bekannt sind: So kommen Frauen beim heterosexuellen Partner-Sex insgesamt deutlich seltener als Männer zum Orgasmus und zudem kaum durch vaginalen Geschlechtsverkehr ohne zusätzliche manuelle und/oder orale Stimulation (Galinsky und Sonenstein 2011; Lloyd 2005; Matthiesen und Hauch 2004). Die das heterosexuelle Setting prägende Vorstellung von Reziprozität, die sich in der Erwartung des Orgasmus beider Sexualpartner zeigt, erfüllt sich nicht zuverlässig und hat für beide Geschlechter eine unterschiedliche Bedeutung (vgl. Matthiesen und Dekker 2015; Braun et al. 2003). Eine aktuelle amerikanische Erhebung weist zudem auf den Zusammenhang der Orgasmushäufigkeit mit der sexuellen Orientierung bei Frauen hin: lesbische Frauen haben im Durchschnitt signifikant häufiger einen Orgasmus bei der Paarsexualität als hetero- oder bisexuelle Frauen (vgl. Garcia et al. 2014).<sup>14</sup> Auch während der Selbstbefriedigung kommt es zu Orgasmusschwierigkeiten, hier erneut häufiger bei Frauen als bei Männern, insgesamt aber deutlich seltener als in der Paarsexualität (Matthiesen und Dekker 2015; Laumann et al. 1994). Nachfolgend stellen wir dar, wie Studentinnen und Studenten ihre eigenen und die Orgasmen des Partners bzw. der Partnerin im Solo- und im Paarsetting erleben.

### *Solosexualität und Orgasmus*

Junge Männer kommen bei der Selbstbefriedigung fast ausnahmslos zum Orgasmus. Dabei variiert der zeitliche Rahmen: einige berichten, zwischen wenigen Minuten und maximal einer Viertelstunde bis zum Orgasmus zu brauchen und erleben es als „eine Art Routine“,

---

<sup>14</sup> Für die Männer findet sich kein Zusammenhang (vgl. Garcia et al. 2014).



bei der es „sehr schnell“ geht. Zumeist wird jedoch ein flexiblerer Zeitraum genannt und zwar „je nachdem, wie man möchte“. Diese Studenten nehmen sich bewusst Zeit für die solosexuelle Situation und steuern die Dauer der Selbstbefriedigung in Abhängigkeit von den jeweiligen Rahmenbedingungen:

**Gregor, 25:** „Das ist recht unterschiedlich, wenn ich unter der Dusche stehe, geht es relativ schnell für mich, aber wenn ich wirklich sage, ich nehme mir jetzt die Zeit, ich weiß, ich habe meine Ruhe, dann würde ich auch schon mal sagen, fast 20 Minuten bis eine halbe Stunde.“

**Holger, 28:** „Das kommt drauf an, wie ich das will, ehrlich gesagt. Wenn ich eigentlich einen guten Film lieber gucken möchte, dann kann das fünf Minuten dauern, und wenn ich irgendwie nix zu tun hab, dann kann das eine halbe Stunde dauern.“

Zwei Drittel der Studentinnen<sup>15</sup> berichten, bei der Selbstbefriedigung regelmäßig und problemlos einen Orgasmus zu erreichen – häufig in einem zeitlichen Rahmen von weniger als fünfzehn Minuten. Auch sie erleben die jeweilige Dauer bzw. Gestaltung des Solosex situations- und lustabhängig:

**Hilde, 24:** „Ich guck nicht auf die Uhr. Ich weiß auf jeden Fall, dass das saunterschiedlich sein kann, dass das manchmal eine Sache von keine fünf Minuten ist, manchmal dauert es auf jeden Fall länger.“

**Nadine, 23:** „Das ist total unterschiedlich, das liegt auch wieder dran, wie ich Lust drauf hab. Wenn ich mir wirklich lange Zeit lasse, weil ich gerade mein Abenteuer, was ich mir im Kopf ausspinne, ausleben möchte, auch mal bis zu ‘ner Stunde. Ansonsten geht es eigentlich immer ziemlich schnell. Paar Minuten nur, wenn ich es wirklich drauf anlege.“

Einige wenige Studentinnen kommen im Solosetting nur manchmal oder gar nicht zum Orgasmus. Diese Befragten schildern, nicht richtig „abschalten“ zu können oder nach einer Weile zu spüren, dass sie „noch eine Stunde weitermachen könnten und da würde nichts passieren“. Dennoch wird in den Schilderungen eine entspannte Haltung dazu und ein positives Verhältnis zu Solosexualität erkennbar:

**Henrike, 24:** „Manchmal hab ich auch nicht die Ruhe. Dann bin ich durchaus erregt und finde es auch schön, dass ich mich anfasse. Aber ich hab nicht irgendwie dieses, dass ich abschalten kann. Dann gebe ich's quasi irgendwann auf.“

Männliche wie weibliche Studierende berichten von einem unbefangenen Umgang mit ihrem Orgasmus im Solosetting. Dieser markiert für die Männer und fast alle Frauen den Abschluss der solosexuellen Situation.

---

<sup>15</sup> Berücksichtigt werden hier nur Studentinnen, die bereits solosexuell aktiv waren.

## *Paarsexualität und Orgasmus*

Fast alle männlichen Studenten kommen auch im heterosexuellen Paar-Setting immer oder fast immer zum Orgasmus. Typisch für die Sicherheit und Selbstverständlichkeit der Orgasmuserwartung ist die Aussage des 25-jährigen Lennart: „Die Fälle, wo das mal nicht vorgekommen ist, das kann ich quasi an zwei Händen abzählen.“ Nur vereinzelt berichten Studenten, nicht bei jedem Sex mit der Partnerin zum Orgasmus zu kommen, etwa weil sie von „irgendwelchen blöden Sachen“ abgelenkt oder „gestresst“ sind oder beim zweiten oder dritten Geschlechtsverkehr am Tag „nicht mehr fertig“ werden können. Wie stark der Orgasmus im Paarsetting als „Erfolg“ der gemeinsamen Sexualität verstanden und von den Männern als wichtig erlebt wird, zeigen die folgenden Aussagen:

**Axel, 22:** „Im Prinzip gehört bei mir der männliche wie auch der weibliche Orgasmus dazu. Das ist meiner Meinung nach auch das Ziel, und das will man ja auch erreichen!“

**Tobias, 21:** „Weil es so zu einem Abschluss kommt. Zu einem Höhepunkt, den man gemeinsam erlebt, so ein schöner Moment. Und danach die Lust so ein bisschen abebbt und man nicht so in der Luft hängt.“

**Florian, 25:** „In Situationen, wo es nicht dazu kommt, geh ich dann auch. Wenn ich nicht zum Orgasmus komme, ist es schon so, dass ich merk, dass ich schlechtere Laune bekomme. Und es dann noch so schön sein konnte. Aber irgendwie ist es dann nicht für mich vollständig.“

Nur wenige männliche Befragte entkoppeln die Bewertung der Paarsexualität von ihrem Orgasmus und distanzieren sich von der Vorstellung des Orgasmus als „Ziel“ der Sexualität. So führt etwa der 26-jährige Peter aus: „Nähe ist schon mal schön, kuscheln ist auch sehr wichtig und dass man quasi seinem Partner nahe ist. Dann muss man nicht unbedingt einen Orgasmus haben. Es reicht die Spannung davor, quasi heiß zu werden, dann genügt das manchmal schon.“ Insgesamt ist das Bild vom Orgasmus als „Ziel“ (Potts 2000) gelungener Paarsexualität weit verbreitet. Die jungen Männer bestätigen mit ihren Ausführungen das oben beschriebene Verständnis des Orgasmus als „golden-standard“ in der Sexualität, wie es Oppermann et al. (2013) für britische Jugendliche herausgearbeitet haben. Diese ziel- bzw. erfolgsorientierte Sichtweise auf männliche Sexualität hat für die meisten jungen Männer den Rang einer Selbstverständlichkeit und bleibt weitgehend unhinterfragt.

Während die heterosexuellen Männer beim Geschlechtsverkehr fast immer einen Orgasmus erreichen, trifft dies auf die heterosexuellen Frauen nicht zu: Etwa die Hälfte der Studentinnen kommt immer oder manchmal zum Orgasmus, die andere Hälfte hingegen nie oder nur selten. Die Orgasmen werden dabei zumeist nicht durch den Geschlechtsverkehr, sondern vorher, nachher oder währenddessen durch zusätzlich manuelle oder orale Stimulation ausgelöst – entweder durch den Partner oder die Frau selbst. Die meisten

Studentinnen wissen aus Gesprächen und Medien, dass Frauen beim Sex seltener zum Orgasmus kommen als Männer, und berichten wenig dramatisch von ihren Erfahrungen:

**Tamara, 24:** „Ich bin dann nicht enttäuscht. Ich weiß ja, dass es bei Frauen schwieriger ist als bei Männern und dass es auch nicht so oft klappt und von daher sag ich jetzt nicht unbedingt, wenn ich keinen Orgasmus habe, der Sex war schlecht.“

**Conny, 19:** „Ich hab immer einen Orgasmus, aber nicht beim Geschlechtsverkehr, meistens nicht. [...] Ich mag es eigentlich auch lieber, wenn ich danach komme, da kann ich mich besser da drauf konzentrieren. [...] Es ist auch nett, quasi noch mal ‘ne Extrabehandlung zu kriegen.“

**Annelene, 21:** „Ganz normal, wenn ich nicht quasi selbst nachhelfe, dann überhaupt nicht. In keiner Position. Überhaupt nicht. Wenn ich allerdings quasi mit den Händen mitmache, dann schon, dann geht es auch relativ einfach in den Positionen, in den ich kommen kann. Und die kenne ich mittlerweile.“

Von der Bedeutung ihres Orgasmus für ihr Gefühl von sexueller Befriedigung berichten die Studentinnen sehr differenziert. Einige schätzen ihn als „sehr wichtig“ ein, andere als „nicht superwichtig, aber es sollte doch so sein“, manche erleben ihn auch als „nicht ganz so wichtig“. Viele Studentinnen machen deutlich, dass sie „nicht jedes einzelne Mal“ zum Orgasmus kommen müssen und für sie emotionale Aspekte eine gelungene Paarsexualität auszeichnen. Der Orgasmus definiert nicht, wie Alina, 23, sagt „ob der Sex gut ist oder nicht“:

**Joana, 24:** „Da es sich auch sehr, sehr intensiv anfühlen kann, wenn ich nicht komme, ist es schön, wenn's passiert und wenn nicht, ist es auch okay.“

**Jessica, 23:** „Das ist zwar nicht so schön, wie wenn man einen Orgasmus hat, aber es ist jetzt nicht so, als würde mich das verstimmen. Das ist dann schon in Ordnung für mich, damit hab ich kein Problem.“

Selbstbefriedigung, das wird in den Interviews erkennbar, ist für Studentinnen sexuell „effektiver“ und befriedigender als partnerschaftlicher Geschlechtsverkehr – wenn der Fokus allein auf dem Erreichen und Erleben des Orgasmus liegt. Für viele weibliche Befragte machen in der partnerschaftlichen Sexualität jedoch die emotionale Nähe, Liebesgefühle und Zärtlichkeit den ausbleibenden Orgasmus wett. Für sie macht sich gelungene Paarsexualität weniger am Erreichen ihres Orgasmus fest. Von vielen Studentinnen wird die Paarsexualität (ohne Orgasmus) mehr wertgeschätzt als die Solosexualität (mit Orgasmus). Die 24-jährige Suse beschreibt das Verhältnis so: „Manchmal hat man eben die Sehnsucht nach so einem Orgasmusgefühl, den ich oft von meinem Partner nicht bekomme und dann ist das die Kompensation. Mir ist Sex mit meinem Freund wichtiger als Selbstbefriedigung, das auf jeden Fall. Aber wegen dem Orgasmusgefühl mache ich auch Selbstbefriedigung.“

Wir sehen, dass die Studentinnen ihren Orgasmus weniger eng mit dem Bild des „goldensstandard“ der Paarsexualität assoziieren und sie befriedigende paarsexuelle Settings auch ohne Orgasmus kennen. Auch der Wunsch nach Reziprozität, der oft eng verknüpft mit einem beidseitigen Orgasmus ist (vgl. Braun et al. 2003), wird von ihnen zumeist entspannt gehandhabt – sie müssen nicht unbedingt ebenso oft kommen, wie ihre Partner.

### *Verantwortung für den weiblichen Orgasmus – Paardynamik und Kommunikation*

Die meisten Studenten haben eine Vorstellung davon, wie häufig und bei welchen sexuellen Praktiken ihre Partnerin zum Orgasmus kommt. Dabei erleben sie den weiblichen Orgasmus für sich selbst unterschiedlich bedeutungsvoll. Am häufigsten wird eine gewisse Erfolgsorientierung geschildert, nach der das eigene „Ego“ bzw. die „Männlichkeit“ davon abhängen, ob es gelingt, der Partnerin „Befriedigung verschaffen zu können“. Wenn sie nicht zum Orgasmus kommt, wird dies teilweise als „frustrierend“, „enttäuschend“ oder gar als „Niederlage“ erlebt. Der 24-jährige Markus erzählt: „Mir setzt das dann im Nachhinein schon häufiger mal zu, wenn es dann quasi... nicht so weit gekommen ist. Das ist für mich schon irgendwo manchmal so... ein Knick in der Männlichkeit.“ Ebenfalls häufig findet sich eine Hierarchisierung des weiblichen und männlichen Orgasmus, also eine Beschäftigung mit der Frage, welcher wichtiger sei. Einige Männer nehmen den Orgasmus der Partnerin ebenso wichtig wie ihren eigenen, andere bewerten den Orgasmus der Partnerin höher und berichten, die eigenen sexuellen Bedürfnisse und Interessen im Zweifelsfall zurückzustellen, wie Jörg, 22, der knapp zusammenfasst: „Mein eigener ist mir nicht so wichtig, es ist viel wichtiger, dass sie kommt.“

In vielen Fällen prägt wiederum Gelassenheit den Umgang der Männer mit dem weiblichen Orgasmus. Oft findet im Anschluss an die sexuelle Situation ein Austausch darüber statt, „wie es einem gefallen hat“, so dass die Männer wissen, was ihre Partnerinnen als sexuell lustvoll erleben. Sie fühlen sich jedoch nicht oder nur begrenzt verantwortlich für den Orgasmus der Frau und betonen, dass ihre Partnerinnen dies selbst in der Hand haben. So berichtet etwa der 28-jährige Holger:

„Ich mach mir da keinen Druck. [...] Sie möchte auch nicht, dass ich mit ihr Sex habe, um ihr einen Orgasmus zu geben, weil das für sie so Druck aufbaut und dann ist es schwieriger für sie. Sie möchte einfach, dass ich mache, was ich will. Dann gefällt ihr das am besten und manchmal funktioniert es und manchmal funktioniert es nicht. Ich sehe das auch so, dass das eigentlich mehr mit ihr zu tun hat und mit dem, was in ihr drin ist, als mit mir.“

Vereinzelt berichten Studenten, dass erst Irritationen während der Paarsexualität zu einem Austausch mit der Partnerin geführt haben, etwa wenn sie einen vorgespielten Orgasmus bemerkt und dieses Verhalten angesprochen haben. Sehr selten zeigen sie sich uninformiert oder gleichgültig dem weiblichen Orgasmus gegenüber, vielmehr kennzeichnet die Vorstellung einer „reziproken Lust“ im Paarsetting alle Interviews.

Auch die Studentinnen berichten überwiegend, dass ihren Partnern der weibliche Orgasmus sehr wichtig ist. Dabei nehmen sie einen gewissen „Erfolgsdruck“ bei ihren Partnern wahr, etwa dass er „sich nicht gut genug fühlt“, dass es „frustrierend für ihn“ ist bzw. „an seinem Ego kratzt“, wenn sie nicht zum Orgasmus kommen. Die männliche „Orgasmuszentrierung“ deckt sich teilweise nicht mit den Vorstellungen der Frauen von gelungener Paarsexualität. Dass die Verantwortungsübernahme der Männer für die sexuelle Befriedigung und den Orgasmus ihrer Partnerin paardynamisch herausfordernd sein kann, macht die Schilderung der 19-jährigen Annika deutlich:

„Er wirkt dann immer ‘n bisschen bedrückt und gibt sich selbst die Schuld, von wegen er hat nicht genug... Aber manchmal, manchmal ist es einfach nicht. Wenn ich gerade Stress hab und mich nicht völlig konzentrieren kann. Da bekomm ich einfach keinen Orgasmus. Auch, wenn er sich so viel Mühe gibt. Der Sex macht mir trotzdem Spaß, aber dann ist es halt nicht so und das fällt ihm immer ‘n bisschen schwer zu akzeptieren. Er lässt sich dann immer wieder was Neues einfallen. [...] Ich finde er übertreibt manchmal ‘n bisschen, in der Beziehung. Also von wegen, dass man beim Sex unbedingt ‘n Orgasmus haben muss.“

Während sich für die Studenten mit Tiefer (2000) von einer gewissen „Zielfixierung“ oder „Orgasmusorientierung“ sprechen lässt, die sie auch auf ihre Partnerinnen projizieren, finden wir dies kaum bei den Studentinnen. Diese nehmen „seine leistungs- und orgasmuszentrierte Vorstellung von Befriedigung“ (ebd.: 351) zwar wahr, distanzieren sich davon aber häufig. Für sie ist das Gespräch über erregende sexuelle Praktiken wichtig. Hier sprechen sie an, was sie sexuell stimuliert, ohne die Verantwortung für ihre sexuelle Lust und ihren Orgasmus an den Partner abzugeben. Betont wird, dass beide Partner das gleiche Recht auf eine erfüllende Paarsexualität haben, auch wenn die Wege dahin unterschiedlich aussehen.

## **Zusammenfassung und Diskussion**

Unsere Analysen basieren auf Interviews mit Studierenden, also einer speziellen Gruppe höher gebildeter junger Erwachsener. Studien weisen darauf hin, dass Solosexualität mit Bildungsstand und Religionszugehörigkeit korreliert (vgl. etwa Baćak und Štulhofer 2011;

Kaestle et al. 2011). Unsere Ergebnisse können also nicht auf andere, z.B. niedriger gebildete Gruppen und auch nicht auf andere Altersgruppen übertragen werden. Vergleichsstudien mit jungen Erwachsenen anderer Bildungsniveaus fehlen bislang und wären von Interesse. Insgesamt ist unsere Untersuchungsgruppe sehr homogen und umfasst deutlich weniger Singles als fest liierte Befragte. Beides muss in der Reflexion der Ergebnisse berücksichtigt werden. Zudem war die Erhebung zu solosexuellen Fragen nur ein Abschnitt der Interviews und eingebettet in ein umfangreiches Gespräch zu den Sexual- und Beziehungsbiografien von Studierenden. Sicher wäre es auch lohnenswert, diesen Bereich noch umfassender qualitativ auszuleuchten und bspw. Einstellungen und Diskurse zu Solosexualität detaillierter zu erfassen.

Insgesamt lässt sich ein weitgehend entdramatisierter, enttabuisierter und entspannter Umgang mit Solosexualität im Leben deutscher Studierender beschreiben. Ähnlich wie andere nationale und internationale Studien zeigen unsere Ergebnisse aber auch, dass Geschlechterdimensionen für die solosexuellen Erfahrungen und Aktivitäten weiterhin eine Rolle spielen. Während die sexuelle Revolution der späten 1960er-Jahre und die verschiedenen Phasen der Frauenbewegung in den 1960er- bis 1980er-Jahren insgesamt zu einer „Angleichung der Geschlechter im Hinblick auf sexuelle Optionen, Rechte und Verhaltensweisen“ (Schmidt 2013: 10) führten, gilt dies für den Bereich Solosexualität nur begrenzt. Dennoch hat der „Gender-Gap“ bereits nachgelassen und Frauen geben heute deutlich frühere und mehr Erfahrungen an, als noch in älteren Studierendenbefragungen (vgl. Schmidt et al. 2000; Dekker und Matthiesen 2015). Für einen Großteil unserer Befragten ist Solosex nicht nur in Single-, sondern auch in Beziehungszeiten wichtig, d.h. für sie trifft die als „friedliche Koexistenz“ beschriebene Gleichzeitigkeit beider Sexualformen zu (Dekker und Schmidt 2003). Jedoch verändern sich in Beziehungszeiten die Bedeutungen und der Stellenwert von Solosexualität. Sie wird zwar als eigenständige, überwiegend aber als nachrangige Form von Sexualität begriffen und hat nicht die gleiche „Güte“ wie die Paarsexualität. Auch zeigt sich, wie sehr der Orgasmus insbesondere von jungen Männern als zentrale Bezugsgröße für gelungene Sexualität wahrgenommen wird (vgl. auch Lewandowski 2001; Matthiesen und Dekker 2015). Während für viele junge Frauen Selbstbefriedigung erwartbar zum Orgasmus führt, ist dies deutlich seltener im paarsexuellen Setting der Fall. Der Orgasmus gehört für Studentinnen aber auch deutlich weniger zum „golden-standard“ (Opperman et al. 2013) gelungener Paarsexualität als für Studenten. Auf die negativen Konnotationen, die Selbstbefriedigung in der Vergangenheit hatte, rekurren nur wenige Befragte, nämlich die solosexuell unerfahrenen Studentinnen.

Teilweise reflektieren sie ihren Umgang jedoch selbstkritisch und geben zu bedenken, dass in ihrem Aufwachsen die „weibliche Sexualität tabu war“. Die sexualaufklärerische Fürsprache, die Selbstbefriedigung seit vielen Jahren bekommt, klingt nur in wenigen Interviewaussagen an, die sich auf die eigene Körperentdeckung beziehen. Das Recht, sich selbst sexuelle Lust und Befriedigung zu verschaffen, wird von der jetzigen Studierendengeneration selbstverständlich wahrgenommen.

## **Literatur**

- Aude A, Matthiesen S. Wie fühlt mein Körper? – Selbstbefriedigung. In: Matthiesen S, Hrsg. Jugendsexualität im Internetzeitalter. Eine qualitative Studie zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen. Köln: BZgA 2013; 233–245
- Bancroft J, Hrsg. Sexual Development in Childhood. Bloomington, Indiana: Indiana University Press 2003
- Baćak V, Štulhofer A. Masturbation Among Sexually Active Young Women in Croatia: Associations with Religiosity and Pornography Use. *Int J Sex Health* 2011; 23: 248–257
- Bloch KH. Die Bekämpfung der Jugendmasturbation im 18. Jahrhundert. Ursachen – Verlauf – Nachwirkungen. Frankfurt/Main: Peter Lang 1998
- Böhm M. Solosexualität. In: Sielert U, Schmidt R-B, Hrsg. Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2013, 2. Aufl.; 301–311
- Böhm M, Franz P, Dekker A, Matthiesen S. Desire and Dilemma – Gender Differences in German Students’ Consumption of Pornography. *porn studies* 2015; 1: 76–92
- Braun V, Gavey N, McPhillips K. The ‘Fair Deal’? Unpacking Accounts of Reciprocity in Heterosex. *Sexualities* 2003; 6: 237–261
- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Aktueller Schwerpunkt Migration. Köln: BZgA 2010
- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Köln: BZgA 2003
- Clement U, Schmidt G, Kruse M. Changes in the Sex Differences in Sexual Behavior: A Replication of a Study on West German Students (1966–1981). *Arch Sex Behav* 1984; 13: 99–120

- Dannenbeck C, Stich J. Sexuelle Erfahrungen im Jugendalter. Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis. Eine qualitative Studie im Auftrag der BZgA. Köln: BZgA 2005
- Dekker A, Matthiesen S. Studentische Sexualität im Wandel: 1966 – 1981 – 1996 – 2012. *Z Sexualforsch* 2015; 4: 245–271
- Dekker A, Schmidt G. Patterns of Masturbatory Behavior. *J Psychol Hum Sex* 2003; 14: 35–48
- Dodson B. Sex for One. Die Lust am eigenen Körper. München: Goldmann 1999
- Driemeyer W. Masturbation und sexuelle Gesundheit. *Z Sexualforsch* 2013; 26: 372–383
- Fischer J, Hrsg. Wörterbuch zur Sexualpädagogik. Wuppertal: Aussaat 1969
- Galinsky AM, Sonenstein FL. The Association Between Developmental Assets and Sexual Enjoyment Among Emerging Adults. *Journal of Adolescence Health* 2011; 48: 610–615
- Garcia JR, Lloyd EA, Wallen K, Fisher H. Variation in Orgasm Occurrence by Sexual Orientation in a Sample of U.A. Singles. *J Sex Med* 2014; 11: 2645–2652
- Gerressu M, Mercer CH, Graham CA, Wellings K, Johnson AM. British National Probability Data on Masturbation Prevalence and Associated Factors. *Arch Sex Behav* 2007; 37: 266–278
- Henning A-M, Bremer-Olszewski T. Make Love. Ein Aufklärungsbuch. Berlin: Rogner & Bernhard 2012
- Hyde JS. The Gender Similarities Hypothesis. *Am Psychol* 2005; 60: 581–592
- Kaestle C, Allen K. The Role of Masturbation in Healthy Sexual Development: Perceptions of Young Adults. *Arch Sex Behav* 2011; 40: 983–994
- Kinsey AC, Pomeroy AB, Martin CE, Gebhard PH. Das sexuelle Verhalten der Frau. Berlin und Frankfurt/M.: Fischer 1953
- Kontula O, Haavio-Mannila E. Masturbation in a Generational Perspective. *J Psychol Hum Sex* 2003; 14: 49–83
- Kuckarzt U. Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2012
- Laumann EO, Gagnon JH, Michael RT, Michaels S. The Social Organization of Sexuality. Sexual Practices in the United States. Chicago, London: University of Chicago Press 1994
- Laumann EO, Michael RT, Hrsg. Sex, Love, and Health in America. Private Choices and Public Policies. Chicago, London: University of Chicago Press 2001



- Lewandowski S. Über Persistenz und soziale Funktionen des Orgasmus(paradigmas). *Z Sexualforsch* 2001; 3: 193–213
- Lloyd E. *The Case of Female Orgasm – Bias in the Science of Evolution*. Cambridge: Harvard University Press 2005
- Masters WH, Johnson VE, Kolodny RC. *Human Sexuality*. Boston: Little, Brown 1979
- Matthiesen S, Mainka J, Martyniuk U. Beziehungen und Sexualität im Jugendalter. In: Lewandowski S, Koppetsch C, Hrsg. *Sexuelle Vielfalt und die UnOrdnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität*. Bielefeld: transcript 2015; 219–248
- Matthiesen S, Dekker A. Sexuelle Schwierigkeiten im jungen Erwachsenenalter. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 2015; 232–251
- Matthiesen S. Jugendsexualität im Internetzeitalter. Eine qualitative Studie zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen. Gefördert und im Auftrag der BZgA. Köln: BZgA 2013
- Matthiesen S, Hauch M. Verschwinden der Geschlechterunterschiede? Auflösung, Umkehr oder Kontinuität traditioneller Geschlechterunterschiede im sexuellen Verhalten – eine empirische Studie an drei Generationen. In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* 2004; 36: 491–508
- Mayring P. *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2010
- Middendorff E, Apolinarski B, Poskowsky J, Kandulla M, Netz N. Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung. Berlin: BMBF 2012
- [NSSHB] National Survey of Sexual Health and Behavior. Findings from the National Survey of Sexual Health and Behavior, Centre for Sexual Health Promotion, Indiana University. *J Sex Med* 2010; 7: 255–265
- Opperman E, Braun V, Clarke V, Rogers C. „It Feels so Good it Almost Hurts”: Young Adults' Experiences of Orgasm and Sexual Pleasure. *J Sex Res* 2013; 51: 503–515
- Petersen JL, Hyde JS. A Meta-Analytic Review of Research on Gender Differences in Sexuality, 1993–2007. *Psychological Bulletin* 2010; 136: 21–38
- Potts A. Coming, Coming, Gone: A Feminist Deconstruction of Heterosexual Orgasm. *Sexualities* 2000; 3: 55–76

- Schetsche M, Schmidt R-B. Deutungen kindlicher Onanie seit dem 18. Jahrhundert. *Z Sexualforsch* 1996; 9: 1–22
- Schmidt G. Der Hintergrund: Jugendsexualität nach der Liberalisierung. In: Matthiesen S, Hrsg. *Jugendsexualität im Internetzeitalter. Eine qualitative Studie zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen*. Köln: BZgA 2013; 9–13
- Schmidt G, Matthiesen S, Dekker A, Starke K. *Spätmoderne Beziehungswelten*. Wiesbaden: VS 2006
- Schmidt G. *Das neue Der Die Das*. Gießen: Psychosozial 2004
- Schmidt G, Hrsg. *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996. Eine empirische Untersuchung*. Gießen: Psychosozial 2000
- Schulz M, Ruddat M. „Let’s talk about sex!“ Über die Eignung von Telefoninterviews in der qualitativen Forschung. *FQS* 2012; 13 [Als Online-Dokument: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1758/3399>]
- Schuurke B. Kindliche Ausdrucksformen von Sexualität. Zum aktuellen Wissensstand und dessen Relevanz für Eltern und Institutionen bei der Sexuallaufklärung. *Z Sexualforsch* 2015; 28: 161–170
- Schuurke B. *Körperentdecken und psychosexuelle Entwicklung. Theoretische Überlegungen und eine Längsschnittuntersuchung an Kindern im zweiten Lebensjahr*. Regensburg: S. Roderer Verlag 1991
- Sigusch V. *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt, New York: Campus 2013
- Sigusch V, Hrsg. *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart, New York: Thieme 2007
- Sigusch V. *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt, New York: Campus 2013
- Sigusch V, Hrsg. *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung*. Stuttgart, New York: Thieme 2007
- Tiefer L. „Sex Is Open-Ended Like Music“. *Z Sexualforsch* 2000; 13: 346–357
- Volbert R. Sexuelles Verhalten von Kindern. In: Amann G, Wipplinger R, Hrsg. *Sexueller Missbrauch. Überblick zu Forschung, Beratung und Therapie. Ein Handbuch*. Tübingen: dgvt Verlag 1997; 387–398
- Young CD. *The Meanings of Masturbation*. Department of Psychology of Kansas: University of Kansas 2006

Zillich N. Pornografiekonsum unter Jugendlichen und die Flexibilisierung der  
Geschlechterrollen. *Z Sexualforsch* 2011; 24: 312–325

*Korrespondenzadresse*

Maika Böhm

Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Martinistr. 52

20249 Hamburg

m.boehm@uke.de

## 6.2 Publikation IV

*Maika Böhm, Philipp Franz, Arne Dekker und Silja Matthiesen*

Desire and dilemma – gender differences in German students' consumption of pornography

Veröffentlicht in:

porn studies 2015; 2: 76–92 (Taylor and Francis Group)

### **Deutsche Zusammenfassung:**

Zwischen Lust und Dilemma –

Geschlechterdifferenzen in der Pornografienutzung deutscher Studierender

In diesem englischsprachigen Beitrag werden Daten aus der quantitativen und qualitativen Erhebung kombiniert, der zentrale Auswertungsfokus liegt auf der Pornografienutzung im Solo- und im Paarsetting sowie der Analyse von Geschlechterdifferenzen. Der Themenkomplex wird entlang der Fragestellung „was machen Studentinnen und Studenten mit Pornografie?“ (vgl. Attwood 2005) ausgewertet: wie häufig, in welchen Settings und zu welchem Zweck nutzen heterosexuelle Studentinnen und Studenten Pornografie?

Männliche wie weibliche Befragte nutzen Pornografie überwiegend im Solosetting mit dem Ziel der Selbstbefriedigung. Sowohl Studentinnen als auch Studenten bevorzugen dabei alltagsnahe, ihnen vertraute sexuelle Inhalte. Im Paarsetting werden Pornofilme nur gelegentlich und dann vorwiegend zur gemeinsamen sexuellen Stimulation genutzt. Die Auswahl des pornografischen Materials macht partnerschaftliche Aushandlungsprozesse notwendig, die meist mit einer Einigung auf den „kleinsten gemeinsamen Nenner“ enden.

Insgesamt lässt sich eine deutlich höhere biografische Pornografieerfahrung der jungen Männer konstatieren: sie kommen früher als junge Frauen mit Pornografie in Kontakt und konsumieren pornografisches Material bereits seit Jahren mehr oder weniger regelmäßig. In den vergangenen vier Wochen haben mehr als 80% von ihnen Pornografie angesehen, 43% von ihnen häufig (acht Mal oder mehr). Von den Studentinnen hat in diesem Zeitraum jede fünfte Befragte Pornografie konsumiert, davon 3% häufig. Beide Geschlechter differenzieren zwischen virtuell betrachteter und real gelebter Sexualität, eine „Pornofizierung“ ihrer sexuellen Skripte lässt sich nicht feststellen. Die jungen Männer regulieren einen als zu hoch erlebten Pornografiekonsum in der Regel ohne Hilfe von außen über eine „selbstverordnete Abstinenz“. Pornografieinteressierte Frauen wählen selbstbewusst aus vorhandenem Angebot aus und entwickeln Strategien im Umgang mit vorhandenen Ambivalenzen. Die vorhandene „Pornografie-Kompetenz“ im jungen Erwachsenenalter steht in deutlichem Kontrast zur Dramatik der in Deutschland geführten öffentlichen Gefahrendebatte um Pornografie.

This article was downloaded by: [Bibliothekssystem Universität Hamburg]

On: 16 December 2014, At: 00:50

Publisher: Routledge

Informa Ltd Registered in England and Wales Registered Number: 1072954 Registered office: Mortimer House, 37-41 Mortimer Street, London W1T 3JH, UK



## Porn Studies

Publication details, including instructions for authors and subscription information:

<http://www.tandfonline.com/loi/rprn20>

### Desire and dilemma - gender differences in German students' consumption of pornography

Maika Böhm<sup>a</sup>, Philipp Franz<sup>a</sup>, Arne Dekker<sup>a</sup> & Silja Matthiesen<sup>a</sup>

<sup>a</sup> Institute for Sex Research and Forensic Psychiatry, University Medical Center Hamburg, Germany

Published online: 13 Dec 2014.



CrossMark

[Click for updates](#)

**To cite this article:** Maika Böhm, Philipp Franz, Arne Dekker & Silja Matthiesen (2014): Desire and dilemma - gender differences in German students' consumption of pornography, *Porn Studies*, DOI: [10.1080/23268743.2014.984923](https://doi.org/10.1080/23268743.2014.984923)

**To link to this article:** <http://dx.doi.org/10.1080/23268743.2014.984923>

PLEASE SCROLL DOWN FOR ARTICLE

Taylor & Francis makes every effort to ensure the accuracy of all the information (the "Content") contained in the publications on our platform. However, Taylor & Francis, our agents, and our licensors make no representations or warranties whatsoever as to the accuracy, completeness, or suitability for any purpose of the Content. Any opinions and views expressed in this publication are the opinions and views of the authors, and are not the views of or endorsed by Taylor & Francis. The accuracy of the Content should not be relied upon and should be independently verified with primary sources of information. Taylor and Francis shall not be liable for any losses, actions, claims, proceedings, demands, costs, expenses, damages, and other liabilities whatsoever or howsoever caused arising directly or indirectly in connection with, in relation to or arising out of the use of the Content.

This article may be used for research, teaching, and private study purposes. Any substantial or systematic reproduction, redistribution, reselling, loan, sub-licensing, systematic supply, or distribution in any form to anyone is expressly forbidden. Terms &

Conditions of access and use can be found at <http://www.tandfonline.com/page/terms-and-conditions>

## Desire and dilemma – gender differences in German students’ consumption of pornography

Maika Böhm\*, Philipp Franz, Arne Dekker and Silja Matthiesen

*Institute for Sex Research and Forensic Psychiatry, University Medical Center Hamburg, Germany*

*(Received 5 May 2014; accepted 20 June 2014)*

In this paper we present the results of a study of the pornography consumption of German students between the ages of 20 and 30. Carried out in 2012 the study combined quantitative and qualitative data: 2082 students completed a questionnaire and further depth was provided by means of 135 semi-structured interviews. Gender differences constituted the central focus of the study. We found that there is a higher incidence of male students who consume pornography, and that those male students who do so also consume pornography considerably more frequently. Amongst female respondents we found both self-confident and ambivalent consumers, although problematizing pornography consumption is not infrequent amongst young men. Both male and female respondents showed a high degree of competence regarding pornography, and pornography consumption and masturbation were closely linked for both. The article considers gender differences in porn consumption and the way that porn is consumed both in the context of solo sex and within sexual relationships.

**Keywords:** gender differences; Germany; pornography consumption; students; relationships

### Introduction

Heated and controversial debates over pornography consumption among children have raged in Germany in recent years. The dominant theme has been concern over the possible detrimental effects of pornographic material available on the internet (see Matthiesen 2011, 309). Three concerns in particular have been discussed: that pornography consumption could escalate to addictive levels; that sexualization caused by pornography consumption could lead to sexual activity in children and adolescents on a huge scale; and that indiscriminate adoption of porn sex scripts in personal sexual practices convey misogynistic gender portraits, favour traditional male sexual preferences, and could lead to a ‘pornification’<sup>1</sup> of sexuality.

Empirical studies with adolescents show that there is little evidence to support these fears (see Döring 2008, 2011a, 2011b, 2011c; Grimm, Rhein, and Müller 2010; Löfgren-Mårtenson and Månsson 2010; Schetsche and Schmidt 2010; Schmidt and Matthiesen 2011a, 2011b; Matthiesen, Martyniuk, and Dekker 2011; Matthiesen 2013; Sinković, Stulhofer, and Božić 2013). Apparently, many adolescents are perfectly able to identify ‘porn-sexuality’ and to integrate pornography consumption

---

\*Corresponding author. Email: [m.boehm@uke.uni-hamburg.de](mailto:m.boehm@uke.uni-hamburg.de)

into their everyday sex lives, and have the skills to ‘navigate in the pornographic landscape in a sensible and reflective manner’ (Löfgren-Mårtenson and Månsson 2010, 579).

Until now there have been no studies in Germany that have looked at how students describe their experiences with pornography and we were interested in their various ways of handling pornography, including the way in which this is negotiated against the background of a dominant anti-pornography discourse in education and news journalism. This article deals with gender differences in porn consumption and with the way that porn was consumed both in the context of solo sex and within sexual relationships.

### **Study data and methods**

Our article draws on data collected in a quantitative and qualitative investigation of students conducted in 2012, investigating aspects of sexual attitudes and behaviour including sexual experiences, relationships, sexual health, experience of sexual violence, contraception, pregnancy, the desire for children, views on the compatibility of family and career, and pornography consumption. Only those results relating to the subject of pornography consumption will be evaluated and presented here.

#### ***Quantitative study***

The study was approved by the Hamburg data protection body (Hamburger Datenschutzbeauftragten) and a representative questionnaire survey was carried out across Germany by the Institute for Sex Research at the University Medical Center Hamburg.<sup>2</sup> A total of 2082 students (1280 women (62%), 796 men (38%), 6 others (‘queer’ etc.)) participated, a participation rate of 28%. Questionnaires were sent by post to a random sample of students at 15 universities in Germany. Students could choose to complete a paper questionnaire by post (74%) or fill in the questionnaire online (26%). More women than men took part in the study, which is consistent with the higher proportion of women attending German universities. The average age of the participants was 24.2 years, and the majority (women 67%, men 59%) were in a steady relationship at the time of participation, with the average number of sex partners up to that point in time being between 6.1 (women) and 7.8 (men).<sup>3</sup> In total, 93% of the women and 92% of the men self-identified as heterosexual, 3% of women and 1% of men described their sexual identity as bisexual, 2% of women and 5% of men identified as homosexual and 2% rejected these categories.

#### ***Qualitative study***

The quantitative study was supplemented by qualitative, semi-structured interviews with 135 students.<sup>4</sup> The participants were a self-recruited random sample originating from the participants of the quantitative study. Since those interviewed lived across Germany, the majority of interviews were conducted by telephone (125 interviews) and only a few (10 interviews) face to face in Hamburg and Berlin.<sup>5</sup> The interviews were recorded on audiotape and transcribed in an anonymous form. The average age of the interviewees was 24.4 years, and the majority of participants were in a steady relationship at the time of interview (women 71%, men 78%).<sup>6</sup>



A special feature of this study was that experiences of and attitudes towards pornography were not recorded in isolation but rather in the context of sexual development to date. The subject of pornography was not addressed until the last third of the questionnaire/interview. The questionnaire included 17 items concerning experience of internet pornography and provided a rough definition of pornography: 'material (text, drawings, photos, films) showing (almost) exclusively erotic or sexual scenes'. The semi-structured interview contained two questions on pornography experience during solo sex<sup>7</sup> and partner sex, as well as open, exploratory enquiries with additional questions for male respondents on possible concerns about the extent of their personal pornography consumption. We provided no definition of pornography in the interviews, but followed the respondents' own definitions. In using this approach, we have taken into account the fact that definitions of pornography are inconsistent, context dependent, disputed by society, and invariably imbued with moralistic evaluations (see Starke 2010; Döring 2011a; Schetsche and Lautmann 2012).

The following analysis focuses on questions about pornography consumption and masturbation behaviour and about the significance of pornography for student relationships. An overview of the students' pornography consumption is presented, based on analyses of the quantitative data. The combination of qualitative and quantitative data enables us to move between reliable data about prevalence to insights into how and why the students do what they do, and the feelings they experience in relation to this; and to take into account ambivalence, interpretation, and emotions (see Attwood 2005, 2011; Paasonen, Nikunen, and Saarenmaa 2007; Smith 2007; McKee, Lumby, and Albury 2008). Evaluation of the qualitative data was carried out through qualitative content analysis (see Mayring 2003) using the MaxQDA software tool.

### **Pornography use by students – an overview**

We began with the relevance of pornography in a student's life by asking whether it had been used in the previous four weeks; and if so, how often. This revealed three marked tendencies. First, gender differences in the use of pornography were pronounced – while more than 80% of men had watched porn films in the previous four weeks, among the women it was barely one-quarter. However, the gender differences were significantly smaller than those noted in studies of younger age groups (for comparison, in Matthiesen's study the proportion of 16-year-old to 19-year-old girls who had watched porn in the previous four weeks was only 8%; Matthiesen, Martyniuk, and Dekker 2011, 332). Second, pornography consumption and masturbation were closely linked, but the connection was considerably closer for men than for women. The percentage of those who had masturbated 'using porn' in the previous four weeks was 25% for women and 70% for men. Third, gender differences in pornography consumption also showed up in terms of regularity and/or frequency: only 3% of women as opposed to 43% of men reported a high frequency of use (eight times or more) in the previous four weeks. Also, the group of those who watched porn movies once a day or more consisted only of men – although at 5% it was a small group. The average frequency of porn consumption for male students was at least twice a week – for their female counterparts it was once every two months.

Table 1. Evaluation of personal pornography consumption (according to gender, in %).\*

	Women	Men	sig.
<i>Evaluation of frequency (past 4 weeks)</i>			
Too often	17	38	
Just right	81	60	.000
Too rarely	3	2	
<i>Concern over consumption</i>			
I have sometimes felt it was hard to control my consumption	9	35	.000
I have resolved in the past to limit my consumption	25	52	.000
<i>Need for help</i>			
I have considered getting help in the past	-	1.2	
I have sought medical or therapeutic help in the past	-	0.5	

\* 20- to 30-year-old male/female students, only the active group, i.e. only those who have watched any porn films in the previous four weeks.

Are these figures in fact high or low? We asked the students themselves for their evaluation. Table 1 presents the extent of concern regarding personal porn usage for those who had consumed pornography in the previous four weeks.<sup>8</sup>

Men were considerably more likely to judge the frequency of their pornography consumption critically, depending on how often they used it: 38% within the active group thought their own porn consumption in the previous four weeks was too high, compared with 17% of the women. In fact, problematizing personal levels of porn consumption was common amongst men: one-half of all the male students had at some time decided to reduce their consumption and one-third had at some time felt that their consumption was 'difficult to control'. However, male students who sought professional help in relation to these concerns were an exception – 1.2% of male students had considered it and 0.5% had done so.

### What do female students do with pornography?

Studies of adolescent pornography consumption show some gender differences in motives for pornography consumption: curiosity, fun, and entertainment are the main motives for girls; sexual arousal and gratification for boys (see Walmyr and Welin 2006; Sørensen and Kjærholt 2007; Matthiesen 2013). Both list the desire for sex education or sexual information or for ideas or entertainment to use in partner sex as less important (Zillich 2011, 316). In their search for pornographic material, female and male students made use of YouPorn and other free internet streaming sites, and occasionally used pornography that they had saved on their computer. While male students seemed to be content with the material they found on sites like YouPorn, female students more often complained about these. For them, the function of and experience with pornographic material depended to a large extent on the setting in which it was consumed. Among female students we found two key settings for pornography consumption: a solo setting for the purpose of sexual arousal when masturbating and a couple setting, with a partner, in the context of a stable relationship.

***Pornography when masturbating***

Female students used pornography primarily when masturbating, but for women pornography was not part of a typical solo sex situation. Female masturbation usually occurred in bed before falling asleep or in the morning on waking, and was often accompanied by sexual fantasies. A significant number of the women had used appliances such as vibrators or dildos when masturbating, and some also used erotic texts or film clips for arousal. For some of the women, pornography represented a way of staging solo sex:

... I might feel in the mood, and then I either get out my vibrator or, if I feel like it, I'll watch a porn movie. (Tamara, age 24)

I lie on my stomach usually, and watch something on my mobile or the laptop then my finger sort of gets going. (Conny, age 19)

... I put a porn film on and watch for half an hour, three-quarters, depending on how long I want it to last, then I give myself an orgasm. (Heike, age 23)

Sometimes pornography also became part of their sexual fantasy world, replayed on demand as a sort of 'inner cinema'. Bianca (age 21) explained: 'I like watching hentais, they're Japanese porn movies, and that's where I get my fantasies from.' Women appeared as active, interested consumers of pornography, using it to stimulate their own desire. The disinterest or disgust of younger women for porn in other studies (e.g. as 'yucky' or 'boys stuff'; see Matthiesen 2013, 160) was absent from these descriptions.

***Discerning use of pornography***

Female students treated porn in a discerning way and reported finding only certain types of pornography interesting. Katja (age 30) summed up what was important to most of the female respondents:

I just enjoy watching *nice*, attractive people having sex with each other, and by that I mean totally normal sex (laughs) in lots of different, funny positions. But just, like, normal.

In contrast, gay and lesbian pornography was less attractive, as was porn featuring off-beat sexual behaviour and illegal or violent content: 'nothing with shitting or pissing', 'no anal sex', 'no animals or children' and 'no real violence'.

The determining factor for sexual interest was an everyday quality. Inga (age 21) explained:

... it's a nice atmosphere and works like normal sex. There's a build-up, that it has a bit of foreplay too and you get the feeling that it's got something to do with reality. Even though, of course, I know it probably hasn't got anything to do with reality, it's a bit like the real thing.

Students were selective in where they looked: 'There are thousands of sites, of course, but I have one site where I watch the porn movies', reported 22-year-old Svetlana.

Gender portrayal was another important criterion in selecting pornographic films (see Döring 2011a, 23). Films in which actors and actresses were visibly enjoying themselves and showing desire were preferred:

I feel nothing when I'm watching porn movies where women are being used and pretending to enjoy themselves. What I like is when you can see that the woman is really enjoying it and what it's like when she comes. (Jana, age 23)

Common exclusion criteria during film selection included '[anything] that demeans the woman', 'if I have the feeling force is being used', or 'if men squirt their sperm in the women's faces'. The descriptions suggest the strong impact feminism has on women's views of porn and that ethical considerations are important (see Ciclitira 2004; Döring 2011b).

### *Attitudes towards pornography*

Female students demonstrated four different attitude types.

#### *Negative attitude*

These respondents – some of whom were also less sexually experienced – had no, or very little, experience of pornography. Those who had already watched some porn did not find it arousing. Annika (age 19), explained:

I can't help it, I'm pretty much against porn films. For me, the idea of watching people having sex is somehow peculiar. [...] I would feel ashamed of doing it.

#### *Positive attitude*

These respondents were regular users of pornography and expressed positive views of porn as arousing and something that they used in a solo or partner setting. Typical of this type was Astrid (age 23):

... I just find them arousing, and yes, sometimes I just need it, 'cos at the time I haven't got anyone. Then I kind of need it. To me, it's more rewarding than if I just do it by myself.

#### *Liberal attitude*

This group had more or less no experience of porn, and little interest in it. While they took it for granted that men consumed pornography, attitudes about women's consumption varied. Nadja (age 22) was a typical example:

I've only done it two or three times, but I'm not judgmental about watching porn films, whether it's men or women doing it. But men watch more porn films than women, actually. I think that's ok, if they need it, they should do it, sure.

*Ambivalent attitude*

These women had already watched porn films and found them sexually arousing, but at the same time they thought they were ‘dreadful’, ‘tasteless’, ‘ridiculous’, or ‘degrading for the woman’. They were critical of some of the sexual practices represented (‘the women are forever being sprayed in the face’) and the porn industry (‘the production conditions [are] mostly very problematic’). Melanie (age 21) was representative of this attitude type:

The most shocking are the ones where women are just used as objects. [...] I don’t need to watch indifferent sex. I think it’s much more arousing when you can see that they are equals.

*Ambivalence management strategies*

Respondents with an ambivalent attitude<sup>9</sup> reported three strategies; terminating pornography consumption, focusing on familiar film material, and looking for alternative pornography.

Hilde (age 24) no longer used porn films that, although sexually arousing for her, were also ‘divorced from reality’. Sabrina (age 24) rarely watched porn films, and when she did she returned to familiar films. Inga (age 21) used porn films for solo sex, in spite of strong ambivalence. Her solution was to look for queer films or ones made especially for women. If these could not be found, she put up with the discrepancy and continued to watch mainstream films:

I have an issue with them from a social point of view, because they have a strong role model image of women as a consumer item, one that can be oppressed. The production conditions [are] also usually very problematic. That’s why I always have a problem watching them, but I do it just the same. (Inga)

**What do male students do with pornography?**

Pornography consumption was widespread amongst male students and used regularly, on average twice a week, and, by a small group, daily. The main purpose of pornography was sexual arousal and masturbation, although masturbation also took place without pornography; for example, in connection with dreams and sexual fantasies or when one ‘wakes up in the morning and has an erection anyway’ (Pascal, age 23). However, pornography consumption without masturbation was rare. The following section describes how pornography consumption was integrated into the students’ daily routine, what content was watched, and when its use was experienced as problematic.

*Are masturbation settings planned or spontaneous?*

The question of how students consumed pornography can be summed up by a simple sentence: ‘In front of the laptop with a porn film off the internet’, as Alexander (age 24) described the typical setting. A pre-condition was that the students were alone and would not be disturbed; porn films were watched in the student’s own room or apartment, at his desk or in bed. Masturbation linked to pornography

usually occurred at fixed times of day, for instance evenings before sleeping or mornings on waking.

If students were in a steady relationship, this usually led to a reduction. For students who lived with their girlfriends, porn consumption was structured around periods when she was absent:

If she [girlfriend] is out with the baby or goes shopping. (Jonas, age 27)

It's useful that my girlfriend is a late sleeper. When I get up earlier, I'm more or less undisturbed and there's no danger she'll barge in on me. (Florian, age 25)

Spontaneous settings were also reported. Often everyday work procedures were interrupted to allow for a small reward. Tim (age 25) explained how: '[...] you surf around a bit. Let's say, you've got some stuff to do for uni, some work; you don't feel like it and surf other sites. Then there's usually links to some girls.' The similarity of work and porn use settings provided an opportunity to interrupt work with a procrastinating activity, at least briefly. This interruption was, in the words of Rainer (age 22), 'basically not much different to blowing your nose'.

### ***Pornography as a mirror of individual sexuality***

In spite of the wide selection of pornography available on sites such as YouPorn, male students mainly chose porn that depicted material which they described as normal and hetero, usually featuring a couple:

The same as I do myself, normal sex, like, straight, of course. (Sven, age 24)

Sex with experienced women, because I've never had that. There's a certain frisson about it, looking to see if it's really that much different than it is with inexperienced women, in other words, women of my own age. (Julian, age 21)

Usually what the porn industry is actually hated for. The man gets what he wants straight away, from big breasted women who let him do whatever he wants. (Malte, age 21)

Depictions of 'normal' coupled sex were often supplemented by sex scenes in which a man had sex with more than one woman (a 'threesome') or several people had sex together ('group sex'). An important factor in the selection process was that the woman met the criteria of the individual 'erotic fantasy' and seemed to be enjoying herself. Male students referred to 'stuff that's a turn-off', 'under-age', or 'gay pornos' mainly in order to define their own, essentially heterosexual, consumption behaviour, and legitimize it as 'normal':

To generalise a bit: no gay porn and nothing with older people or anything bordering on SM and the like. So, just natural stuff with young people. (Daniel, age 22)

### ***Is consumption intermittent or continual?***

When male students talked about their current pornography consumption, it was usually in relation to reports of past, high-frequency phases, generally in puberty and

youth. Some reported a continuous decline in consumption since puberty, although others reported an increase:

That was when I didn't have a girlfriend. Then it was pretty regular, from say 16 to 18. (Johannes, age 21)

If you imagine it like a curve, it would look like this: when I first started it was quite high and then reduced gradually. But really slowly. It has a sort of downward kink at some point and that's where it stayed, reducing a bit, if anything. (Michael, age 24)

In the early stage, at about twelve or 13, there wasn't really any (laughs) you just did it but after about 15 or 16 I did, not as much as now, so not every time, but very often I would watch porn movies. (Simon, age 26)

Amongst the reasons for periods of intensive usage were physical separation from a female partner in a long-distance relationship, moving out of the childhood home, and access for the first time to a DSL internet connection. Only a small group of male students reported stable frequency from first use to the present day. Generally, phases of high-frequency consumption alternated with phases of low-frequency consumption or abstinence depending on the context of their day-to-day lives and social circumstances.

### ***Concerns and worries about personal consumption***

Some male students problematized their porn consumption and worried about the frequency of use.

#### *Loss of control and self-prescribed abstinence*

This concern was focused in many cases on the extent of consumption, accompanied by a vague fear that they might lose desire for real sex, 'because one has maybe already seen too much', as 27-year-old Sascha put it. Inner conflict over the frequency of pornography use arose when it was perceived as driven by other forces, compulsive, and beyond personal control. In some cases this was accompanied by difficulties in 'clamping down on and stopping' their consumption:

At some point I realised how much it was, when I was deleting my history. Then I did ask myself; is that normal, that much? Has it become a compulsion? (Johannes, age 21)

I got the impression it was such a mechanical activity, which was hard to control. And you sometimes get the feeling of such determinacy. That it's more like something that happens to you than something you can make a conscious decision about. (Holger, age 28)

Now and then I consciously did without it for a couple of weeks, just to be sure that I wasn't getting addicted. I stopped porn consumption altogether. Maybe for 9 months, around 19, I said, ok now just stop. And after that it was ok. (Dennis, age 23)

#### *Sexual performance and fear of bodily harm*

Along with their concerns about loss of control, male students were preoccupied with the fear of physical detriment to their bodies; for instance, 25-year-old Florian

reported that he was ‘rubbed raw’ by frequent masturbation. Usually, however, these were fears about loss of sexual function:

For instance, I’ve thought about potentially maybe very painful skin irritation caused by rubbing the penis, and how maybe someday I won’t be able to get it up any more because I’ve done it so often. (Niklas, age 20)

I’d read studies where watching too much porn wasn’t good for a relationship in general. Because the man gets a false image, as he comes more quickly, which is detrimental if one is having sex with a woman and wanting her to have an orgasm. (Pascal, age 23)

I’ve been worried about the extent to which that which I am being shown differs from what I can ultimately provide and what my sex is like. (Max, age 23)

### **Pornography consumption and relationships**

The quantitative data showed that the second usage context for student pornography consumption was a couple setting:<sup>10</sup> at least 5% of the respondents had watched porn films with a partner in the previous month, and almost all of these had had sex while watching or afterwards. The students’ descriptions provided information on what influence pornographic material had on students’ sexual scripts, how pornography was negotiated in their relationships, and what role joint pornography consumption played for heterosexual couples.

#### ***Secret or open – how much do partners know?***

Male students were rarely completely open with their partners about their pornography consumption. They were aware of gender-specific differences in the evaluation of pornography and afraid of encountering an adverse reaction, so many found it pragmatic to reveal little, if anything, about their solo consumption to girlfriends:

We haven’t discussed it yet. (Johann, age 28)

We do talk about me watching porn films actually, although I don’t let on to her the true extent. (Sascha, age 27)

She found it hard to accept at first, because she thought: ok, you have sex with me, so why do you have to watch that too? She needed time to come to terms with the idea. (Gregor, age 25)

The men’s lack of interest in talking about their porn consumption corresponded with a lack of information about their partners’ consumption. They often presumed that partners did not watch porn films, although they also demonstrated tolerance:

As far as I can see, she doesn’t watch porn. I have never noticed her doing so. (Steven, age 25)

I don’t mind. I pretend to get upset about it at first, but I can hardly forbid her something I do myself. (Malte, age 21)



I know she watches them. But I also know she does it much less often than I do. (Elias, age 23)

Absolutely fine, if I do it why shouldn't she? I could even imagine she sometimes watches more than me. (Roman, age 27)

Female students, on the other hand, were more frequently interested in their partners' porn consumption. They thought it normal for men and 'stranger if he didn't', as 22-year-old Nina put it. They assumed that pornography consumption was a component of male solo sexuality; these were some typical responses:

I think it's ok. I watch porn films too so why shouldn't he. (Inga, age 21)

I'm not jealous now. We've talked about it a lot and he is realistic enough to know that it's just a film and in real life, with me, he doesn't do porn when we sleep together. (Suse, age 24)

If he masturbates and looks at stuff, I'm ok with that. I don't think it's, like, unfaithful. For instance, part of our relationship is that he always cooks for me. He's not being unfaithful if he watches cooking shows. That's more or less the analogy. (Conny, age 19)

### *A question of negotiation?*

As we have seen, male respondents were more guarded on the subject of their porn consumption, while female respondents were more relaxed and curious. Female students expressed interest in finding out more about the pornography their partners consumed and wanted to watch porn together with them. Yet where this had been discussed, the request had usually been turned down by the male partner:

I keep trying to find out what porn films he watches, but he won't tell me. I'd love to know what it is that interests him, but I can't ... I'm not allowed. (Inga, age 21)

To be honest, I'm curious to see what it's like to watch a porn film with my partner. Whether he's embarrassed to watch or to have watched. I know for a fact that men watch porn films. But he seems to want to keep this world and our world separate. (Suse, age 24)

What is striking is that joint pornography consumption was anticipated by the male students as an experience that demanded a certain element of risk management. It was the women who tended to grasp the initiative more often where joint consumption was concerned. The film selection was an important step towards a successful porn evening as a couple. Kai (age 21), for instance, reported that his girlfriend told him one day he could 'look out a good one', and Elias (age 23) said how, for him, when having a porn evening with his partner 'the aesthetic aspects [are] more important. The right mood has to be put across'. Some female students were worried about whether they and their partner would have the same tastes. In this respect, the women made sure by taking over and choosing a film that they found sexually arousing:

I do the choosing! Maybe because I'm worried about the kind of porn films my boyfriend would go for. He also knows what my selection criteria are, he's asked me. And I think I'm just afraid that he'll choose one that I don't like at all and then I'm turned right off if I watch, like, some kind of rubbish. (Svetlana, age 22)

I would say it's more likely that I do the choosing. But I've said more than once, 'Look, just choose something that you like, because I'd love to see what you like', but then I've often found that what he chose didn't appeal to me. (Paula, age 22)

### ***Pornography as a stimulus for partner sex***

To what extent do images and scenes in pornographic material influence partner sex? Are 'porn-typical' scripts adopted and do they become part of sexual practices within student relationships? Many respondents did, in fact, report that they got ideas for partner sex from porn; most commonly 'positions' or 'changing positions', and occasionally also oral or anal sex, or the use of sex toys. For the most part, respondents depicted these events as 'nothing special, no big deal or anything'. A second group mentioned a variety of sexual ideas taken from pornographic material (e.g. 'sex in a threesome', 'bondage', 'sex in unusual places', 'with older women'), but these had so far remained sexual fantasies and not been integrated into partner sex. Few students reported having been aroused by the idea of trying out anal sex during partner sex; experience of this was rare for both men and women:

I've copied stuff, yes. But that was nothing crazy, nothing too extreme. Really, more just different positions I'd seen. (Joana, age 24)

Before I really had anal for the first time, I watched in it a porn movie and thought you'd rather like to try that out sometime. And bondage games I also saw first in a porn film and thought you wouldn't mind having a go at that sometime. (Katja, age 30)

I've seen lots that I've then tried out with my girlfriend, girlfriends. Reckon I was a good teacher [laughs]. How you could, would, should satisfy a woman orally. Well, the fetish things too, with the feet, or ... bum or armpits. Maybe things that aren't totally conventional. (Ralf, age 26)

Another group of respondents emphasized that their porn consumption had not provided ideas for couple sex; that porn sex and real relationship sex were different and they explicitly distanced themselves from the idea of adopting sexual practices from porn:

I've seen lots of different variations but nothing really, which I really wanted to copy. (Michael, age 24)

There was nothing I saw that I didn't know already. So I don't have to get my ideas from there. (Kristin, age 25)

The sex I have with my girlfriend is completely different from what goes on in the porn movies. In a porn film, it's hardly ever about togetherness or intimacy, or anything. So I can't really say at the moment that there could be anything in a porn film that I would like to try out. (Johann, age 28)

### Concluding remarks

Both male and female respondents were active, involved consumers of pornography, possessing a ‘bundle of knowledge and skills’ (Döring 2011b, 249), which enabled them to deal competently with pornography: they were media literate enough to actively use the internet and aware of the fictional nature of pornographic material. When we compare the results of existing studies of young people with our own findings on pornography consumption in young adulthood, we find that the consumption of pornography in the post-adolescent phase is different for each gender: while a percentage of the women who had no experience of pornography in their youth had become active pornography consumers, the consumption behaviour of men remained quite stable from adolescence to adulthood. Motives for using pornography differed, but for both genders it was mostly for the purpose of masturbation. For this, they preferred sexual content that they were familiar with and could relate to. Their descriptions were dominated by ‘regimes of the normal’ (see Warner 1991, 16): queer and BDSM practices were marginalized and it was predominantly heterosexual mainstream scenes that were consumed. There were also gender differences, notably the considerably higher frequency of pornography use among men and the more ambivalent, uneven process of appropriation among women. Generally speaking, male students used masturbation with pornography as an efficient means for achieving sexual gratification at virtually any time. In most cases, there was no serious conflict between the everyday routines of relationship or work and pornography consumption. In fact, consumption could function as a pleasant distraction and reward in everyday life. Moreover, a level of ‘pornography competence’ was observed (see Döring 2011b, 228), as well as the ability to make use of individual critical faculties where consumption was felt to be problematic. At the same time, many men said that they thought they watched too much, made self-deprecating comments about their consumption, and were concerned about the phenomenon of addiction. However, they were perfectly capable of finding strategies for dealing with these concerns, by stopping all pornography usage temporarily.

Both men and women showed a high degree of pornography competence and some areas of self-reflection and concern: for men, this largely focused on frequency of use, which was sometimes experienced as problematic, and on feared negative effects on their sexuality or in partner sex. Women experienced pornography as sexually arousing but with considerably more equivocation, and critical-reflective considerations were targeted at ethical evaluations of pornography. The range of content that male students watched, frequency of use, and motives for consumption showed a clear overlap with the practices of male adolescents. A consumption pattern in which increasingly hard core, extreme content is watched, amounting to a ‘downward spiral’, did not emerge. After a peak phase of consumption in adolescence, there was a reduction in young adulthood – usually with a lower frequency of consumption, which could increase again during periods of celibacy. The main strategy used when male students felt uneasy about their consumption was that they temporarily stopped all pornography use to ensure that there was no psychological dependency. After a certain length of time had passed, and once they had assured themselves that they were not addicted, consumption resumed, in most cases at a lower frequency. In all the cases described here, self-prescribed abstinence was sufficient to regulate behaviour back to an unproblematic level. We did not find a

single case that matched the currently much-discussed criteria for ‘hypersexuality’ or ‘pornography addiction’ (see Briken and Baskedis-Jozsa 2010; Hill 2011a, 2011b).

Pornography consumption as a couple seemed to call for renewed ambivalence management.<sup>11</sup> As in solo settings, it was important to avoid content that was sexually or ethically repulsive – particularly for the women who were more critical in this respect. In most cases, neither male nor female students reacted negatively or jealously, and in fact they were tolerant of the partner’s consumption.<sup>12</sup> Pornography was accepted as a part of the partner’s solo sexuality, and only in exceptional cases did this lead to jealousy or conflict within the relationship. The reports from this group support the idea postulated by Gagnon (1998) of a peaceful coexistence between a virtual sex world and a sex life in the real world. Ideas from pornography were only occasionally introduced into partner sex and sexual fantasies were rarely lived out in a couple’s sex life. While male and female students often drew inspiration from solo consumption, this was primarily in order to enrich their own sexual fantasies and affected partner sex to a lesser extent. Students who had tried out ideas from pornographic material in their personal sexual lives reported this in a matter-of-fact way. What students seemed to find harder was admitting in a relationship context the kind of pornographic material they preferred. Very few respondents described their joint pornography consumption as something to be used in couple sex. The women revealed little of their personal taste, and men found revealing what they felt was sexually arousing in porn to be risky. The men we interviewed often apologized for their preferences or preferred not to reveal what gave them sexual pleasure.

As Stulhofer, Schmidt, and Landripet (2009, 12) also established in a study of Croatian students, our data do not point to an increased ‘pornification’ of sexual scripts due to pornography consumption. All the same, the students reported a range of anxieties about porn consumption that appear to be related to public debates; for example, young men worried about problematic usage (see, for example, Klein 2010; Schetsche 2010). However, our data show that these concerns are only rarely so severe that professional help is actually sought. Our results indicate that male and female students select precisely and carefully from the range of material available online, employ it in a self-directed manner and according to their own desires, and confidently integrate it into their solo and partner sex.

## Notes

1. A critical discussion of the terms ‘pornographication’ and ‘pornification’ can be found, for example, in Smith (2010).
2. A special distinction of this study is that it was carried out in 1966, 1981 and 1996 (Schmidt 2000) and thus offers a unique opportunity to chart the change in sexual and relationship behaviour in Germany over a period of 45 years within the social group of young men and women with a university education. However, extensive questions concerning the consumption of pornography were only included for the first time in the 2012 investigation.
3. The quantitative questionnaire study ‘Changing Sexuality among Students 1966–1981–1996–2012’ was funded by the German Research Foundation (Deutsche Forschungsgemeinschaft). See [dfg.studentensexualtaet.de](http://dfg.studentensexualtaet.de)
4. Only the interviews with 100 students (50 men and 50 women) were evaluated; a later-sampled group of female students who had been pregnant (35 women) was not taken into account.

5. The majority of interviews across Germany were conducted by telephone, for pragmatic reasons and because these could be embarrassing for participants if conducted face to face. This point was fed back to us frequently by the participants after the telephone interviews had taken place. When compared, the face-to-face interviews and telephone interviews neither differed with regard to their duration nor were any of the interviews terminated prematurely.
6. The qualitative interview study ‘Sexual and Social Relationships among Female and Male Students’ was funded by the Federal Centre for Health Education (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung). See: [bzga.studentensexualität.de](http://bzga.studentensexualität.de)
7. For a definition of solo sex, see Böhm (2013, 301).
8. We are aware that in asking participants questions about ‘too frequent’ pornography use we are assuming a perspective based on risk and danger. However, because of our extensive qualitative material, we are able at a later point in this contribution to offer an insight into how students negotiate between their own sexual pleasures and preferences and anti-pornography discourse.
9. Earlier exposure studies, where in an experimental setting students were confronted with sexually explicit images, films, or texts, showed only minor gender differences in terms of emotional and sexual reactions to stimuli. The women’s reactions and evaluations, however, were more ambivalent and conflicting than those of the men (Schmidt and Sigusch 1970; Sigusch and Schmidt 1970; Schmidt 1975).
10. Daneback, Træen, and Mansson questioned 22-year-old to 67-year-old heterosexual Norwegian couples about their pornography consumption. 15% of the couples had watched porn films together in the previous 12 months, but for the majority joint pornography consumption did not feature in their common sex life. The authors arrived at similar conclusions to our study of German students: ‘... pornography is [...] primarily a solitary activity for most Norwegians’ (Daneback, Træen, and Mansson 2009, 752).
11. Olmstead et al. (2013, 629) also found that when arranging a porn movie evening as a couple the exact conditions were highly relevant, more so for the women than for the men:

Perhaps the largest differences between men and women in this group emerged when identifying the conditions for pornography use. Women more frequently discussed necessary conditions to make viewing acceptable.

12. An ongoing US study of college students also confirmed a largely liberal attitude to pornography consumption in couple relationships: more than 70% of male and 45% of female respondents reported accepting use of pornography (alone or in a partner setting) and not finding it unfaithful. Only one-quarter of the students reported having a problem with pornography consumption within a relationship (Olmstead et al. 2013, 628).

## References

- Attwood, Feona. 2005. ‘What do People do with Porn? Qualitative Research into the Consumption, Use and Experience of Pornography and other Sexually Explicit Media.’ *Sexuality and Culture* 9 (2): 65–86.
- Attwood, Feona. 2011. ‘The Paradigm Shift: Pornography Research, Sexualization and Extreme Images.’ *Sociology Compass* 5 (1): 13–22.
- Böhm, Maika. 2013. ‘Solosexualität.’ [‘Solo Sexuality.’] In *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*, edited by Renate-Berénike Schmidt and Uwe Sielert, 301–312. Weinheim: Beltz Juventa.
- Briken, Peer, and Raphaela Baskedis-Jozsa. 2010. ‘Sexuelle Sucht? Wenn sexuelles Verhalten außer Kontrolle gerät.’ [‘Sex addiction? When sexual behaviour gets out of control.’] *Bundesgesundheitsblatt* 53 (4): 313–318.
- Ciclitira, Karen. 2004. ‘Pornography, Women and Feminism: between Pleasure and Politics.’ *Sexualities* 7 (3): 282–301.
- Daneback, Kristian, Bente Træen, and Sven-Axel Mansson. 2009. ‘Use of Pornography in a Random Sample of Norwegian Heterosexual Couples.’ *Archives of Sexual Behavior* 38 (5): 746–753.

- Döring, Nicola. 2008. 'Sexualität im Internet. Ein aktueller Forschungsüberblick.' ['Sexuality on the internet. An overview of current research.'] *Zeitschrift für Sexualforschung* 21 (4): 291–318.
- Döring, Nicola. 2011a. 'Pornografie im Internet: Fakten und Fiktionen.' ['Pornography on the internet. Facts and fiction.'] *tv Diskurs: Verantwortung in audiovisuellen Medien* 15 (3): 32–37.
- Döring, Nicola. 2011b. 'Aktueller Diskussionstand zur Pornografie-Ethik: Von Anti-Porno- und Anti-Zensur- zu Pro-Porno-Positionen.' ['The current situation in the discussion on the ethics of pornography: From anti-porn and anti-censorship to pro-porn positions.'] *Zeitschrift für Sexualforschung* 24 (1): 1–48.
- Döring, Nicola. 2011c. 'Pornografie-Kompetenz: Definition und Förderung.' ['Pornography competence: Definition and promotion.'] *Zeitschrift für Sexualforschung* 24 (3): 228–255.
- Gagnon, John H. 1998. "'Sexual Conduct" Revisited.' *Zeitschrift für Sexualforschung* 11 (4): 353–366.
- Grimm, Petra, Stefanie Rhein, and Michael Müller. 2010. *Porno im Web 2.0. Die Bedeutung sexualisierter Web-Inhalte in der Lebenswelt von Jugendlichen.* [Porn and Web 2.0. The meaning of sexualized web contents in the world of youth.] Berlin: Vistas.
- Hill, Andreas. 2011a. 'Sexualität in Zeiten des Internet.' ['Sexuality in the internet age.'] *Psychotherapeut* 56 (6): 475–484.
- Hill, Andreas. 2011b. 'Pornografiekonsum bei Jugendlichen. Ein Überblick über die empirische Wirkungsforschung.' ['Pornography consumption amongst young people. An overview of the empirical effectiveness research.'] *Zeitschrift für Sexualforschung* 24 (4): 379–396.
- Klein, Alexandra. 2010. 'Jugend, Medien und Pornographie.' ['Young people, media and pornography.'] In *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen*, edited by Michael Schetsche and Renate-Berenike Schmidt, 167–183. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Löfgren-Mårtenson, Lotta and Sven-Axel Månsson. 2010. 'Lust, Love and Life: A Qualitative Study of Swedish Adolescents' Perceptions and Experiences with Pornography.' *Journal of Sex Research* 47 (6): 568–579.
- Matthiesen, Silja. 2011. 'Jugend und Pornografie.' ['Young people and pornography.'] *Zeitschrift für Sexualforschung* 24 (4): 309–311.
- Matthiesen, Silja. 2013. *Jugendsexualität im Internetzeitalter. Eine qualitative Studie zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen.* [Young people's sexuality in the age of the internet: A qualitative study of the social and sexual relationships of young people.] Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Matthiesen, Silja, Urszula Martyniuk, and Arne Dekker. 2011. 'What do Girls do with Porn?' Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 1. *Zeitschrift für Sexualforschung* 24 (4): 326–352.
- Mayring, Philipp. 2003. *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken.* [Qualitative content analysis: Fundamentals and techniques.] Weinheim: Beltz.
- McKee, Alan, Catharine Lumby and Kath Albury. 2008. *The Porn Report.* Melbourne: Melbourne University Publishing.
- Olmstead, Spencer B., Sesen Negash, Kay Pasley, and Frank D. Fincham. 2013. 'Emerging Adults' Expectations for Pornography Use in the Context of Future Committed Romantic Relationships: A Qualitative Study.' *Archives of Sexual Behavior* 42: 625–635.
- Paasonen, Susanna, Kaarina Nikunen, and Laura Saarenmaa. 2007. *Pornification: Sex and Sexuality in Media Culture.* Oxford and New York: Berg.
- Schetsche, Michael. 2010. 'Das Internet, das sexuelle Geheimnis und das Ende der Pornografie.' ['The internet, the sexual secret, and the end of pornography.'] In *Soziale Dimensionen der Sexualität*, edited by Thorsten Benkel and Fehmi Akalin, 319–338. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Schetsche, Michael and Rüdiger Lautmann. 2012. 'Pornographie.' ['Pornography.'] In *Handbuch sozialer Probleme*, edited by Günter Albrecht and Axel Groenemeyer, 886–903. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schetsche, Michael and Renate-Berenike Schmidt, eds. 2010. *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen.* [Sexual neglect. Empirical findings – social discourses – socio-ethical reflections.] Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Schmidt, Gunter. 1975. *Male-female Differences in Sexual Arousal and Behaviour during and after the Exposure to Sexually Explicit Stimuli*. New York: Routledge.
- Schmidt, Gunter, ed. 2000. *Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996*. [Continuity and change in students' sexuality 1966–1996.] Gießen: Psychosozial Verlag.
- Schmidt, Gunter and Silja Matthiesen. 2011a. 'Internetpornografie. Jugendsexualität zwischen Fakten und Fiktionen.' [Internet pornography. Youth sexuality between facts and fiction.] In *Jugend und Gewalt. ein Handbuch der Schweizerischen Kriminalprävention*, edited by SKP/Wolfgang Wettstein, 159–173. Bern: Stämpfli Verlag.
- Schmidt, Gunter and Silja Matthiesen. 2011b. 'What do Boys do with Porn? Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 2.' [What do boys do with porn? Results from an interview study, part 2.] *Zeitschrift für Sexualforschung* 24 (4): 353–378.
- Schmidt, Gunter and Volkmar Sigusch. 1970. 'Sex Differences in Responses to Psychosexual Stimulation by Films and Slides.' *The Journal of Sex Research* 6 (1): 268–283.
- Sigusch, Volkmar and Gunter Schmidt. 1970. 'Psychosexuelle Stimulation durch Bilder und Filme. Geschlechtsspezifische Unterschiede.' [Psychosexual stimulation through pictures and films. Gender specific differences.] In *Tendenzen der Sexualforschung*, edited by Gunter Schmidt, Volkmar Sigusch, and Eberhard Schorsch, 39–53. Stuttgart: Enke.
- Sinković, Matija, Aleksandar Stulhofer, and Jasmina Božić. 2013. 'Revisiting the Association between Pornography Use and Risky Sexual Behaviors: The Role of Early Exposure to Pornography and Sexual Sensation Seeking.' *Journal of Sex Research* 50 (7): 633–641.
- Smith, Clarissa. 2007. *One for the Girls. The Pleasures and Practices of Reading Women's Porn*. Bristol: Intellect Books.
- Smith, Clarissa. 2010. 'Pornographication: A Discourse for all Seasons.' *International Journal of Media and Cultural Politics* 6 (1): 103–108.
- Sørensen Anette Dina and Vigdis Saga Kjörholt. 2007. 'How Do Nordic Adolescents Relate to Pornography?' In *Generation P. Youth, Gender and Pornography*, edited by Susanne V. Knudsen SV, Lotta Löfgren-Mårtenson, and Sven-Axel Månsson, 87–102. Kopenhagen: Danish School of Education Press.
- Starke, Kurt. 2010. *Pornografie und Jugend – Jugend und Pornografie: eine Expertise*. [Pornography and youth - Youth and pornography. A case of expertise.] München: Dustri.
- Stulhofer, Aleksandar, Gunter Schmidt, and Ivan Landripet. 2009. 'Pornographiekonsum in Pubertät und Adoleszenz: Gibt es Auswirkungen auf sexuelle Skripte, sexuelle Zufriedenheit und Intimität im jungen Erwachsenenalter?' [Pornography consumption in puberty and adolescence. Are there consequences for sexual scripts, sexual satisfaction, and intimacy in early adulthood?] *Zeitschrift für Sexualforschung* 22 (1): 13–23.
- Walmyr, Gudrun and Catharina Welin. 2006. 'Young People, Pornography, and Sexuality: Sources and Attitudes.' *The Journal of Nursing* 22: 290–295.
- Warner, Michael. 1991. 'Introduction: Fear of a Queer Planet.' *Social Text* 29: 3–17.
- Zillich, Norbert. 2011. 'Pornographiekonsum unter Jugendlichen und die Flexibilisierung der Geschlechterrollen'. [Pornography consumption amongst young people and the increasing flexibility of gender roles.] *Zeitschrift für Sexualforschung* 24 (4): 312–325.

### **6.3 Publikation V**

*Maika Böhm, Philipp Franz und Silja Matthiesen*

Studierende Eltern.

Im Spannungsfeld geschlechteregalitärer Ideale und traditioneller Geschlechterrollen?

Veröffentlicht in:

Journal für Psychologie 2016; 24: 125–156

Die Verwendung dieses Textes erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Psychosozial Verlags.



# Studierende Eltern

## Im Spannungsfeld geschlechteregalitärer Ideale und traditioneller Geschlechterrollen?

MAIKA BÖHM, PHILIPP FRANZ & SILJA MATTHIESEN

### Zusammenfassung

Die Prozesse der Familiengründung haben sich in den letzten Jahrzehnten bei hochgebildeten Erwachsenen biografisch zunehmend nach hinten verlagert und Familien- und Elternschaftsmodelle unter anderem aufgrund der rechtlichen Gleichstellung der Geschlechter und zunehmenden Erwerbsbeteiligung von Frauen diversifiziert. Dennoch führt die Geburt eines ersten Kindes auch in bis dahin egalitären Partnerschaften häufig zu einer Traditionalisierung geschlechtlicher Arbeitsteilung. Anhand leitfadengestützter Interviews mit 16 Studentinnen, die bereits ein Kind haben, werden einerseits die Entscheidungsprozesse beleuchtet, die zu einer Familiengründung im Studium führen. Andererseits wird das partnerschaftliche Elternschaftsarrangement in den ersten Lebensjahren des Kindes im Hinblick auf die Frage analysiert, welchen Einfluss geschlechteregalitäre Ideale und traditionelle Geschlechterrollen in der Gruppe hochgebildeter Eltern haben.

**Schlüsselwörter:** *Elternschaftsarrangement, familiäre Arbeitsteilung, Familiengründung im Studium, Geschlechterverhältnis, halbstrukturierte Leitfadeninterviews, Telefoninterview, qualitative Inhaltsanalyse*

## Summary

*Students with children*

*Caught up in the conflict between gender-egalitarian ideals and traditional gender roles?*

Over the past decades, there has been an increase in highly educated adults putting off the processes involved in starting a family to a later point in their biography. Family and parenting models have also become increasingly diverse as a result of laws on gender equality as well as a greater number of women participating in the labour market. However, the birth of a first child within a relationship that has up to that point been egalitarian often results in a return to a more traditional division of labour between men and women. In this paper, decision-making processes involved in starting a family while studying are investigated on the basis of guided interviews with 16 female students who already have a child. Additionally, the parenting arrangements of partners in the early years of their child's life are analyzed with regard to the question as to what influence gender-egalitarian ideals and traditional gender roles have on this group of highly educated parents.

**Keywords:** *parenting arrangement, division of labour within the family, starting a family while studying, gender relations, semi-structured guideline interviews, telephone interviewing, qualitative content analysis*

## 1. Einführung

Die Prozesse der Familiengründung und die Familien- und Elternschaftsmodelle haben sich in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland stark verändert. Familiengründungen finden insgesamt deutlich später und in der Gruppe hochgebildeter Frauen seltener statt, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung von (Eltern-)Paaren diversifiziert sich, für die Gestaltung elterlicher Rollen sind heute mehr denn je Fragen nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf für beide Geschlechter zentral. Während vor der Familiengründung eine »Mehrzahl von Paaren anfänglich geschlechteregale Formen der Aufteilung von Erwerbs- und Hausarbeit« (Grunow 2013, S. 386) praktizierten, ändert sich dies häufig mit der Geburt eines ersten Kindes. Die Familiengründung »stellt eine einschneidende

Zäsur im Partnerschaftsverlauf dar und verstärkt den oft unterschwellig wirkenden Prozess der Gewöhnung an traditionale Strukturen« (Peuckert 2008, S. 249; vgl. auch Bühlmann et al. 2010), der trotz gesellschaftlichen Wandels zu geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen der Erwerbs- und Reproduktionsarbeit führen kann. Die innerfamiliären Beziehungsstrukturen scheinen dabei von einer »Differenz zwischen einem relativ weit fortgeschrittenen Bewusstseinswandel, der mit einem Wunsch nach gleichberechtigten, egalitären Geschlechterrollen- und Partnerschaftskonzepten einhergeht, und strukturellen Gegebenheiten« (Foltys 2014, S. 49) geprägt zu sein. In dieser Lebensphase werden individuelle Entscheidungs- und partnerschaftliche Aushandlungsprozesse notwendig, die nicht selten ein hohes Konfliktpotential für die Elternpaarbeziehungen und einen »Traditionalisierungsschub« innerhalb der Partnerschaft mit sich bringen (vgl. Peuckert 2008; Helfferich et al. 2007; Fthenakis et al. 2002). Grunow (2013, S. 396) spricht für diese Übergangsphase zur Elternschaft davon, dass »junge Paare sozusagen – bezogen auf die Realisierung egalitärer Geschlechterideale – zunächst zwei Schritte vor und im Beziehungsverlauf eineinhalb Schritte wieder zurück[gehen].« Die Aufteilungsmodi von Erwerbs- und Familienarbeit sind dabei gerade für hochqualifizierte, erwerbsorientierte Paare ein zentrales Thema (vgl. etwa Foltys 2014; Dechant/Schulz 2014; Grunow 2013; Rüling 2007). Die Frage nach dem richtigen biografischen Zeitpunkt für die Familiengründung, der die eigenen beruflichen Entwicklungsoptionen wenig beschränkt, ist insbesondere für junge Frauen von großer Bedeutung (vgl. Wehner 2012; BZgA 2013). Eine Familiengründung im Studium kann möglicherweise zu einer biografischen Entzerrung (vgl. etwa Wehner 2012; Allmendinger/Dressler 2004; BMFSFJ 2004) des Lebenslaufs und der Berufsbiografie beitragen, indem die mit einem hohen Betreuungsaufwand verbundenen frühen Jahre der Elternschaft nicht mit dem Start ins Berufsleben zusammenfallen.

Der vorliegende Beitrag nimmt die Ungleichzeitigkeit sich wandelnder Vorstellungen von Elternschaft einerseits und begrenzender individueller und struktureller Bedingungen andererseits zum Anlass, sich mit Prozessen der Familiengründung und Elternschaftsarrangements bei Studierenden zu beschäftigen. Fokussiert wird die Gruppe hochgebildeter Eltern, da die skizzierte »Kluft zwischen Einstellungs- und Handlungsebene« (Foltys 2014, S. 54) bezogen auf egalitäre vs. traditionelle Elternschaft hier in besonderem Maße zu beobachten

ist. Es werden ausgewählte Ergebnisse einer qualitativen Interviewstudie mit Studierenden zu ihren Erfahrungen mit Familiengründung und Elternschaft präsentiert. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive geht der Beitrag *zum einen* der Frage nach, wie es überhaupt zur Gleichzeitigkeit von Familiengründungs- und Hochschulausbildungsphase kommt und welche Pfade der Familiengründung sich finden lassen; *zum anderen* stellt er die geschilderten Elternschaftsarrangements dar und analysiert sowohl die innerfamiliäre, partnerschaftliche Aufgabenteilung wie auch das Vereinbarkeitspotenzial von Studium und Elternschaft. Auf dieser Grundlage wird diskutiert, inwieweit die Aushandlungsprozesse um Familiengründung und Elternschaft im Studium eher zu einer Traditionalisierung oder zu einer Egalität der Aufgabenteilung innerhalb der Partnerschaft führen und wie sich Studierende im Spannungsfeld tradierter Entwürfe und geschlechteregalitärer Ideale positionieren.

## **2. Studie und Methodik**

Von August 2012 bis Januar 2015 wurde am Hamburger Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf das qualitative Forschungsprojekt »Sexuelle und soziale Beziehungen von Studentinnen und Studenten«<sup>1</sup> durchgeführt. Das Gesamt-Sample der Studie umfasst 135 leitfadengestützte Interviews, teilgenommen haben 85 Studentinnen und 50 Studenten von 15 deutschen Universitäten. Die Befragung erfolgte in zwei Wellen: Die ersten 100 Befragten (50 Frauen, 50 Männer) wurden im Wintersemester 2012/2013 als Zufallsstichprobe aus den Teilnehmenden einer quantitativen Fragebogenerhebung zu »Studentensexualität im Sozialen Wandel«<sup>2</sup> ausgewählt. Diese Form des Samplings kann als sekundäre Selektion gewertet werden, da die zu untersuchende Gruppe nicht primär gezielt ausgewählt wurde, sondern die Studierenden »per Anzeige oder anderem Aufruf« (Merkens 2009, S. 288) zur Teilnahme aufgefordert wurden. Neben der Selbstselektion, die mit diesem Verfahren einhergeht, wurde die Stichprobe zudem nach Geschlecht, Alter und Universitätsstadt quotiert. Die Interviews wurden face-to-face (n = 10) und telefonisch (n = 90) durchgeführt. Face-to-face-Interviews wurden aus pragmatisch-logistischen Gründen nur in zwei Städten (Hamburg, Berlin), die für uns gut erreichbar waren und in denen wir Zugang zu angemessenen Räumlichkeiten hatten, geführt und nur mit Studierenden, die diese Interviewmethode

einem Telefoninterview vorzogen.<sup>3</sup> Die Interviews dauerten in Abhängigkeit von den sexuellen und Beziehungserfahrungen der Befragten und ihrer Mitteilungsfreudigkeit zwischen 42 und 135 Minuten (im Durchschnitt 84 Minuten).<sup>4</sup> Etwa ein Viertel unserer Befragten ist zum Zeitpunkt des Interviews Single, während die Mehrheit in einer Beziehung lebt, davon ein Mann und eine Frau in gleichgeschlechtlicher Partnerschaft. Neben der Fokussierung von Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener lag ein weiterer Schwerpunkt der Interviewstudie auf dem reproduktiven Verhalten von Studierenden. Unter den ersten 100 per Selbstselektion und Zufall gesampelten Befragten fanden sich drei Frauen, die schon einmal schwanger waren und drei Männer, die schon einmal in ihrem Leben ein Kind gezeugt hatten.<sup>5</sup> Um auch zu den für uns relevanten Fragestellungen zur Familienplanung und -gründung differenziertere Aussagen machen zu können, wurde in einer zweiten Befragungswelle eine zusätzliche Gruppe von n = 35 Frauen mit Schwangerschaftserfahrung nachgesampelt. Hierfür wurden auf Anfrage aus dem Pool der Interviewinteressierten sowie über ein Schneeballsystem gezielt Studentinnen gesucht, die mindestens schon einmal schwanger gewesen waren. Diese Interviews wurden im Sommersemester 2013 mit einem leicht veränderten Erhebungsinstrument und aufgrund der räumlichen Entfernung ausschließlich telefonisch geführt.

Der halbstrukturierte Leitfaden wurde unter Einbeziehung des Forschungsstandes und angelehnt an die Methode des problemzentrierten Interviews (Witzel 1982, 2000) erstellt, in Expert\_innengesprächen überprüft und in mehreren Probeinterviews getestet. Die Leitfragen wurden offen formuliert und durch erzählgenerierende, flexibel einsetzbare Nachfragen ergänzt. Sie fokussieren fünf Themengebiete, innerhalb derer die Befragten eigene Relevanzsetzungen vornehmen konnten: (1) die detaillierte und chronologische Erhebung der bisherigen Beziehungs- und Sexualbiografie; (2) die Exploration des gegenwärtigen Beziehungs- bzw. Singlelebens und ggf. des aktuellen Familienlebens; (3) das eigene Körperbild sowie Erfahrungen mit Solosexualität und Pornografie; (4) Erfahrungen mit Verhütung; (5) Schwangerschaftserfahrungen, Kinderwunsch und Einstellungen zum Schwangerschaftsabbruch sowie Erfahrungen mit Familiengründung und Elternschaft im Studium. Alle Interviews wurden mit Einwilligung der Befragten aufgezeichnet, anschließend transkribiert und anonymisiert. Der umfangreiche Datenkorpus wurde für die Auswertung thematisch gegliedert. Zur

	<b>Frauen Zufallsauswahl n = 50</b>	<b>Männer Zufallsauswahl n = 50</b>	<b>Frauen, die schwanger waren n=35</b>	<b>Gesamt n =135</b>
<i>Alter</i>				
Durchschnittsalter (M)	23,4	23,6	27,2	24,3
Standartabweichung (Sd)	2,4	2,4	4,7	3,4
Min – Max (Jahre)	19 – 30	19 – 30	21 – 43	19 – 43
<i>Familienstand</i>				
ledig	47	49	24	120
verheiratet (zusammen lebend)	2	1	10	13
geschieden (verheiratet und getrennt lebend)	1	-	1	2
<i>Kinder</i>				
nein	49	47	18	107
ja	1	3	11	22
gegenwärtig schwanger	-	-	6	6
<i>Konfession</i>				
keine	24	18	17	59
evangelisch	12	13	12	37
katholisch	12	14	5	31
muslimisch	-	1	-	1
andere	2	4	1	7
<i>Wohnsituation</i>				
in WG	21	24	6	51
mit Partner_in in eigener Wohnung/Haus	14	14	22	50
allein	5	4	6	15
bei den Eltern	6	5	-	11
Studentenwohnheim	4	3	1	8
<i>angestrebter Abschluss</i>				
Bachelor	25	26	11	62
Master	9	11	8	28
Diplom/Magister	-	4	2	6
Staatsexamen	16	7	10	33
Promotion	-	2	4	6

Tab. 1: Stichprobenbeschreibung.

Komplexitätsreduktion wurden je nach Fragestellung nur bestimmte Abschnitte der Interviews für die Datenanalysen genutzt. Die thematisch vorsortierten Interviewauszüge wurden in die qualitative Datenauswertungs-Software MaxQDA eingelesen (vgl. Kuckartz 2012) und an der Methodik der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010) orientiert ausgewertet.

Wir haben uns für die qualitative Inhaltsanalyse entschieden, weil es die einzige uns bekannte Auswertungsmethode ist, die es erlaubt, große Datenmengen (die sich aus der hohen Fallzahl von insgesamt 135 Interview ergeben) systematisch zu analysieren. Im ersten Schritt wurde das Ausgangsmaterial thematisch einge-

grenzt und genauer bestimmt, im Anschluss die jeweiligen Forschungsfragen konkretisiert. Im Zentrum unserer Analyse stand ein Kategoriensystem, das den »in den ausgewerteten Texten enthaltenen latenten Sinn« wiedergibt (Ramsenthaler 2013, S. 23). Die Kategorien wurden dafür induktiv, also direkt aus dem Text gewonnen und im Auswertungsverfahren fortlaufend überarbeitet, angepasst und rücküberprüft (Mayring 2010). Das Kategoriensystem basiert sowohl auf Zusammenfassungen wie auch auf Strukturierungen, die jeweils im Forschungsteam überprüft und diskutiert wurden. Für die folgenden Analysen nutzen wir lediglich eine Teilstichprobe aus der Befragung von Frauen mit Schwangerschaftserfahrung von  $n = 16$  Studentinnen zwischen 22 Jahren und 33 Jahren, die bereits ein Kind haben und in unterschiedlichen Elternpaar-Konstellationen leben (alleinerziehend, verheiratet, in fester Beziehung). Darüber hinaus finden sich im Sample der schwangerschaftserfahrenen Frauen acht Studentinnen, die sich für einen Schwangerschaftsabbruch entschieden haben, neun Studentinnen, die eine Fehlgeburt hatten sowie vier Studentinnen, die zum Zeitpunkt des Interviews zum ersten Mal schwanger waren und noch nicht entbunden hatten. Das Material aus diesen Interviews wird im Folgenden nicht berücksichtigt, da diese Befragten (noch) keine Erfahrungen mit Elternschaft haben und daher nicht über ihre Elternschaftsarrangements Auskunft geben konnten. Analysen zu den Perspektiven von Studenten, die bereits Vater sind, konnten wir aufgrund der Datenlage nicht durchführen, auch wenn dies aus geschlechtertheoretischer Perspektive relevant und ergiebig sein könnte. Aus der Vielfalt der Themen werden nur ausgewählte Aspekte fokussiert, die sich mit Familiengründung und Elternschaft im Studium beschäftigen.

### **3. Familiengründung im Studium**

Akademisch gebildete Frauen werden heute durchschnittlich mit 31 Jahren zum ersten Mal Mutter (Statistisches Bundesamt 2013, S. 22). Zweidrittel der kinderlosen Frauen zwischen 20 und 29 Jahren geben ihr Studium bzw. ihre Ausbildung als wichtigen Grund gegen eine baldige Familiengründung an (BZgA 2013, S. 22), der Anteil von Studierenden (einer biologisch fruchtbaren und sexuell aktiven Gruppe) mit Kindern in Deutschland liegt seit mehr als 25 Jahren unverändert stabil zwischen 6 und 7 Prozent (vgl. u.a. Giese/Schmidt 1968; Clement 1986; Schmidt 2000; Middendorf 2008). Gerade in der Gruppe hochgebildeter

Frauen und Männern greift weiterhin die Logik des klassischen »Phasenmodells« (vgl. Wehner 2012; Peuckert 2008), nach der das Studium als Ausbildungsphase vor der Erwerbs- und darauffolgender Familienphase gedacht und die Familienplanung eng mit dem Erreichen einer sicheren, beruflichen Position verknüpft ist (Middendorf 2003, S. 14). Die Vorstellung eines phasierten Lebenslaufs wird gestützt durch das gesellschaftliche Bild einer »verantworteten Elternschaft« (Kaufmann 1990), nach der »materielle Grundlagen, eine stabile Partnerschaft und persönliche Reife als notwendige Voraussetzung« (Henry-Huthmacher 2014, S. 7) einer gelungenen Elternschaft zu verstehen sind. Gerade das junge Erwachsenenalter scheint selten die Lebensphase zu sein, in der sich diese Erwartungen an die Familiengründung realisieren lassen (ebd., S. 6). Doch wie kommt es unter diesen Bedingungen überhaupt zur Familiengründung im Studium? Welche Pfade der Familiengründung, welche Wege in die Elternschaft lassen sich identifizieren?<sup>6</sup>

### **3.1 Ergebnisse: Pfade der Familiengründung im Studium**

Unser Material zeigt, dass eine Schwangerschaft im Studium ganz unterschiedliche Ausgangspunkte haben kann: Sie kann mit einem gemeinsamen, partnerschaftlichen Wunsch nach einem Kind beginnen oder mit einer unbemerkten Verhütungspanne, geplant und hoch strukturiert ablaufen oder von massiven Ambivalenzen und moralischen, partnerschaftlichen oder lebensplanerischen Konflikten geprägt sein. Der positive Schwangerschaftstest kann gemeinsam mit dem Partner als Moment großer Freude erlebt werden – oder alleine, als größtmögliche Katastrophe. Die Schwangerschaft kann mit einer Geburt enden, mit einer Fehlgeburt oder einem Schwangerschaftsabbruch. Schon diese wenigen Stichworte deuten die hohe Individualität und Komplexität der Entscheidungsprozesse an, die mit einer Schwangerschaft im Studium verbunden sein können. Entsprechend der jeweiligen Entstehungs- und Verlaufsgeschichte der Schwangerschaften des Samples der schwangerschaftserfahrenen Frauen (n = 38) lassen sich entlang der Dimensionen gewollte bzw. ungewollte und geplante bzw. ungeplante Schwangerschaft drei Gruppen bilden (vgl. ausführlich Matthiesen 2016).<sup>7</sup> Unser Auswahl-sample von n = 16 Studentinnen, deren Schwangerschaften mit der Geburt eines Kindes enden, verteilt sich fast hälftig auf Pfad 1 und Pfad 2 dieser Typologie.<sup>8</sup> Der dritte Pfad (ungewollte und ungeplante Schwangerschaften, die mit



einem Abbruch enden) wird hier nicht berücksichtigt, weil er für die Fragen nach Familiengründung und Elternschaft im Studium nicht relevant ist.

Im Folgenden stellen wir jeweils eine exemplarische Fallgeschichte<sup>9</sup> zu Pfad 1 und Pfad 2 vor und fassen anschließend die zentralen Etappen des Entscheidungsprozesses für die Familiengründung im Studium zusammen. Analysiert werden die partnerschaftlichen Kommunikationsprozesse, der Umgang mit Verhütung und Sexualität sowie der Ausgang der Schwangerschaft.

### ***Pfad 1: »Schwangerschaft systematisch geplant und zielstrebig umgesetzt«***

*Diana*<sup>10</sup>, 26, studiert Gymnasiallehramt im fünften Semester und ist Mutter eines einjährigen Sohns. Seit knapp zehn Jahren ist sie mit ihrem Partner zusammen, vor drei Jahren haben sie geheiratet. An ihrem zweiten Hochzeitstag entschieden ihr Mann und sie gemeinsam, bald schwanger werden zu wollen. Sie hat »erst mal die Pille weglassen, damit mein Hormonhaushalt wieder klarkommt« und auch begonnen, »diese Folsäure zu nehmen, damit alles gesund ist.« Innerhalb weniger Zyklen kommt es zur gewünschten Schwangerschaft. Diana beschreibt den Moment, als sie den positiven Test in der Hand hält, als »das ganze Leben wird umgekrempelt innerhalb von 'ner Minute sozusagen. Erst war ich 'n bisschen schockiert, dann Freude, hab auch gleich 'n Body gekauft.« Die Schwangerschaft erlebt Diana als »total schön, ich hatte kaum Beschwerden, [...] ich hab's total genossen, jede Woche den Bauch fotografiert, wie er gewachsen ist und hab mich total wohl gefühlt, also das ist wunderschön gewesen.« In einer fünfzehnstündigen Geburt bringt sie dann ihren Sohn zur Welt und berichtet von einem »Wechselbad der Gefühle« in den Wochen nach der Entbindung, in denen ihr Mann »sehr verständnisvoll« war und sie viel unterstützt hat.

Das Fallbeispiel von Diana zeigt, dass eine systematisch geplante und zielstrebig umgesetzte Familienplanung im Studium mit partnerschaftlichen Aushandlungsprozessen beginnt. Bei allen Frauen dieses Familienplanungspfades drückt sich in einem biografischen Moment, der als »glücklicher Zeitpunkt« (Sara, 26) erlebt wird, ein Kinderwunsch aus »der immer mehr gewachsen ist« (Elina, 29), während

<i>Schwangerschaft</i>	geplant	ungeplant
gewollt	<b>Pfad 1</b> (n = 7) „Schwangerschaft systematisch geplant und zielstrebig umgesetzt“	<b>Pfad 2</b> (n = 9) „Eine ungeplante Schwangerschaft führt zur Familiengründung“
ungewollt	-	<b>Pfad 3</b> (n = 8) „Schwangerschaft ungeplant und ungewollt, führt zum Abbruch“

Tab. 2: Pfade der Familiengründung im Studium (n = 16), nur Studentinnen mit einem Kind.

ihre Partner teilweise zunächst einen späteren Zeitpunkt favorisieren. In konsensuell getroffener Absprache wird die hormonelle Verhütung herabgestuft oder direkt beendet. Für die Frauen beginnt die Planung ihrer Schwangerschaft bereits Monate vor ihrem Eintreten: Um optimiert in einem bestimmten Zeitfenster schwanger zu werden, versuchen die jungen Frauen, einen »halbwegs normalen Zyklus zu bekommen« (Franziska, 27) und über ärztliche Beratung und Unterstützung mit »Folsäure«, »Vitamin B12« und »prophylaktischen Vitaminen« (Sara, 26) zeitnah schwanger zu werden. Die Beschreibungen von Zeugung und Sexualität sind wenig romantisch oder leidenschaftlich, vielmehr wird zweckorientiert auf die Beachtung der »fruchtbaren Tage« (Insa, 28) geschaut. Sexualität bekommt, neben der zuvor rein lustbetonten, eine weitere, fortpflanzungsorientierte Dimension, bei der »gerechnet« wird und man sich »ranhalten« (Sara, 26) muss, um die geplante Schwangerschaft zu verwirklichen.

Wir sehen, dass die Schwangerschaften des Pfad 1 konkret auf diesen Zeitpunkt hin geplant waren und im Gespräch mit dem Partner durch ein gemeinsam ausgehandeltes »Ja« zu einem Kind im Studium initiiert wurden. Eine stabile Partnerschaftssituation stellt eine Grundlage für Familienplanung und -gründung im Pfad 1 dar (vgl. auch BZgA 2013, S. 18). Die gemeinsame Entscheidung leitete eine Umstellung der Verhütung ein, die darauf ausgerichtet war, den Zeitpunkt der Zeugung möglichst optimal zu »timen«. Der hohe planerische Aufwand, den die jungen Frauen betreiben, um die Geburt eines Kindes optimal in ihre Biografie einzupassen, hängt mit dem Wunsch zusammen, nicht »zu alt« für ein Kind zu werden, den Übergang von Studium zur Berufstätigkeit zu erleichtern, bestimmte »Lücken«, wie Zeiten vor Examen oder Referendariat optimal auszunutzen oder den Kinderwunsch und Lebens- und Karriereplanung aktiv gestaltend

zu vereinbaren. Hier zeigt sich, was sozialwissenschaftlich als »Aufstieg des Planungsdenkens« (Beck-Gernsheim 2000, S. 59) bezeichnet wird: Frauen versuchen, die »riskanten Freiheiten« (Beck 1994), die in ihren negativen Konsequenzen als Unsicherheiten für das Individuum spürbar werden, kontrollierbar zu machen und die Zukunft entsprechend den individualisierten Vorstellungen zu gestalten. Der Wunsch nach einer Schwangerschaft im Studium speist sich dabei aus der Erkenntnis, dass es keinen idealen Zeitpunkt für ein Kind gibt. Die Planung eines Kindes im Studium wird u.a. von der Befürchtung angetrieben, nach dem Studium in einem Alter zu sein, das nicht mehr »ideal« ist, um Kinder zu bekommen – eine Befürchtung, die angesichts des hohen Prozentsatzes z.T. ungewollt kinderloser Akademikerinnen (vgl. etwa Bujard 2015) nicht von der Hand zu weisen ist.

### ***Pfad 2: »Eine ungeplante Schwangerschaft führt zur Familiengründung im Studium«***

*Mara, 27, Lehramtsstudentin, ist seit sechs Jahren mit ihrem Freund zusammen und hat einen eineinhalb Jahre alten Sohn. Vor der Schwangerschaft gab es eine massive Beziehungskrise, weil sie eine Affäre mit einem gemeinsamen Freund hatte, die sie ihrem Partner verschwieg: »ich wusste überhaupt nicht, wie ich damit umgehen sollte und hatte ein megaschlechtes Gewissen, hab lang überlegt, ob ich´s sage oder nicht und hab´s dann nicht gesagt.« Nach einiger Zeit erfährt ihr Partner davon und trennt sich von ihr. Während der mehrwöchigen Trennungszeit hielten sie Kontakt und waren auch sexuell aktiv – währenddessen »ist mein Sohn entstanden... ja, ungeplant entstanden.« Mara schildert, sie wisse »nicht 100%ig, ob wir wieder fest zusammengekommen wären, wenn diese Schwangerschaft nicht gewesen wär.« Als sie die Schwangerschaft feststellte, war es »nicht direkt ›yeah, wir kriegen das Kind‹, sondern wir haben schon überlegt, ›was mach ich jetzt? Treib ich ab oder bekomm ich das Kind?« Auch ihre Gefühle beschreibt Mara als »Mischmasch aus ›Scheiße, die Situation‹ und ich hab mich aber trotzdem gefreut.« Für sie war beim ersten Frauenärztin-Besuch »eigentlich schon die Entscheidung gefallen, dass ich... äh, die hat dann natürlich auch*

Ultraschall gemacht und irgendwie war das dann für mich eigentlich klar, »ich krieg das Kind« und für ihn aber noch nicht«, er hat einige Tage später gesagt, »wir machen das« und seitdem sind beide auch wieder ein festes Paar.

Die ungeplanten Familiengründungen im Studium gehen auf einmalige Verhütungspannen oder phasenweise nachlässiges Verhütungsverhalten zurück, etwa wenn die Pille »unregelmäßig« genommen wurde und »es keinen Schutz« (Rita, 27) mehr gab oder wenn es zu »Sex eben ohne Verhütung« (Ricarda, 26) kam. Ein Schwangerschaftsrisiko wird von einigen Studentinnen wahrgenommen, von anderen völlig ausgeblendet und die Verhütungspanne auf stressige oder als »verrückt« (Rita, 27) klassifizierte Lebensumstände zurückgeführt, in denen eine hedonistische Ausrichtung der Sexualität dominiert. Der Grad der Zufälligkeit bzw. Aufgeschlossenheit für eine Schwangerschaft in dieser Phase liegt zwischen einem »Zufallstreffer« (Mara, 27) und einem einkalkulierten »Risiko« (Larissa, 33). Die Bestätigung der Schwangerschaft wird oft von »schockierten« (Rita, 27) oder »verwirrten« (Daniela, 25) Gefühlen begleitet. In der Folge wird sich entweder »trotzdem gefreut« (Mara, 27) oder es kommt zu einem »ausgeprägten Schwangerschaftskonflikt« (Kim, 29). Die Abwägungen über den Fortgang der Schwangerschaft werden »unabhängig« (Ricarda, 26) oder »zusammen« mit dem Partner (Daniela, 25) getroffen und zeigen sich in lebenspraktischen Überlegungen, etwa »wie es mit der Promotion« (Kim, 29) bzw. dem Studium weitergeht, oder moralischen Bedenken, etwa sich einen Schwangerschaftsabbruch »nicht [...] verzeihen zu können« (Ricarda, 26).

Die als Pfad 2 zusammengefassten Schwangerschaften waren nicht konkret auf diesen Zeitpunkt hin geplant. Einige Studentinnen hatten bereits mehr oder weniger intensiv mit ihrem Partner über eine Familiengründung gesprochen, andere gar nicht, weil die Beziehungen noch zu jung waren oder es keinen Anlass dafür gegeben hatte. Erst nach der oftmals überraschenden Feststellung der Schwangerschaft beginnt ein mehr oder weniger konflikthafter Abwägungsprozess, in dessen Folge sich die Frauen dafür entscheiden, die Schwangerschaft auszutragen. Schwangerschaften, die einerseits ungeplant, jedoch gleichzeitig gewollt sind und ausgetragen werden, verweisen auf Inkonsistenzen bei der Familienplanung, die offensichtlich weit verbreitet sind (vgl. BZgA 2013). Die Studierenden verhalten sich entgegengesetzt zu der verbreiteten Annahme, dass die Entscheidung

für ein Kind heutzutage bewusst getroffen und partnerschaftlich ausgehandelt wird (vgl. Miller/Pasta 1996). Vielmehr wird durch den phasenweisen Verzicht auf Verhütung Kontrolle abgegeben und eine Schwangerschaft in Kauf genommen, ohne eine weitere Konkretisierung der Familienplanung vorgenommen zu haben. Durch das inkonsistente Verhütungsverhalten wird ein Stück Planungshoheit und damit Verantwortung abgegeben – in der Logik der Erzählungen ist die Zeugung mehr oder weniger ein Werk des Zufalls. Der kommunikative Austausch in der Partnerschaft, mit Freunden und der Familie führt zu einer Reflexion der Möglichkeiten, die ungeplante Schwangerschaft trotz Studiums auszutragen. Die Auflösung des Konflikts, in den überwiegenden Fällen im Konsens mit dem Partner, führt in der Folge zu einer positiven emotionalen Aufladung des Themas und zu einem »Re-Framing« der Studienzeit als passendem biografischen Zeitpunkt für die Familiengründung. Eine moralische Ablehnung eines Schwangerschaftsabbruchs hat ebenso wie eine lange, Sicherheit bietende Beziehung Einfluss darauf, sich für das Austragen der Schwangerschaft zu entscheiden (vgl. auch BZgA 2013, S. 31).

Beiden hier beschriebenen Pfaden ist gemeinsam, dass eine stabile partnerschaftliche Situation und gelungene Aushandlungsprozesse eine Familiengründung im Studium deutlich begünstigen. Doch wie verändert sich die Paarsituation, wenn aus dem Liebespaar auch ein Elternpaar wird? Welche Vereinbarungen zur familialen Arbeitsteilung treffen die Studierenden und begünstigt dieser biografische Zeitpunkt der Familiengründung egalitäre Elternschaftsarrangements?

#### **4. Elternschaft im Studium**

Mit dem Übergang in die Familiengründungsphase und der damit notwendig werdenden partnerschaftlichen Aufteilung produktiver und reproduktiver Aufgaben kommt der Dimension Geschlecht auch in bis dahin egalitären und von gleichberechtigten Vorstellungen geprägten Paarkonstellationen eine neue Bedeutung zu. Zwar entspricht das früher dominierende »Ernährer-Modell« (vgl. Lewis 2001; Pfau-Effinger 2001), in dem der Familienvater durch seine Berufstätigkeit für das Familieneinkommen sorgt, während die Mutter reproduktive und unbezahlte Aufgaben innerhalb der Familie übernimmt, heute kaum mehr der Lebensrealität junger Paare (vgl. Grunow 2013). Doch kann von seinem Ende »nicht gesprochen werden, denn es besitzt weiterhin eine prägende normative Kraft für

die Gestaltung der Geschlechterbeziehung« (Oschmiansky et al. 2014, S. 19) – in besonderem Maße für das Familienleben in den ersten Lebensjahren des Kindes. Auch Zeitbudgetstudien und Studien zur geschlechterdifferenzierten Arbeitsteilung (etwa Döge/Volz 2004; Kahle 2004; Gille/Marbach 2004) weisen darauf hin, dass trotz zunehmender Erwerbsbeteiligung gerade gut ausgebildeter Frauen die Beteiligung von Müttern und Vätern an unbezahlter familiärer Arbeit weiterhin sehr ungleich geblieben ist und es »nach wie vor fast ausschließlich Mütter [sind], die ihre Erwerbsarbeit reduzieren, um unter den gegebenen Rahmenbedingungen die Betreuung eigener Kinder zu gewährleisten« (Cornelißen 2005, S. 309). Diese ungleiche Aufteilung bezahlter und unbezahlter Arbeit zeigt sich auch darin, dass sich der »Anstieg der Erwerbsbeteiligung von Frauen in Deutschland vor allem über die Ausweitung von Teilzeitarbeitsverhältnissen« (BMFSFJ 2011, S. 111) vollzogen hat und diese »Arbeitszeit-Lücke« bei Frauen »im typischen Alter der Familiengründung« (ebd., S. 112) noch deutlich zunimmt. Nach Wehner (2012) bewirken Familiengründung und Elternschaft potenziell eine Traditionalisierung, »die zu den Gleichheitserfahrungen der vorherigen Lebensphasen und daraus erwachsenden Gleichheitsaspirationen für die eigene Zukunft in Partnerschaft und Erwerbsleben junger Männer und Frauen in Widerspruch« stehen (ebd., S. 35) und auch Rüling (2007) spricht von »Traditionalisierungsfällen«, auf die Elternpaare nach der Familiengründung treffen. Angenommen wird jedoch für hochgebildete junge Erwachsene eine stärkere Orientierung an gleichberechtigten, egalitären Elternschaftskonzepten (vgl. etwa Foltys 2014; Dechant/Schulz 2014; Grunow 2013; Rüling 2007) sowie die Möglichkeit, dass »ein Studium mehr zeitliche Flexibilität und somit potenziell auch mehr Gestaltungsspielraum für eine geschlechtergerechtere Aufteilung der Studien- und Familienarbeit« mit sich bringe (Wehner 2012, S. 63). Wie wirkt sich also eine Familiengründung in der Lebensphase Studium auf die Arrangements partnerschaftlicher Arbeitsteilung aus?

#### **4.1 Ergebnisse: Elternschaftsarrangements von Studierenden**

Die Arrangements familiärer Aufgabenteilung stellen wir anhand ausgewählter Fallskizzen der befragten Studentinnen dar. Die Falldarstellungen werden entlang des jeweiligen Geschlechterarrangements (oder »Familienmodells«, vgl. etwa Pfau-Effinger 2001) analysiert und ihre Kohärenz bzw. Ambivalenz reflek-

	Traditionelle Elternschaft		Egalitäre Elternschaft		Alleinzuständige Elternschaft
	Paar	Single*	Paar	Single*	Single*
<b>Pfad 1:</b> geplant und gewollt	n = 5	-	n = 1	-	n = 1
<b>Pfad 2:</b> ungeplant und gewollt	n = 1	-	n = 2	n = 2	n = 4

\* In der Gruppe der Single-Eltern finden sich auch die Studentinnen mit Kind, die in einer Beziehung mit einem neuen Partner leben, da hier die gemeinsam gelebte Elternschaft mit dem Kindsvater fokussiert wird.

Tab. 3: Typologie der Elternschaftsarrangements

tiert. Analysiert werden neben der Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit auch die partnerschaftlichen Kommunikationsprozesse, auf denen das jeweilige Elternschaftsarrangement basiert.

### ***Geschlechtertraditionelles Elternschaftsarrangement***

Traditionell gelebte Elternschaft wird hier orientiert an dem modifizierten »Ernährer-Modell« (vgl. etwa Lewis 2001; Leitner et al. 2004; Mantl 2012) verstanden und umfasst folgende Aspekte: der männliche Elternteil geht einer Vollzeit-Erwerbstätigkeit bzw. einem Studium in vollem Umfang nach, der weibliche Elternteil maximal einer Teilzeittätigkeit bzw. einem Teilzeit-Studium; das Familieneinkommen basiert überwiegend auf den Einkünften des Mannes; die Kinderbetreuung und Hausarbeit werden größtenteils von der Frau geleistet. Sechs Fälle unseres Samples lassen sich diesem traditionellen Elternschaftsarrangement zuordnen, das maßgeblich durch eine ungleiche Aufgabenverteilung zwischen den Elternteilen gekennzeichnet ist. Überwiegend entstanden die Schwangerschaften in dieser Gruppe gewollt und geplant (vgl. Tab. 3). Diese Studentinnen haben den Umfang ihres Studiums nach der Geburt deutlich reduziert und sind aktuell hauptzuständig für die Kinderbetreuung und die Hausarbeit. Die männlichen Elternteile führen unabhängig von der Familiengründung ihr Studium zu Ende bzw. bleiben vollzeiterwerbstätig und sichern so das Familieneinkommen. Typisch für diese Aufteilung ist folgende exemplarische Fallskizze:

*Elina*, 29, Psychologiestudentin, ist seit acht Jahren mit ihrem Partner zusammen, seit Kurzem mit ihm verheiratet und hat einen knapp zweijährigen Sohn. Von Anfang an ist Elina hauptzuständig für Kind und Haushalt und von ihrem Studium beurlaubt. Ihr Partner hat direkt nach der Geburt parallel sein Studium abgeschlossen und begonnen, im Familienbetrieb mitzuarbeiten. Inzwischen ist er dort »seit einem Jahr richtig mit drin, so richtig schön mit 40-Stunden-Wochen.« Seinen Sohn bringt er regelmäßig abends zu Bett und ist »ein ganz toller Vater, vom Emotionalen her total präsent. Der Paul liebt den abgöttisch, der nutzt wirklich jede freie Minute, um mit ihm was zu machen.« Sie selbst kümmert sich um »dieses ganze Drumherum, was eigentlich dieses nervige Zeug ist, was ein Kind mit sich bringt, von Arztbesuchen über ›Body ist zu klein, wir brauchen neue, wir brauchen Krippenplatz...‹.« Ihr Wunsch, »nicht nur auf diese Mutterrolle« festgelegt zu sein, realisiert sich bislang kaum. Elina fragt sich, ob es »sich so eingeschlichen hat?! Ich weiß es nicht, ich glaub, dass Frauen das generell mehr übernehmen. Da kämpf ich sehr, weil ich das sehr unfair finde und sich mein eigenes Studium in den Prioritäten immer ganz nach unten schraubt.« Zwar erlebt sie es als positiv, »im Bioladen einkaufen zu können und uns um Finanzen keine Gedanken machen zu müssen«, sagt aber auch, sie hätte »manchmal lieber weniger Geld und dafür mehr Zeit.« Sie ist sogar »immer etwas neidisch«, wenn sie in anderen Familien erlebt, wie »die Väter da anders involviert sind als das bei uns möglich ist.« Die Elternschaft hat auch die Beziehung verändert, die Elina zwar weiterhin als »sehr, sehr stabil« beschreibt, in der aber »jeder schon sehr für sich alleine kämpft« und sie »eigentlich mehr gegeneinander, als miteinander arbeiten.« Sie berichtet von »Wut« und »Enttäuschung«, weil ihr Partner »eine Woche nach Geburt schon wieder arbeiten gegangen ist« und von Problemen, dies mit ihm besprechen zu können. Ihr antizipiertes Lebensmodell in zehn Jahren bezeichnet Elina als »Apfelbaumidylle«: sie lebt mit Mann und drei Kindern in einem großen Haus mit Garten, ist als Psychotherapeutin in Teilzeit erwerbstätig, während ihr Mann in seiner Firma »trotz Führungsposition so viel Leute um sich hätte, dass er nicht 50 Stunden die Woche arbeiten müsste.«



Typisch für das traditionelle Elternschaftsarrangement ist der im Alltag überwiegend abwesende Vater als »Ernährer« und die für- und versorgende, familiär präsente Mutter. Zwar schildert Elina – wie andere Studentinnen dieser Gruppe – ihren Partner als der aktiven Vaterrolle gegenüber prinzipiell aufgeschlossen, doch stehen der Realisierung dieses Interesses äußere Bedingungen (hier der zeitgleiche Berufseinstieg) entgegen. Elinas Gefühle zu ihrem Elternschaftsmodell sind sehr ambivalent: Sie erlebt die konkrete Aufgabenteilung als unfreiwillig entstanden und zu wenig partnerschaftlich, ihr fehlt die Wertschätzung für ihre familiäre Leistung und die Möglichkeit, ihre eigene berufliche Entwicklung durch die aktive Fortsetzung ihres Studiums voranzubringen. Sie verweist selbst auf den normativen Gehalt gesellschaftlicher Mutter- und Vaterbilder und hält ihre familiäre Aufgabenteilung für erklärungsbedürftig. Gleichzeitig genießt sie die materielle Sicherheit ihrer Situation und entscheidet sich bislang gegen eine umfangreichere außerhäusliche Betreuung ihres Sohnes. Ein partnerschaftliches Aushandeln, das im Sinne einer Verhandlungsmoral (vgl. Schmidt 1996, 2000; Sigusch 2013) das zentrale Instrument nicht nur von Beziehungsgestaltung, sondern auch gemeinsam gestalteter Elternschaft darstellen könnte, wird in dieser Fallgeschichte nicht thematisiert. Auch in den antizipierten Zukunftsvorstellungen drücken sich traditionelle Einstellungen aus, etwa in dem Wunsch nach materieller Sicherheit (das »eigene Haus auf dem Lande«) oder nach ein bis zwei weiteren Kindern, entsprechend der in Deutschland prägenden Normvorstellung der Zwei-Kind-Familie (vgl. Schneider et al. 2015). Der Widerspruch zwischen einerseits »dem Prinzip der Gleichberechtigung innerhalb der Partnerschaft« (Diabaté 2014, S. 2) und andererseits gesellschaftlichen Leitbildern einer »verantworteten Elternschaft« (Kaufmann 1990, S. 39f.) bzw. der »guten Mutter« (Schütze 1986, 2010) werden in diesem Arrangement besonders deutlich.

### ***Geschlechteregalitäres Elternschaftsarrangement***

Elternschaftsmodelle werden angelehnt an Rüling (2007, S. 64ff.) als egalitär verstanden, wenn folgende Kriterien in ähnlichem Maße auf beide Elternteile zutreffen, und zwar unabhängig von ihrem aktuellen Beziehungsstatus: Mutter und Vater sind erwerbstätig bzw. aktiv studierend; beide sind für die Sicherung des Familieneinkommens verantwortlich; beide sind an der Kinderbetreuung wie auch der Hausarbeit beteiligt. In diesem Sinne egalitäre Elternschaftsarrangements,

die sich durch eine paritätische Aufgabenteilung in allen Lebensbereichen auszeichnen, werden in unserem Sample von fünf Studentinnen berichtet, deren Schwangerschaften überwiegend ungeplant zustande kamen (vgl. Tab. 3). Drei Studentinnen leben in Paarbeziehungen mit dem Kindsvater, eine Studentin ist vom Kindsvater getrennt und lebt in einer Wohngemeinschaft, eine Studentin lebt nach der Trennung vom Kindsvater inzwischen in einer neuen Beziehung. Die Kinderbetreuung wird unterschiedlich organisiert, in allen Fällen aber geteilt: entweder wird ein nacheinander phasierter Ablauf vereinbart, die Zuständigkeit für einzelne Wochentage abwechselnd auf beide Elternteile verteilt oder (bei den getrennt lebenden Elternpaaren) ein wochenweiser Rhythmus abgesprochen. Die bezahlte Erwerbsarbeit, das noch zu bewältigende Studium und die familiären Aufgaben entfallen so in etwa gleichen Teilen auf die Studentinnen wie auch ihre Partner. Eine Fallgeschichte, in der die Prozesse dieser Aushandlungen besonders deutlich werden, steht exemplarisch für das egalitäre Elternschaftsarrangement:

*Kim*, 29, Promotionsstudentin im Ingenieurwesen, ist seit drei Jahren mit ihrem Freund zusammen und hat einen eineinhalbjährigen Sohn. Die Betreuung des Kindes haben sie sich von Anfang an paritätisch geteilt, Kim führt dazu aus: »Nach drei Monaten bin ich wieder arbeiten gegangen, da hatten wir aber noch keinen Kita-Platz. Wenn ich bei der Arbeit war, war mein Freund zuhause mit dem Kind, sprich er hat in der Anfangszeit nur zwei Tage die Woche gearbeitet. [...] Ich hab die drei-Tage-Woche gekriegt, weil ich in der Schwangerschaft ziemlich viel gefehlt habe und mir ziemlich viel Zeit verloren gegangen ist in der Promotion und ich das ein bisschen aufholen musste.« In dieser Zeit hat sie noch gestillt und im Serverraum ihrer Arbeit Muttermilch »abgepumpt, [...] drei oder vier Mal am Tag.[...] Ich hab mir extra eine sehr, sehr gute Pumpe dafür gekauft, das war extra eine, die man festschnallen kann am BH, so dass man die Hände frei hat. Dann hab ich teilweise da drin gegessen und weiter am Computer gearbeitet.« Seit ihr Sohn mit fünf Monaten in die Kita gekommen ist, arbeiten »beide wieder an jedem Wochentag, nur unterschiedlich lang.« Für die Organisation, wer zu welchen Zeiten für das Kind zuständig ist, haben sie »extra einen Google-Kalender, wo wir reinschreiben, wer ihn wann holt« und »einen ziemlich komplexen Plan«, in dem »abwechselnd alle zwei Tage einer zustän-

dig« ist. Dadurch können beide etwa 36 Wochenstunden für ihre Promotion arbeiten. Dieses »System läuft im Prinzip auch am Wochenende weiter, am einen Tag ist der eine mehrheitlich verantwortlich und am anderen der andere.« Die Vereinbarung »ist dadurch entstanden, dass ich ein bisschen das Gefühl hatte, dass ich mehr mache für unseren Sohn oder ihn mehr betreue, weil mein Freund häufiger auf Dienstreisen geht als ich [...] und um solche Sachen zu berücksichtigen, haben wir dann angefangen, das richtig zu dokumentieren.« Kim ist mit der Aufteilung »super zufrieden« und führt aus: »Wir teilen uns die Zeit mit unserem Sohn super gut auf, er ist genauso ein Hausmann wie ich eine Hausfrau bin, da kann man echt überhaupt nicht meckern.« Für ihr Leben in zehn Jahren wünscht sie sich, mit ihrem Partner, dem Sohn und einer jüngeren Tochter im Ausland zu leben, eine große Wohnung oder ein Haus zu haben und dass »beide gleichviel« arbeiten.

Zentral in der Erzählung von Kim ist die geteilte Verantwortung für sämtliche produktiven und reproduktiven Aufgaben, die als gleichwertig in ihrer Wichtigkeit dargestellt werden. Beide Elternteile werden einerseits als kompetent und zuständig für den Sohn und die Hausarbeit beschrieben, andererseits auch ihr berufliches Weiterkommen als in gleichem Maße wichtig erachtet. Diese hohen Ansprüche an die Eltern- und Studierendenrolle regelt das junge Paar durch dezidierte Absprachen der zeitlichen Abläufe, aber auch einen inhaltlichen Austausch über die jeweiligen Bedürfnisse. Außerdem wird ein beträchtlicher Teil der Kinderbetreuung an ein professionelles Netzwerk externalisiert, so dass eine Realisierung der starken Studienorientierung für beide Elternteile möglich wird. Das Paar nimmt sich regelmäßig Zeit zu zweit, Kim erlebt wenig Konflikte und kaum Veränderungen im Übergang von der Paar- zur Elternbeziehung, was sie jedoch selbst auch auf die kurze Beziehungsdauer vor der Geburt des Kindes zurückführt. Auch das antizipierte Szenario des Lebens in zehn Jahren ist partnerschaftlich-egalitär geprägt: die Erwerbstätigkeit beider Partner\_innen soll einen vergleichbaren Umfang haben und die Verantwortung für familiäre Aufgaben weiterhin paritätisch getragen werden.

Egalitär gelebte Elternschaft zeichnet aus, dass sie sich nicht an »qua Geschlecht zugeschriebenen Zuständigkeiten orientiert« (Wehner 2012, S. 175) und sich von gesellschaftlichen Mutter- und Vaterbildern distanziert präsentiert.

In dieser Gruppe wird eine geschlechteregalitäre Einstellung in eine reale, paritätische Arbeitsteilung nach der Familiengründung umgesetzt. Die Tatsache, dass sich beide Elternteile zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes in einer ähnlichen beruflichen Situation befinden, kann dabei als besonders begünstigender Begleitumstand (vgl. auch Künzler 1994) verstanden werden.

### ***Alleinzuständiges Elternschaftsarrangement***

Während die bisher beschriebenen Elternschaftsarrangements partnerschaftlich organisiert und überwiegend in Beziehung gelebt wurden, zeichnet sich nachfolgendes Elternschaftsarrangement durch die Alleinzuständigkeit eines Elternteils für ein Kind in einer Ein-Eltern-Familie aus (vgl. Nave-Herz/Krüger 1992; Peuckert 2008). Kennzeichnend ist, dass das Kind entsprechend des Residenzmodells (vgl. etwa Zütphen 2010) seinen Lebensmittelpunkt bei nur einem Elternteil hat; das getrennt lebende Elternteil im Alltagsleben des Kindes kaum vorkommt; das betreuende Elternteil das Studium/die Erwerbstätigkeit in verringertem Umfang fortsetzt. Fünf Fälle unseres Samples entsprechen dieser Definition alleinzuständiger Elternschaft, die durch die alleinige Aufgabenübernahme der Mutter und einem im Familienalltag abwesenden Vater gekennzeichnet ist, überwiegend kamen diese Schwangerschaften ungeplant zustande (vgl. Tab. 3). Die Kindsväter tauchen in den Erzählungen der Studentinnen nur als Randfiguren auf, die im Leben ihrer Kinder kaum eine Rolle spielen. Die alleinige Zuständigkeit für das Kind im Alltag ist in fast allen Fällen nur schwer mit den Anforderungen des Studiums zu vereinen und führt zu zeitlichen Verzögerungen, schwächeren Leistungen und in einem Fall zum Studienabbruch. Folgende exemplarische Fallskizze verdeutlicht die alleinzuständige Elternschaft:

*Larissa*, 33, studiert Medizin und lebt mit ihrer 20 Monate alten Tochter in einem Studentenwohnheim. Die Unterkunft ist preiswert, nah der Universität und an eine Krippe angebunden, aber die Verhältnisse sind beengt. Für Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit lässt sich Larissa zwei Semester beurlauben, in dieser Zeit lebt sie von Hartz IV. Mit der Schwangerschaft verbindet sie die Hoffnung, mit dem Vater des Kindes eine Beziehung einzugehen. Ihr Partner gibt jedoch seinen damaligen Plan, in die Karibik auszuwandern, nicht zugunsten der Familiengründung auf. »Ich hatte ge-

hofft, dass er da bleibt, dass jetzt, wo ich schwanger bin, alles ganz toll wird und ganz romantisch und super (lacht). Aber so is' es nicht gekommen.« Inzwischen studiert er in einer anderen Stadt und sie führen eine Fern- oder Wochenendbeziehung mit Kind. Zum Zeitpunkt des Interviews beschreibt sich Larissa als alleinerziehend und erlebt es als »nicht ganz einfach... weil er nur am Wochenende hier ist, ich unter der Woche Vollzeitmutter bin und Studentin und alles und eben das Gefühl hab, dass er sich nicht so einbringt, wie ich das gerne hätte. Aber er kann natürlich auch nicht, weil er gar nicht da ist und am Wochenende möchte er eben auch seine Freizeit genießen.« Wenn er freitags spät am Abend »mit der Mitfahrgelegenheit« ankommt, fängt das Familienleben erst am nächsten Morgen an: »dann hol ich sie zu uns in 's Bett und dann sind wir gemeinsam Eltern. Dann kuscheln wir, gucken wir uns 'n Buch an, machen so diese ganzen Eltern-Kind-Sachen.« Für Larissa ist dieses Modell einer Wochenendfamilie tragbar, es entspricht aber nicht ihren Wünschen: »Ich hab's mir immer anders vorgestellt. Kind haben und Familie haben, natürlich ganz typisch so, dass man zusammen ist und alles geteilt wird. Ich würde lieber mit ihm zusammen alles aufteilen: die Pflichten und die guten Momente auch.« Larissas Alltag als alleinerziehende Studentin ist anstrengend, die Vereinbarkeit von Kinderbetreuung und den Anforderungen des Studiums ein täglicher Kraftakt. Ihre Tochter ist täglich in der Krippe, aber trotz langer Betreuungszeiten gelingt es ihr kaum, alle wichtigen Studienveranstaltungen zu besuchen. Larissa hofft auf eine gemeinsame Zukunft mit ihrem jetzigen Freund, »dass es vielleicht doch klappt zwischen uns, wenn wir weiter dran arbeiten, dass es auch funktionieren kann«, hätte in zehn Jahren gern ein zweites gemeinsames Kind mit ihm und »möglichst viel Zeit« mit ihrer Familie trotz einer Berufstätigkeit als Tierärztin.

Die Familiengründungsphase ist in diesem Fall stark von der Sehnsucht, die Beziehung zum Kindsvater zu stabilisieren, und deren Nicht-Erfüllung geprägt. Typisch für dieses Elternschaftsarrangement ist der auch in Larissas Ausführungen erkennbar werdende Verlust von Freiheit und Flexibilität durch die Mutterschaft im Studium bzw. besonders durch den im Alltag fehlenden Partner. Die Gleichzeitigkeit ihrer alleinigen Zuständigkeit für alle Belange des Kindes und

ihres hohen beruflichen Ehrgeizes lässt sich nur durch einen stark durchstrukturierten Alltag und eine umfangreiche professionelle Betreuung der Tochter, die einen zehn-Stunden-Platz im Kindergarten hat, realisieren. Versuche, den andernorts lebenden Kindsvater stärker in das Familienleben einzubeziehen, scheitern an äußeren Rahmenbedingungen seines Studiengangs, allerdings zeigt er auch nur ein geringes Interesse an einem gemeinsamen Familienalltag.

Oftmals wird der fehlende Partner im alleinzuständigen Modell durch eine »verstärkte Hinwendung zur Herkunftsfamilie« (Peuckert 2008, S. 144) kompensiert, vor allem nimmt die Bedeutung der eigenen Mutter zu: neben frühzeitiger und umfangreicher professioneller Kinderbetreuung ermöglicht diese familiäre Unterstützung den alleinstehenden Studentinnen, ihr Studium auch mit Kind fortzusetzen. Auch werden positive Dimensionen wie mehr Entscheidungsfreiheit oder der Wegfall von Partnerschaftskonflikten betont (vgl. auch Schneider et al. 2001). Die Lebenslagen dieser Studentinnen mit Kind sind jedoch selbst in unserem kleinen Sample sehr heterogen<sup>11</sup> (vgl. auch Peuckert 2008, S. 194) und werden von ihnen zumeist als nur temporär angenommen. Auch die Zukunftsvisionen dieser Gruppe zielen auf ein Leben als Kleinfamilie. Dies kann als Hinweis auf die Vorstellung einer seriellen Beziehungsführung, die insgesamt typisch für junge Erwachsene ist (vgl. Böhm et al. 2016), auch bei studierenden Singles mit Kind verstanden werden.

## **5. Fazit und Ausblick**

Wir haben gesehen, dass Familiengründungen in der Lebensphase Studium vor allem auf zwei Wegen entstehen: zum einen systematisch geplant, gewollt und umgesetzt, zum anderen ungeplant und erst nach einer Phase des Arrangierens gewollt und ausgetragen. Die Familiengründung zu diesem biografischen Zeitpunkt wird entweder von den Frauen bewusst initiiert oder die Entscheidung für das Austragen einer ungeplanten Schwangerschaft maßgeblich von ihnen verantwortet und nur teilweise partnerschaftlich-egalitär ausgehandelt. Mit dem Übergang in das Familienleben spielen in beiden Gruppen die individuellen und partnerschaftlichen Belastungssituationen mit dem Kind eine wesentliche Rolle, familiäre Arbeitsteilungen und elterliche Rollen müssen neu ausgehandelt und etabliert werden.

In unserem Sample lassen sich drei Typen der Gestaltung von Elternschaft entlang des Spannungsfeldes egalitärer und traditioneller Arbeitsteilung herausarbeiten. Zu einem eher *traditionellen Elternschaftsarrangement* kommt es in einer partnerschaftlichen Konstellation, in der die männlichen Partner zum Zeitpunkt der Familiengründung direkt vor dem Berufseinstieg stehen bzw. bereits beruflich etabliert sind. Dies korrespondiert oft mit einer niedrigeren Erwerbs- oder Studienorientierung auf Seiten der Studentinnen, die zumindest temporär ihr Studium zugunsten der familiären Arbeit hintanstellen. Das Einfinden in diese veränderte Rollenverteilung verläuft dabei, wie es das Fallbeispiel von Elina zeigt, nicht immer konfliktfrei. Eine Paarkonstellation, in der beide Elternteile zum Zeitpunkt der Familiengründung an vergleichbaren berufsbiografischen Punkten stehen, scheint wiederum – neben einer klaren Berufs- oder Studienorientierung seitens der Frauen – wesentlich für ein *egalitäres Elternschaftsarrangement* zu sein. Trotz der Notwendigkeit, viele Abläufe und Zuständigkeiten partnerschaftlich regelmäßig auszuhandeln und abzusprechen, berichtet diese Gruppe erstaunlich wenig Paarkonflikte oder Unzufriedenheit mit der gelebten Aufteilung. Zur *alleinzuständigen Elternschaft* kommt es vor allem in Folge ungeplanter Schwangerschaften und aus vielfältigen partnerschaftlichen Gründen. Quasi in Vertretung des abwesenden Vaters finden wir hier ein verstärktes materielles wie auch immaterielles Engagement der Herkunftsfamilie mütterlicherseits. Egalitäre Partnerschaftskonzepte, wie sie für die Generation heutiger junger Erwachsener vor der Familiengründung typisch sind, finden wir in unserem Sample ähnlich nur in fünf Fällen egalitärer Elternschaft. Zu bedenken ist jedoch, dass die hier untersuchten Familien überwiegend noch »jung« und die Kinder meist klein sind. Anhand unserer Daten kann nur ein kurzer Abschnitt der gesamten Lebensphase mit Kindern in den Blick genommen und analysiert werden. Anzunehmen ist, dass sich Elternschaftsarrangements unter anderem abhängig von Alter und Anzahl der Kinder biografisch wandeln. Eine umfangreichere, im Längsschnitt gestaltete Studie könnte einen solchen anzunehmenden Wandel von Elternschaftsarrangements in einer Lebensverlaufsperspektive weitgehender darstellen, als unsere Daten es leisten können.

Einen Zusammenhang zwischen dem Pfad der Familiengründung und dem später gelebten Elternschaftsarrangement können wir anhand der Daten unseres kleinen Samples nur sehr begrenzt ausmachen<sup>12</sup>: In der Gruppe traditioneller

Elternschaftsarrangements basieren fast alle Familiengründungen auf systematisch geplanten und gezielt umgesetzten Schwangerschaften, während die alleinzuständige Elternschaft überwiegend in Folge ungeplanter Schwangerschaften auftritt. Wir können aber den Befund von Wehner (2012) bestärken, dass ein Studium offensichtlich nicht grundsätzlich tradierenden Effekten von Familiengründung entgegenwirkt, es »setzt nicht per se alle Reproduktionsmechanismen von Geschlechterdifferenz und Geschlechterungleichheit außer Kraft« (ebd., S. 256). Vielmehr zeigen unsere Daten ähnlich wie andere Studien (Schulte 2002; Wehner 2012; Schulz 2010), dass hohe Bildung nicht zwingend mit einer egalitären partnerschaftlichen Aufgabenteilung einhergeht oder den mit der Familiengründung einhergehenden Traditionalisierungstendenzen entgegenwirkt. Vielmehr finden wir eine Heterogenität von Elternschaftsarrangements und der Studien- bzw. Erwerbstätigkeitsorientierung junger, hochgebildeter Frauen.

Die in unserer Studie beschriebenen Elternschaftsarrangements basieren ausschließlich auf den Schilderungen studentischer Mütter. Eine ergänzende Untersuchung, in der Elternpaare zu ihrer jeweiligen Wahrnehmung des Elternschaftsarrangements befragt werden und die Erzählungen auch vergleichend ausgewertet werden können, würde diese Perspektiven sicher gewinnbringend erweitern. Von besonderem Interesse wäre zudem, die Frage nach Elternschaftsarrangements auf die Gruppe junger, gleichgeschlechtlicher Elternpaare auszurichten, zu der wir aus unserem – ausschließlich auf heterosexuellen Elternpaaren basierendem – Sample keine Aussagen machen können. Auch eine vergleichende Untersuchung mit einer kontrastierenden Gruppe, die sich etwa im Bildungsstand oder dem Migrationshintergrund von unserem Sample unterscheidet, wäre im Hinblick auf die Annahme, junge, hochgebildete Erwachsene wären »Vorreiter« der Realisierung geschlechteregalitärer Ideale in ihren realisierten Elternschaftsarrangements von besonderem Interesse.

## **Literatur**

Allmendinger, Jutta & Dressler, Kathrin (2004): Auf der Suche nach der gewonnenen Zeit. Entzerrung statt Kumulation von Familie und Beruf. In: Schmidt, Renate & Mohn, Liz (Hg.): Familie bringt Gewinn. Innovation durch Balance von Familie und Arbeitswelt. Gütersloh (Bertelsmann), S. 135–143.



- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): *Riskante Freiheiten*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2000): *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*. München (Beck).
- [BMFSFJ] Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2004): *Elternschaft und Ausbildung. Gutachten des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Berlin (BMFSFJ).
- [BMFSFJ] Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2011): *Erster Gleichstellungsbericht. Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf*. Berlin (BMFSFJ).
- Böhm Maika; Dekker, Arne & Matthiesen, Silja (2016): *Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter. Quantitative und qualitative Analysen zu studentischer Sexualität*. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* (36), 5–22 .
- Bühlmann, Felix; Elcheroth, Guy & Tettemanti, Manuel (2010): *The division of labour among European couples: The effect of life course and welfare policy on value-practice configurations*. *ESR* (26), 49–66.
- Bujard, Martin (2015): *Kinderlosigkeit in Deutschland: Wie interagieren Bildung, Wohnort, Migrationshintergrund, Erwerbstätigkeit und Kohorte?* *Zeitschrift für Familienforschung* (27), 270–296.
- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.) (2013): *frauen leben 3 – Familienplanung im Lebenslauf. Erste Forschungsergebnisse zu ungewollten Schwangerschaften und Schwangerschaftskonflikten*. Köln (BZgA).
- Clement, Ulrich (1986): *Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981*. Stuttgart (Enke).
- Cornelißen, Waltraud (Hg.) (2005): *Gender-Datenreport*. München (DJI).
- Dechant, Anna & Schulz, Florian (2014): *Bedingungsszenarien einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung beim Übergang zur Arbeitsteilung in Deutschland*. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* (39), 587–614.
- Diabaté, Sabine (2014): *Mütter heute: Leitbilder, Lebensrealitäten und Wünsche*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. URL: <http://www.bpb.de/>

politik/ innenpolitik/familienpolitik/191689/muetter-heute?p=all (Stand: 23.02.2015).

- Döge, Peter & Volz, Reiner (2004): Was machen Männer mit ihrer Zeit? Zeitverwendung deutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgetstudie 2001/2002. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung. Band 43 der Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik. Wiesbaden (Statistisches Bundesamt), S. 194–215.
- Foltys, Julia (2014): Geburt und Familie. Zugänge zu impliziten Logiken des Paarerlebens. Wiesbaden (Springer VS).
- Fthenakis, Wassilios E.; Kalicki, Bernhard & Peitz, Gabriele (2002): Paare werden Eltern. Ergebnisse der LBS-Studie. Opladen (Leske + Budrich).
- Giese, Hans & Schmidt, Gunter (1968): Studentensexualität. Verhalten und Einstellungen. Eine Umfrage an 12 westdeutschen Universitäten. Hamburg (Rowohlt).
- Gille, Martina & Marbach, Jan (2004): Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung. Band 43 der Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik. Wiesbaden (Statistisches Bundesamt), S. 86–113.
- Grunow, Daniela (2013): Zwei Schritte vor, eineinhalb Schritte zurück. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Sozialisation aus Perspektive des Lebensverlaufs. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (33), 384–398.
- Helfferrich, Cornelia; Hendel-Kramer, Anneliese & Wehner, Nina (2007): fast – Familiengründung im Studium. Eine Studie in Baden-Württemberg – Abschlussbericht zum Projekt, Arbeitspapier der Landesstiftung Baden-Württemberg, Bildung Nr. 5, Stuttgart.
- Henry-Huthmacher, Christine (Hg.) (2014): Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung. Köln (Konrad-Adenauer-Stiftung).
- Kahle, Irene (2004): Alleinerziehende im Spannungsfeld zwischen Beruf und Familie. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung. Band 43 der Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik. Wiesbaden (Statistisches Bundesamt), S. 175–193.

- Kaufmann, Franz-Xaver (1990): Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen. München (Beck).
- Kuckartz, Ulrich (2012): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim (Beltz Juventa).
- Künzler, Jan (1994): Familiäre Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit. Bielefeld (Kleine).
- Leitner, Sigrid; Ostner, Ilona & Schratzenstaller, Margit (2004): Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch: Was kommt nach dem ErnährermodeLL? Heidelberg (Springer VS).
- Lewis, Jane (2001): The decline of the male breadwinner model: Implications for work and care. *Social Politics* (2), 152–169.
- Mantl, Elisabeth (2012): Modernisiertes ErnährermodeLL: Teilzeit für die Frau, Vollzeit für den Mann. Zukunftsfähiger Trend für eine gelingende Vereinbarkeit von Beruf und Familie? Berlin (Kompetenzbüro für Familie, Demografie und Gleichstellung).
- Matthiesen, Silja (2016, i.E.): Studentensexualität im Internetzeitalter. Sexuelle und soziale Beziehungen von deutschen Studierenden. Köln (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung).
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim (Beltz).
- Middendorf, Elke (2003): Kinder eingeplant?! Lebensentwürfe Studierender und ihre Einstellungen zum Studium mit Kind. Hannover (HIS).
- Middendorf, Elke (2008): Studieren mit Kind. Ergebnisse der 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch HIS Hochschul-Informationssystem. Bonn (Bundesministerium für Bildung und Forschung).
- Miller, Warren & Pasta, David J. (1996): Couple disagreement: Effects on the formation and implementation of fertility decisions. *Personal Relationships* (3), 307–336.
- Nave-Herz, Rosemarie & Krüger, Dorothea (1992): Ein-Eltern-Familien: eine empirische Studie zur Lebenssituation und Lebensplanung alleinerziehender Mütter und Väter. Bielefeld (Materialien zur Frauenforschung).
- Oschmiansky, Frank; Kühl, Jürgen & Obermeier, Timo (2014): Das Ende des ErnährermodeLLs. Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung). URL:

- <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/55097/ernaehrer-modell?p=all> (Stand: 23.02.2016).
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel (7. Aufl.). Wiesbaden (Springer VS).
- Pfau-Effinger, Brigitte (2001): Wandel wohlfahrtsstaatlicher Geschlechterpolitiken im soziokulturellen Kontext. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (41), 488–511.
- Ramsenthaler, Christina (2013): Was ist »qualitative Inhaltsanalyse«? In: Schnell, Martin W.; Schulz, Christian; Kolbe, Harald & Dunger, Christine (Hg.): *Der Patient am Lebensende. Eine qualitative Inhaltsanalyse*. Wiesbaden (Springer), S. 23–42.
- Rüling, Anneli (2007): *Jenseits der Traditionalisierungsfallen: Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen*. Frankfurt/M. (Campus).
- Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine & Ruckdeschel, Kerstin (Hg.) (2015): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben, Band 48*. Leverkusen (Barbara Budrich).
- Schneider, Norbert F.; Krüger, Dorothea; Lasch, Vera; Limmer, Ruth & Matthias-Bleck, Heike (2001): *Allein erziehen. Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. Schriftenreihe des BMFSFJ. Stuttgart (Kohlhammer).
- Schmidt, Gunter (1996): *Das Verschwinden der Sexualmoral*. Hamburg (Klein).
- Schmidt, Gunter (Hg.) (2000): *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996. Eine empirische Untersuchung*. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Schulte, Jürgen (2002): *Dual-career couples. Strukturuntersuchung einer Partnerschaftsform im Spiegelbild beruflicher Anforderungen*. Opladen (Leske + Budrich).
- Schulz, Florian (2010): *Verbundene Lebensläufe. Partnerwahl und Arbeitsteilung zwischen neuen Ressourcenverhältnissen und traditionellen Geschlechterrollen*. Wiesbaden (VS).
- Schulz, Marlen & Ruddat, Michael (2012): »Let's talk about sex!« Über die Eignung von Telefoninterviews in der qualitativen Sozialforschung [41 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13(3), Art. 2. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs120329> (Stand: 23.02.2016).

- Schütze, Yvonne (1986): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters »Mutterliebe«. Bielefeld (Klein).
- Schütze, Yvonne (2000): Mutterbilder in Deutschland. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung* (2), 179–195.
- Sigusch, Volkmar (2013): Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Frankfurt/M. (Campus).
- Statistisches Bundesamt (2013): Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland 2012. Wiesbaden (Statistisches Bundesamt).
- Wehner, Nina (2012): Familiengründung im Studium. Eine Chance für geschlechtergerechte Elternschaft? Opladen (Barbara Budrich).
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt/M. (Campus).
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228> (Stand: 23.02.2016).
- Züthpen, Julia (2010): Psychologische Begutachtung im Familienrecht: Effekte entscheidungsorientierter vs. lösungsorientierter Begutachtung auf die Trennungsfamilie – Erfahrungen und Ansichten aus Elternsicht. Diss. Universität Bielefeld.

## Endnoten

- 1 Das Forschungsprojekt wurde von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung gefördert. Nähere Informationen unter [www.bzga.studentensexualität.de](http://www.bzga.studentensexualität.de). Wir bedanken uns bei den Teilnehmer\_innen herzlich für ihre Mitarbeit und Offenheit!
- 2 Vgl. hierzu [www.dfg.studentensexualität.de](http://www.dfg.studentensexualität.de) (Stand: 23.02.2016)
- 3 Ähnlich wie in anderen Untersuchungen (etwa Schulz und Ruddat 2012) betonten unsere Befragten in der abschließenden Reflexionsfrage nach dem Interview überwiegend die positiven Effekte des telefonischen Gesprächs, wie etwa die Anonymität der Gesprächssituation oder den verringerten Einfluss der Interviewer\_innen durch Mimik oder Gestik. Gerade für sehr persönliche Fragen zu eigenen Sexual- und Beziehungserfahrungen scheint das Telefoninterview entlastend und gesprächsöffnend zu sein. Der positive

- Effekt des telefonischen Settings zeigt sich auch in den sehr detaillierten Antworten der Studierenden, zudem hat keine\_r der Befragten von der Möglichkeit, das Interview vorzeitig zu beenden, Gebrauch gemacht.
- 4 Die Interviews unterschieden sich je nach Interviewmethode nicht bezogen auf ihre Dauer oder die Gesprächsintensität.
  - 5 Dies entspricht in etwa dem zu erwartenden Anteil von Frauen mit Schwangerschaftserfahrung in dieser Gruppe. Zwei der schwangerschaftserfahrenen Frauen des ersten Samples haben die Schwangerschaft abgebrochen, eine war zum Zeitpunkt des Interviews schwanger. Daher konnten wir mit keiner dieser Frauen über Erfahrungen mit der Elternschaft sprechen. Von den drei Männern mit Zeugungserfahrung war einer Samenspender, bei einem anderen war die getrennt lebende Ex-Freundin aktuell schwanger, der Dritte lebt mit Frau und Kind.
  - 6 Wehner (2012) beleuchtet ähnliche Fragestellungen zur Parallelität von Studium und Elternschaft, Mutterschafts- und Vaterschaftstypen sowie geschlechtergerechter Elternschaft. Im Unterschied zur vorliegenden Arbeit sind ihre Auswertungen im Rahmen ihrer Dissertation kleinschrittiger, ihr Sample ist größer und umfasst auch männliche Befragte. Ein besonderes Augenmerk unserer Untersuchung liegt ergänzend auf den Themen Sexualität und Beziehungsleben junger Erwachsener, ihre Erfahrungen mit Schwangerschaft und Elternschaft wurden im biografischen Kontext bisheriger Sexual- und Beziehungserfahrungen erhoben.
  - 7 Diesen Gruppen lassen sich alle im Sample vorhandenen Schwangerschaften außer denen, die mit einer Fehlgeburt endeten, zuordnen.
  - 8 Etwa die Hälfte der Kindsväter sind zu diesem Zeitpunkt ebenfalls im Studium bzw. in Ausbildung.
  - 9 Hier und im Folgenden werden Fallgeschichten gewählt, die typisch für die Lebenssituation, die Entscheidungsprozesse der Familiengründung und daran anschließend die partnerschaftlichen Absprachen und Realisierungen der (familiären) Arbeitsteilungen des Elternpaares der jeweiligen Gruppe sind.
  - 10 Alle Namen wurden anonymisiert.

- 11 Die Heterogenität der individuellen Lebenssituation zeigt sich u.a. beim partnerschaftlichen Status, der ökonomischen Lage, der Wohnsituation oder im familiären Unterstützungssystem, die weit auseinandergehen.
- 12 Wie grundsätzlich in qualitativer Forschung sind solche Zusammenhänge selbstverständlich nur exemplarisch und nicht repräsentativ zu deuten.

## **Abbildungsverzeichnis**

*Tab. 1:* Stichprobenbeschreibung.

*Tab. 2:* Pfade der Familiengründung im Studium (n = 16), nur Studentinnen mit einem Kind.

*Tab. 3:* Typologie der Elternschaftsarrangements

## **Über die AutorInnen**

### **Maika Böhm**

Maika Böhm promoviert an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel über »Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener«, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf und Redaktionsmitarbeiterin der Zeitschrift für Sexualforschung. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind sozialwissenschaftliche Sexual- und Geschlechtertheorien sowie Sexualität, Geschlecht und Generativität als Themen in der Sozialen Arbeit.

*Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie*

*Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf*

*Martinstraße 52*

*20246 Hamburg*

E-Mail: [m.boehm@uke.de](mailto:m.boehm@uke.de)

### **Philipp Franz**

Philipp Franz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Helmut Schmidt Universität (Universität der Bundeswehr Hamburg), Fakultät für Geistes- und Sozial-

wissenschaften, Soziologie u.b.B. der Mikrosoziologie. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Jugend- und Familiensoziologie, sozialwissenschaftliche Sexualforschung, Subjekt- und Identitätstheorien, Männlichkeiten.

*Philipp Franz*

*Soziologie u.b.B. der Mikrosoziologie*

*Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften*

*Helmut Schmidt Universität / Universität der Bundeswehr Hamburg*

*Holstenhofweg 85*

*22043 Hamburg*

E-Mail: Philipp.Franz@hsu-hh.de

### **Silja Matthiesen**

Dr. Silja Matthiesen ist Forschungsleiterin am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf und Leiterin der sexualpädagogischen Abteilung der pro familia Hamburg. Sie ist Herausgeberin der Zeitschrift für Sexualforschung. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Jugendsexualität und Jugendschwangerschaften sowie der sozialer Wandel der Sexualität.

*Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie*

*Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf*

*Martinistraße 52*

*20246 Hamburg*

E-Mail: smatthie@uke.de



## 7. Schlusswort und Ausblick

Abschließend werden zentrale Ergebnisse der einzelnen Publikationen zusammengefasst, in Bezug auf die Forschungsfragen diskutiert sowie Begrenzungen der Untersuchung und zukünftiger Forschungsbedarf thematisiert.

### Zusammenfassung und Diskussion zentraler Befunde

Die in der Publikation „Sexual- und Beziehungsentwicklung im jungen Erwachsenenalter“ (Kap. 5.1) präsentierten qualitativen und quantitativen Daten zeigen, dass Sexualität und Beziehungen größtenteils heterosexuell gelebt werden und in den meisten Fällen eine „monosexuelle Festlegung“ (Schmidt 2013: 131) des sexuellen und emotionalen Begehrens auf nur ein Geschlecht die bisherigen Beziehungsbiografien prägt. Insgesamt ist die Beziehungsorientierung hoch: zum Zeitpunkt der Befragung sind etwa Zweidrittel der Studierenden fest liiert und Sexualität findet in weiten Teil in Beziehungen statt. Die Beziehungen sind überwiegend seriell-monogam, wobei in den Beziehungsbiografien der erfahrungsoffene Typ am häufigsten vertreten: in diesem Muster wechseln sich mehrjährige Beziehungs- mit Singlezeiten ab, die Beziehungen sind auf Dauer angelegt, in den Zeiten als Single kommt es gelegentlich auch zu paarsexuellen Aktivitäten in unverbindlichen Settings. Deutlich seltener finden sich in den Biografien beziehungsferne Muster in hedonistischer Ausprägung, die durch langandauernde Singlephasen und häufige sexuelle Aktivitäten im unverbindlichen Setting geprägt sind. Trotz wiederkehrender Trennungen sind romantische Liebe und Dauerhaftigkeit zentrale Werte des studentischen Beziehungslebens.

Was bedeuten diese Befunde für die Forschungsfrage nach dem Spannungsfeld einer vermuteten spielerischen *Erprobung* vielfältiger Sexual- und Beziehungsformen einerseits oder einer stetigen *Etablierung* verbindlicher Sexual- und Beziehungsmuster im jungen Erwachsenenalter andererseits (vgl. Kap. 2.5)? Es finden sich Beziehungsmuster, in denen Momente des „Aufschubs“ und der „Entpflichtung“ vorkommen (etwa in den Beziehungsbiografien des hedonistischen Typs) wie auch solche, die durch eine Zunahme fester, stabiler Bindungen gekennzeichnet sind (etwa der liebesromantische Typ). Die Frage nach einem „entweder, oder“ muss also durch ein „sowohl als auch“ ersetzt werden: das junge Erwachsenenalter ist *sowohl* durch „Beziehungserprobungen“ (im Sinne ‚aufgeschobener‘ dauerhafter Beziehungen und unverbindlicher sexueller Erlebnisse) *als*

auch durch „Beziehungsetablierungen“ (im Sinne bereits stabiler, langandauernder Liebesbeziehungen) gekennzeichnet. In diesem „sowohl als auch“ finden sich Momente des „Aufschubs“ und der „Entpflichtung“ – zugleich prägen traditionelle, heterosexuelle und an dem romantischen Liebesideal (Lenz 2005) orientierte Beziehungsentwürfe die studentischen Beziehungsbiografien.

Die Diagnose einer hohen Verbindlichkeit und Kontinuität vorwiegend monogamer, hetero- wie monosexueller Beziehungsbiografien wurde in der Publikation „Irgendwie anders?! Studentische Beziehungsbiografien jenseits traditioneller Sexual- und Beziehungsnormen“ (Kap. 5.2) zum Ausgangspunkt genommen, in der Stichprobe gezielt nach Diversifizierungen von Sexualitäten, Beziehungen und Geschlechtern zu suchen. Exemplarische Fallgeschichten „jenseits des Mainstreams“ stellen alternative Entwürfe zu Monogamie, Mononormativität und Monosexualität jenseits gesellschaftlich normierter bzw. als ‚normal‘ verstandener Sexualität und Beziehungsführung in den studentischen Biografien vor. Darüber hinaus wird Einblick in die Erfahrungen mit Beziehungen und Sexualität im Kontext von Migration oder im Kontext gesundheitlicher Einschränkungen gegeben.

Gerade diese Befunde bieten sich für eine Auseinandersetzung mit der einleitend formulierten Frage nach einer *Vervielfältigung sozial akzeptierter Beziehungs-, Sexual- und Lebensformen* (vgl. 1.1) an. Festzuhalten ist, dass es – zumindest auf der Ebene von Vorstellungswelten und Fantasien einer kleinen Gruppe junger Erwachsener – zu einer erkennbaren Liberalisierung von Sexualität und Beziehungen kommt. Sie gestalten ihre sexuellen und partnerschaftlichen Erfahrungsräume jenseits gesellschaftlich hegemonialer Vorstellungen, denn bei ihnen ist sexuelle Exklusivität nicht mehr an eine Person gebunden, die monosexuelle Festlegung auf eine Geschlechtergruppe durchkreuzt oder decken sich präferierte sexuelle Praktiken nicht mit den gesellschaftlichen Sexualnormen. Diese Sexual- und Beziehungserfahrungen weisen weniger auf ein „postadoleszentes Experimentieren“ (Seiffge-Krenke 2014: 392) oder Beziehungserprobungen im Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter (siehe oben) als vielmehr auf Transformationsprozesse in den ansonsten stark von Tradierungen geprägten Beziehungsbiografien der Studierenden hin. Ihre Gestaltungsmöglichkeiten bewegen sich dabei, das stellen die Ergebnisse deutlich heraus, zwischen ‚Wahl‘ und ‚Schicksal‘: die Möglichkeiten, sexuelle, geschlechtliche oder partnerschaftliche Vielfalt zu gestalten, sind von einer Reihe äußeren, individuell kaum beeinflussbaren Bedingungen und Prozessen abhängig, wie etwa der eigenen gesundheitlichen Verfassung oder kulturellen Eingebundenheit.

Das Feld zwischen *Transformation und Tradierung* beleuchten auch die Ergebnisse der beiden in Kap. 6.1 und 6.2 stehenden Publikationen über „Solosexualität im Spannungsfeld von Geschlecht und Beziehungen“ sowie „Desire and dilemma – gender differences in German students‘ consumption of pornography“. Die Daten zeigen, dass es in den Erfahrungen junger Frauen und Männer mit Solosexualität, Pornografie und im Orgasmuserleben weiterhin deutliche Geschlechterdifferenzen gibt. Zwar lässt sich ein weitgehend entdramatisierter und entspannter Umgang mit Solosexualität im Leben von Studierenden konstatieren und integrieren die meisten Befragten pornografisches Material selbstbewusst und unaufgeregt in ihre (Solo)Sexualität. Doch sind in beiden Bereichen junge Männer von ihrer Jugend an aktiver, während sich die Erfahrung der jungerwachsenen Frauen erst langsam annähert – im Pornografiekonsum langsamer als bei der Selbstbefriedigung. Differenzen finden sich zudem in der sehr viel höheren Pornografienutzung der Männer und den ambivalenteren Zugangs- und Aneignungsprozessen der Frauen. Auch im Hinblick auf den eigenen Orgasmus zeigen sich Unterschiede: besonders von jungen Männern wird der Orgasmus als zentrale Bezugsgröße einer – für sie und die Partnerin – gelungenen Sexualität wahrgenommen (vgl. auch Lewandowski 2001; Matthiesen und Dekker 2015), während er für junge Frauen deutlich weniger zum „golden-standard“ (Opperman et al. 2013) gelungener Paarsexualität gehört.

Auch die letzte Publikation (Kap. 6.3) über „Studierende Eltern. Im Spannungsfeld geschlechteregalitärer Ideale und traditioneller Geschlechterrollen?!“ fokussiert Fragen nach *sich auflösenden oder fortbestehenden Geschlechterdifferenzen*, hier in der besonderen biografischen Situation von Familiengründung und den jeweiligen partnerschaftlichen Elternschaftsarrangements. Die Daten zeigen, dass mit dem Übergang in das Familienleben familiäre Arbeitsteilungen und elterliche Rollen neu ausgehandelt und etabliert werden müssen. Es lassen sich drei Typen der Gestaltung von Elternschaft entlang des Spannungsfeldes egalitärer und traditioneller Arbeitsteilung herausarbeiten, nämlich traditionelle, egalitäre und alleinzuständige Elternschaftsarrangements. Egalitäre Partnerschaftskonzepte, wie sie für die Generation heutiger junger Erwachsener vor der Familiengründung typisch sind, überwiegen dabei nicht. Ähnlich wie Ergebnisse anderer Studien (etwa Wehner 2012) weisen die Daten vielmehr auf eine Traditionalisierung durch Familiengründung und Elternschaft hin, „die zu den Gleichheitserfahrungen der vorherigen Lebensphasen [...] in Widerspruch“ steht. Ein Zusammenhang zwischen einem hohen Grad

an Geplantheit der Schwangerschaft und einem egalitären Elternschaftsarrangement zeichnet sich nicht ab.

Hier lassen sich Fragen danach anschließen, inwieweit die Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener durch Geschlecht strukturiert sind und sich eher von Geschlechterangleichung oder persistierenden Geschlechterdifferenzen sprechen lässt (vgl. Kap. 3.5). In weiten Teilen der partnerschaftlichen Sexual- und Beziehungserfahrungen im jungen Erwachsenenalter sind kaum Geschlechterdifferenzen auszumachen. Gerade mit Blick auf die Beziehungsbiografien sind keine Unterschiede zu finden, das zeigen die Analysen in den beiden ersten Publikationen (Kap. 5). Soweit lässt sich der These von Schmidt (2013: 10) zustimmen, dass sich mit zunehmender gesellschaftlicher Gleichstellung der Geschlechter auch das Sexual- und Beziehungsverhalten beider Geschlechter angenähert hat. Gleichzeitig finden sich aber *Beharrungen* von Geschlechterdifferenzen in einigen „letzten“ Bereichen: in den Sexualerfahrungen beispielsweise bei solosexuellen Praktiken, die in der Vergangenheit stark vergeschlechtlichten Normierungen (etwa der Tabuisierung weiblicher Lust) unterlagen. Hier hat der „Gender-Gap“ zwar nachgelassen (vgl. Schmidt et al. 2000; Dekker und Matthiesen 2015) und lassen sich Prozesse der Annäherung beschreiben, von einer „Angleichung“ der Erfahrungen junger Frauen und Männer lässt sich aber noch nicht sprechen. Ähnliches zeigt sich in den Beziehungserfahrungen nach der Familiengründung: Hier kommt es in vielen Fällen zu einer „Re-Traditionalisierung“ der Geschlechterrollen, die Realisierung von gemeinsamer Elternschaft als egalitärem Arrangement fällt hinter die für diese Gruppe typischen Vorstellungen und bis zur Familiengründung realisierten Partnerschaftskonzepte zurück. Es lassen sich also „widersprüchliche Gleichzeitigkeiten“ (Henningsen 2016: 7) bzw. eine „instabile Persistenz“ (Heintz 2001: 27) von Geschlechterungleichheit beschreiben: während in einigen Bereichen Geschlechterdifferenz fortbesteht, ist sie in anderen Bereichen fast vollständig verschwunden.

Zusammengefasst lassen sich mindestens drei parallele Prozesse hinsichtlich einer möglichen *Diversifizierung von Sexualitäten, Beziehungen und Geschlechtern* (vgl. 1.1) konstatieren:

*Erstens*, dass sich Studierende vorwiegend in zweigeschlechtlich strukturierten und heterosexuell ausgerichteten Beziehungswelten bewegen: Heteronormativität kennzeichnet die Sexual- und Beziehungsbiografien deutscher Studierender. Diversifizierungen in den Begehrensstrukturen oder gelebter Sexualität kommen zwar gelegentlich vor, etwa in der Auflockerung der engen Verknüpfung von Sexualität, Liebe und Beziehung oder der

beginnenden Flexibilisierung von Mono-Normativität wie Mono-Sexualität. Sie stellen bislang aber eher die Ausnahme dar und lassen sich am ehesten als *Diversifizierungsbestrebungen* umschreiben.

*Zweitens*, dass sich das Beziehungs- und Sexualverhalten junger Männer und Frauen innerhalb dieser heteronormativen Rahmung in vielen Bereichen flexibilisiert und angenähert hat: ein Ergebnis gesellschaftlicher Wandlungsprozesse, initiiert durch die sexuelle Revolution und die zweite deutsche Frauenbewegung. Vorhandene Tendenzen der Liberalisierung von Sexualitäten und Beziehungen sind heute an vielen Stellen weniger durch Geschlecht als vielmehr durch andere strukturelle oder individuelle Hindernisse und Einschränkungen begrenzt.

*Drittens*, dass sich zugleich für spezifische Bereiche der Sexual- und Beziehungserfahrungen von einer gewissen Persistenz der Geschlechterdifferenzen sprechen lässt. Individuelle Zugangswege und Erfahrungsräume sind hier weiterhin durch Geschlecht beschränkt bzw. reguliert. Bis heute wirksame gesellschaftliche Geschlechter-, Sexual- und Beziehungsnormen wirken hier noch immer auf Möglichkeiten und Grenzen zur Realisierung geschlechtlicher und sexueller Vielfalt ein.

Mit einer „heteronormativitätssensiblen Geschlechterbrille“ betrachtet lässt sich von einem „Verschwinden der Geschlechterunterschiede“ (Matthiesen und Hauch 2004) und „gelebter Vielfalt“ (Hartmann 2012: 41) anhand der empirischen Ergebnisse über die Sexual- und Beziehungserfahrungen junger Erwachsener kaum sprechen. Die Koordinaten Sexualität, Beziehung und Geschlecht bewegen sich vielmehr in einem heterogenen, durch Ungleichzeitigkeiten gekennzeichneten Spannungsfeld von Tradierungen und Transformationen (vgl. Budde et al. 2015).

### **Begrenzungen der Arbeit und weiterer Forschungsbedarf**

Die in den Publikationen präsentierten qualitativen und quantitativen Analysen basieren auf Erhebungen unter Studierenden, also einer speziellen Gruppe akademisch hoch gebildeter junger Erwachsener. Einige Studien weisen darauf hin, dass Sexualität u.a. mit dem Bildungsstand in Zusammenhang steht. Sie finden etwa einen Zusammenhang der sexuellen Befriedigung von Frauen in der Paarsexualität mit ihrem Bildungsniveau (vgl. von Sydow und Seiferth 2015) oder Korrelationen von Solosexualität mit Bildungsstand und Religionszugehörigkeit (vgl. etwa Baćak und Štulhofer 2011; Kaestle und Allen 2011). Unsere Ergebnisse können folglich nicht ohne Weiteres auf andere, z.B. formal niedriger

gebildete Gruppen und auch nicht auf andere Altersgruppen übertragen werden. Vergleichsstudien mit jungen Erwachsenen anderer formaler Bildungsniveaus fehlen bislang und wären von Interesse. Es wäre sinnvoll, empirische Daten zur sexuellen Sozialisation Jugendlicher und junger Erwachsener in sozial benachteiligten Milieus und hier im Besonderen unter Bedingungen von Migration zu sammeln (vgl. auch Sielert 2010: 256). Interessant wäre in diesem Zusammenhang u. a. ein ausgewählter Fokus auf die Bedeutung sexualbezogener Internetnutzung für die sexuelle Sozialisation jugendlicher und jungerwachsener Frauen aus sozial und familiär prekären Lebensverhältnissen (vgl. auch Matthiesen et al. 2011: 25).

Die zugrundeliegende Erhebung war thematisch breitgefächert (vgl. Kap. 4.1), das heißt die Analysen der einzelnen Publikationen beschäftigen sich nur mit Teilbereichen, die jeweils in ein umfangreicheres Interview zu den Sexual- und Beziehungsbiografien von Studierenden eingebettet waren. Sicher wäre es lohnenswert, den jeweils ausgewählten und hier präsentierten Bereich in einer narrativer angelegten Studie noch umfassender auszuleuchten und so bspw. Einstellungen und Diskurse detaillierter zu erfassen.

Für zukünftige Forschung verspricht zudem eine fortgeführte Lebensverlaufsperspektive über das junge Erwachsenenalter hinaus ergiebig zu sein, um Diversifizierungen biografisch späterer Sexual- und Beziehungserfahrungen in den Blick zu bekommen. Auch im Hinblick auf den Umgang mit Pornografiekonsum, Solosexualität und Orgasmuserleben wäre die Berücksichtigung einer längeren Lebensverlaufsperspektive bis ins Erwachsenenalter hinein interessant. Hier wäre es zudem ergiebig, die Daten aufgrund der unterschiedlichen Zugänge bzw. Aneignungsprozesse von jungen Frauen und Männern anschließend geschlechterdifferenzierend auszuwerten und so zu einer erweiterten Perspektive auf Fragen nach Geschlechterangleichung bzw. Geschlechterpersistenz zu kommen. Die Analysen zu Prozessen der Familiengründung und partnerschaftlichen Elternschaftsarrangements basieren in vorgestellter Studie ausschließlich auf Daten weiblicher Befragter. Im Zuge der öffentlichen Debatte um „neue Väter“ (ZEIT 2014) wäre die Erhebung von Daten jungerwachsener Männer bzw. Väter ebenso wie eine vergleichende Befragung von Elternpaaren Gewinnbringend.

Insgesamt ist die Stichprobe der qualitativen Studie sehr homogen: sie umfasst deutlich weniger Singles als fest liierte Befragte, bildet nahezu ausschließlich heterosexuelle Sexual- und Beziehungserfahrungen ab und umfasst nur wenige Studierende mit Migrationshintergrund (vgl. Kap. 4.3; auch: Statistisches Bundesamt 2013). Für zukünftige

Forschung wären es deshalb gerade auch hinsichtlich der Frage nach einer möglichen Diversifizierung von Sexualität, Beziehungen und Geschlecht von Interesse, ein heterogeneres Sample junger Erwachsener zugrunde zu legen. Ein solches Sample würde auch intersektionale Analysen ermöglichen und verschiedene Achsen sozialer Ungleichheit stärker berücksichtigen können. Die hier vorgestellten Ergebnisse beschreiben den Mainstream deutscher Studierender, dies muss in der Reflexion der Ergebnisse berücksichtigt werden.

## 8. Literatur

- Arnett JJ. Emerging Adulthood. A Theory of Development from the Late Teens through the Twenties. *American Psychologist* 2000; 55: 469–480
- Arnett JJ. *The Winding Road from the Late Teens through the Twenties*. New York: Oxford University Press 2004
- Arnett JJ. Emerging Adulthood. Understanding the New Way of Coming of Age. In: Arnett JJ, Tanner LJ, Hrsg. *Emerging Adults in America: Coming of Age in the 21<sup>st</sup> Century*. Washington DC: APA 2006; 3–19
- Arnett JJ. Emerging Adulthood. What Is It, and What Is It Good for? *Child Development Perspectives* 2007; 1: 68–73
- Attwood F. What do People do with Porn? Qualitative Research into the Consumption, Use and Experience of Pornography and other Sexually Explicit Media. *Sexuality and Culture* 2005; 9: 65–86
- Bačak V, Štulhofer A. Masturbation Among Sexually Active Young Women in Croatia: Associations with Religiosity and Pornography Use. *International Journal of Sexual Health* 2011; 23: 248–257
- Bartholomäus W. *Glut der Begierde – Sprache der Liebe: unterwegs zur ganzen Sexualität*. München: Kösel 1987
- Beck U, Beck-Gernsheim E. *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Berlin: Suhrkamp 1990
- Beck-Gernsheim E. Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. In: Beck U, Beck-Gernsheim E, Hrsg. *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1994; 115–138
- Becker-Schmidt R, Knapp G-A. *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius 2000, 2. Aufl.
- Becker-Schmidt R. Konstruktion und Struktur. Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. In: Graf J, Ideler K, Klinger S, Hrsg. *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich 2013; 19–42
- Beier K-M, Loewit KK. *Praxisleitfaden Sexualmedizin. Von der Theorie zur Therapie*. Berlin, Heidelberg: Springer VS 2011
- [BMFSFJ] Bundesministerium für Familie; Senioren, Frauen und Jugend. *Geschlechtliche*



- Vielfalt. Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten. Begleitforschung zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität. Berlin: BMFSFJ 2015
- Böhm M. Solosexualität. In: Schmidt R-B, Sielert U, Hrsg. Handbuch der Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2013, 2. Aufl.; 301–312
- Bourdieu P. Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1980
- Bourdieu P. Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel R, Hrsg. Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt Sonderband 2). Göttingen: Schwartz 1983; 183–198
- Bourdieu P. Soziologische Fragen. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993
- Bourdieu P. Die männliche Herrschaft. In: Dölling I, Kraus B, Hrsg. Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main 1997; 153–216
- Bourdieu P. Die männliche Herrschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005
- Brown BB. „You Are Going out With Who?“. Peer Influences on Adolescent Relationships. In: Furman W, Brown BB, Fering C, Hrsg. The Development of Romantic Relationships in Adolescence. New York: Cambridge University Press 1999; 291–329
- Buchen S. Standortbestimmung und Selbstvergewisserung der Geschlechterforschung als Einführung. In: Buchen S, Helfferich C, Maier MS, Hrsg. Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen. Wiesbaden: Springer VS 2004; 11–18
- Budde J. Dramatisieren - Differenzieren - Entdramatisieren. Männlichkeitskonstruktionen im Unterricht. Der Deutschunterricht 2006; 1: 86–91
- Budde J, Debus K, Krüger S. Ich denk nicht, dass meine Jungs einen typischen Mädchenberuf ergreifen würden.“ Intersektionale Perspektiven auf Fremd- und Selbstrepräsentationen von Jungen in der Jungenarbeit. Gender 2011; 3: 119–127
- Budde J. Das Kategorienproblem. Intersektionalität und Heterogenität? In: Rendtorff B, Kleinau E, Hrsg. Differenzen? Diversity? Heterogenität in erziehungswissenschaftlichen Diskursen. Leverkusen: Barbara Budrich 2012; 27–46
- Budde J. Das Konzept des männlichen Habitus. Möglichkeiten und Grenzen für die Analyse von Unterrichtspraktiken von Schülern. In: Helsper W, Kramer R-T, Thiersch S, Hrsg. Schülerhabitus. Theoretische und empirische Analysen zum Bourdieuschem Theorem der kulturellen Passung. Wiesbaden: Springer Fachmedien 2013; 82–98
- Budde J, Kantsteiner K, Bosse A. Zwischen Differenz und Differenzierung.

- Erziehungswissenschaftliche Forschung zu Mono- und Koedukation. Wiesbaden: Springer VS 2015
- Butler J. Das Unbehagen der Geschlechter. Berlin: Suhrkamp 1991
- Butler J. Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Suhrkamp 1995
- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Köln: BZgA 2006
- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Aktueller Schwerpunkt Migration. Köln: BZgA 2010
- [BZgA] Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14- bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen, repräsentativen Wiederholungsbefragung. Köln: BZgA 2015
- Carstensen T, Groß M. Feminismen: Strömungen, Widersprüche, Herausforderungen. In: FAU-MAT, Hrsg. Gender und Arbeit. Geschlechterverhältnisse im Kapitalismus. Lich: Verlag Edition EV 2006; 11–32
- Cho Y-H, Span SA. The Effect of Alcohol on Sexual Risk-taking among Young Men and Women. Addictive Behaviors 2010; 35: 779–785
- Clement U. Systemische Sexualtherapie. Stuttgart: Klett-Cotta 2004
- Cohen S, Taylor L. Ausbruchsversuche: Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1977
- Dannecker M. Sexualität im Wandel. Infothek 2003; 1: 10–19
- Dannenbeck C, Stich J. Sexuelle Erfahrungen im Jugendalter. Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis. Eine qualitative Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln: BZgA 2002
- Degele N, Bethmann S, Heckemeyer K. Warum wir Geschlecht berücksichtigen, um Gesellschaft zu verstehen. Ein Plädoyer für eine heteronormativitätskritische Analyseperspektive. 2011 [Als Online-Dokument: <http://www.feministisches-institut.de/heteronormativitaetskritische-analyseperspektive/>, Zugriff am 13.03.2016]
- Dekker A. Was heißt: Sexualität ist „bio-psycho-sozial“? Über die erkenntnistheoretischen Grundlagen interdisziplinärer Sexualforschung. Zeitschrift für Sexualforschung 2013; 26: 34–43
- Dekker A, Matthiesen S. Studentische Sexualität im Wandel: 1966 – 1981 – 1996 – 2012. Zeitschrift für Sexualforschung 2015; 28: 245–271

- Dines G. Pornland. *How Porn Has Hijacked Our Sexuality*. Boston: Beacon Press 2010
- Döring N. Sexualität im Internet. Ein aktueller Forschungsüberblick. *Zeitschrift für Sexualforschung* 2008; 21: 291–318
- Döring N. Pornografie-Kompetenz: Definition und Förderung. *Zeitschrift für Sexualforschung* 2011; 24: 228–255
- Driemeyer W. Masturbation und sexuelle Gesundheit: Ein Forschungsüberblick. *Zeitschrift für Sexualforschung* 2013; 26: 372–383
- Driemeyer W, Gedrose B, Hoyer A, Rustige L. Vorwort der Herausgeber\*innen. In: dies., Hrsg. *Grenzverschiebungen des Sexuellen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial 2015; 11–42
- Duden B. *Die Gene im Kopf - der Fötus im Bauch - Historisches zum Frauenkörper*. Hannover: Offizin 2002
- Durkheim E. *Erziehung, Moral und Gesellschaft*. Vorlesung an der Sorbonne 1902/1903. Berlin: Suhrkamp 1984
- Ehlers H, Linke G, Milewski N, Rudlof B, Trappe H, Hrsg. *Körper – Geschlecht – Wahrnehmung. Sozial- und geisteswissenschaftliche Beiträge zur Genderforschung*. Berlin: LIT Verlag 2013
- Eichhorn C. Judith Butler. Zwischen Dekonstruktion und feministischer Identitätspolitik. *Zeitschrift für Politik und Verbrechen* 1994; 40–43
- Engel A. Verqueeres Begehren. In: Hark S, Hrsg. *Grenzen lesbischer Identitäten*. Berlin: Querverlag 1996: 73–95
- Engel A. *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main: Campus 2002
- Engel A, Schuster N. Die Denaturalisierung von Geschlecht und Sexualität. Queer/feministische Auseinandersetzungen mit Foucault. In: Anhorn A, Bettinger F, Stehr J. *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme*. Wiesbaden: Springer VS 2007; 135–153
- Erikson EH. *Jugend und Krise*. Stuttgart: Klett 1970
- Faulstich-Wieland H. Reflexive Koedukation als Gestaltungsprinzip von Bildung. In: Naumann B, Hrsg. *Der Magdeburger Kongreß. Texte zur neuen Koedukationsdebatte. Dokumentation des GEW-Kongresses vom 03. bis 05. November 1995 in Magdeburg*. Frankfurt/Main: GEW 1996
- Faulstich-Wieland H. Doing Gender: Konstruktivistische Beiträge. In: Glaser E, Kliker D,

- Prenzel A, Hrsg. Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbronn, Obb.: Julius Klinkhardt 2004; 175–191
- Fenstermaker S, West C. Doing Difference Revisted. Probleme, Aussichten und der Dialog in der Geschlechterforschung. In: Heintz B, Hrsg. Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 2001; 41: 236–249
- Flick U. Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in der Psychologie und Sozialwissenschaft. Reinbek: Rowohlt 1996
- Flick U. Das episodische Interview. In: Oelerich G, Otto H-U, Hrsg. Empirische Forschung und Soziale Arbeit. Ein Studienbuch. Wiesbaden: Springer VS 2011; 273–280
- Foucault M. Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1976
- Foucault M. Archäologie des Wissens. Berlin: Suhrkamp 1981
- Foucault M. Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt/Main: Fischer 2001, 6. Aufl.
- Franz P, Böhm M, Dekker A, Matthiesen S. Zwischen sexueller Selbstermächtigung und sexueller Sorge – wie nutzen Studierende Pornografie? In: Aigner J, Hug T, Schuegraf M, Tillmann A, Hrsg. Medialisierung und Sexualisierung. Wiesbaden: Springer VS 2014; 277–303
- Fraser N. Die halbierte Gerechtigkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001
- Freud S. Triebe und Tribschicksale. Gesammelte Werke (X, S. 210 f.). Frankfurt/Main: Fischer 1915
- Frey R. Gender im Mainstreaming. Geschlechtertheorie und –praxis im internationalen Diskurs. Königstein, Taunus: Ulrike Helmer 2003
- Fritzsche B, Hartmann J, Schmidt A, Tervooren A. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven – eine Einleitung. In: Hartmann J, Fritzsche B, Tervooren A, Schmidt A, Hrsg. Dekonstruktive Pädagogik: Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS 2001; 9–20
- Galinsky AM, Sonenstein FL. The Association Between Developmental Assets and Sexual Enjoyment Among Emerging Adults. Journal of Adolescence Health 2011; 48: 610–615
- Garcia JR, Reiber C, Massey SG, Merriwether AM. Sexual Hookup Culture: A Review. Review of General Psychology 2012; 16: 161–176
- Garcia JR, Lloyd EA, Wallen K, Fisher H. Variation in Orgasm Occurrence by Sexual

- Orientation in a Sample of U.A. Singles. *Journal of Sexual Medicine* 2014; 11: 2645–2652
- Garfinkel H. *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: John Wiley & Sons 1967
- Gerhard U. Die ‚langen Wellen‘ der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen. In: Becker-Schmidt R, Knapp G-A, Hrsg. *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/Main, New York: Campus 1995
- Giddens A. *Social Theory. Action, Structure and Contradiction in Social Analysis*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press 1979
- Giddens A. *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press 1984
- Giddens A. *Modernity and Self-identity*. Cambridge: Polity Press 1991
- Giddens A. *The Transformation of Intimacy. Sexuality, Love, and Eroticism in Modern Societies*. Cambridge: Polity Press 1992
- Gildemeister R, Wetterer A. Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp G-A, Wetterer A, Hrsg. *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg im Breisgau: Kore 1992; 201 – 250
- Gildemeister R. Geschlechterdifferenz – Geschlechterdifferenzierung: Beispiele und Folgen eines Blickwechsels in der empirischen Geschlechterforschung. In: Buchen S, Helfferich C, Maier MS. *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der neuen Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*. Wiesbaden: Springer VS 2004; 27–46
- Goffmann E. *Gender Advertisements*. New York: HarperCollins 1977/1979
- Goffmann E. *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt/Main: Campus 1994
- Gries J, Leuschner V, Wenzke G. *studenten leben. Lebenssituationen und Lebenswelten*. Berlin: Logos 2015
- Groß M, Winker G. Queer-Feministische Theorien und politisches Handeln. Eine Einleitung. In: Groß M, Winker G, Hrsg. *Queer-Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*. Münster: Unrast 2007; 7–14
- Hagemann-White C. *Sozialisation weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich 1984
- Hagemann-White C. Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren... In: Hagemann-White C, Rerrich MS, Hrsg. *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Bielefeld: AJZ 1988; 224–235
- Hagemann-White C. Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen?

- Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. *Feministische Studien* 1993; 11: 68–78
- Hark S. *Lesbenforschung und Queer Theorie. Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen.* In: Becker R, Kortendiek B, Hrsg. *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (Geschlecht und Gesellschaft).* Wiesbaden: VS 2004; 104–111
- Hark S. *Heteronormativität revisited: Komplexität und Grenzen einer Kategorie.* In: Kraß A, Hrsg. *Queer Studies in Deutschland. Interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung.* Berlin: Travo Wissenschaftsverlag 2009; 23–40
- Hark S, Villa P-I, Hrsg. *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen.* Bielefeld: transcript 2015
- Hartmann J. *Normierung und Normalisierung in der Debatte um Lebensformen – Versuch einer dekonstruktiven Bearbeitung für die Pädagogik.* In: Lemmermöhle D, Klika D, Fischer D, Schlüter A, Hrsg. *Lesarten des Geschlechts: Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung.* Opladen: Leske & Budrich 2000; 256–267
- Hartmann J, Hrsg. *Vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht – Sexualität - Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik.* Opladen: Leske & Budrich 2002
- Hartmann J. *Intervenieren und Perpetuieren — Konstruktionen kritischer Pädagogik in den Feldern von Geschlecht, Sexualität und Lebensform.* In: Hartmann J, Klesse C, Wagenknecht P, Fritzsche B, Hackmann K. *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht.* Wiesbaden: Springer VS 2007; 95–114
- Hartmann J. *Institutionen, die unsere Existenz bestimmen: Heteronormativität und Schule.* In: *Aus Politik und Zeitgeschehen/APuZ „Sozialisation“* 2012; 62: 34–41
- Hartmann J. *Why Diversity Needs to Include Queer: Ermöglichende Zugänge zur Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Identitäten.* In: Genkova P, Ringeisen T, Hrsg. *Handbuch Diversity Kompetenz: Gegenstandsbereiche.* Wiesbaden: Springer VS 2015; 1–17
- Hartmann J. *Sexuelle Diversität im Kontext Schule. Herausforderungen einer Pädagogik Vielfältiger Lebensweise.* In: Huch S, Lücke M, Hrsg. *Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik.* Bielefeld: transcript 2015a; 27–48
- Hartmann J, Klesse C, Wagenknecht P, Fritzsche B, Hackmann K. *Heteronormativität.*

- Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS 2007
- Havighurst RJ. Developmental Tasks and Education. New York: Longman 1948
- Heintz B. Geschlecht als (Un-)Ordnungsprinzip. Entwicklungen und Perspektiven der Geschlechtersoziologie. In: dies., Hrsg. Geschlechtersoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 2001. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag; 4: 9–29
- Helfferich C, Hendel-Kramer A, Wehner N. fast – Familiengründung im Studium. Eine Studie in Baden-Württemberg. Abschlussbericht zum Projekt, Arbeitspapier der Landesstiftung Baden-Württemberg. Stuttgart 2007
- Henningsen A, Tuidier E, Timmermanns S, Hrsg. Sexualpädagogik kontrovers. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2016
- Herrmann S-K. Performing the Gap! Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. Arranca! 2003; 28: 22–26
- Hertrampf S. Ein Tomatenwurf und seine Folgen. Eine neue Welle des Frauenprotestes in der BRD. 2008 [Als Online-Dokument: <http://www.bpb.de/gesellschaft/gender/frauenbewegung/35287/neue-welle-im-westen?p=all>, Zugriff am 13.03.2016]
- Hill A. Sexualität in Zeiten des Internet. Psychotherapeut 2011; 56: 475–484
- Hirschauer S. Die soziale Fortpflanzung der Zwei-Geschlechtlichkeit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1994; 46: 668–692
- Hirschauer S. Das Vergessen des Geschlechts: Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 2001; Sonderheft 41: 208–235
- Hirschauer S. Un/doing difference. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. Zeitschrift für Soziologie 2014; 170–191
- Hörning KH, Reuter J. Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript 2004
- Holland-Cunz B. Die alte neue Frauenfrage. Berlin: Suhrkamp 2003
- Hurrelmann K. Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 1983; 3: 91–103
- Hurrelmann K. Selbstsozialisation oder Selbstorganisation? Ein sympathisierender, aber kritischer Kommentar. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 2002; 155–166
- Hurrelmann K. Einführung in die Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz 2006, 9. Aufl.
- Jagose A. Queer Theory. Eine Einführung. Berlin: Querverlag 2001

- Jantz O. Gleich und fremd zugleich. Die produktive Herausforderung dekonstruktivistischer Gedanken für die geschlechtsbezogene Pädagogik. In: Rauw R, Jantz O, Reinert I, Ottemeier-Glücks FG, Hrsg. Perspektiven geschlechtsbezogener Pädagogik. Impulse und Reflexionen zwischen Gender, Politik und Bildungsarbeit. Opladen: Leske & Budrich 2001; 17–42
- Jungnitsch G. Klinische Psychologie. Stuttgart: Kohlhammer 2009, 2. überarb. Aufl.
- Kahle A-K. „Sexig ist das, was nach kuschelig kommt.“ Was ist und was will Sexualpädagogik? Thema Jugend. Zeitschrift für Jugendschutz und Erziehung 2014; 3–5
- Kaestle C, Allen K. The Role of Masturbation in Healthy Sexual Development: Perceptions of Young Adults. Archives of Sexual Behavior 2011; 40: 983–994
- Kelle U, Kluge S. Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS 2010, 2. Aufl.
- Kessler S, McKenna W. Gender: An Ethnomethodological Approach. Chicago: University of Chicago Press 1978
- Klapeer CM. Perverse Bürgerinnen. Staatsbürgerschaft und lesbische Existenz. Bielefeld: transcript 2015
- Klein A. Jugend, Medien und Pornographie. In: Schetsche M, Schmidt R-B, Hrsg. Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen. Wiesbaden: Springer VS 2011; 167–183
- Kleiner B. subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans\*Jugendlicher. Leverkusen: Budrich 2015
- Klesse C. Über den Gleichheitsmythos: Lesben und Schwule als Avantgarde emotionaler und sexueller Modernisierung? Zeitschrift für Sexualforschung 2006; 19: 15–35
- Kluge N. Sexuelle Bildung: Erziehungswissenschaftliche Grundlegungen. In: Sielert U, Schmidt R-B, Hrsg. Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2013, 2. Aufl.; 116–124
- Kluge S. Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske & Budrich 1999
- Kluge S. Empirisch begründete Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 2000 [Als Online-Dokument: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001145>, Zugriff am 13.03.2016]



- Knapp G-A. „Intersectionality“ – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von „Race, Class, Gender“. *Feministische Studien* 2005; 1: 68–81
- Koch F. Zur Geschichte der Sexualpädagogik. In: Sielert U, Schmidt R-B, Hrsg. *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2013, 2. Aufl.; 25–40
- Koppetsch C, Lewandowski S, Hrsg. *Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität*. Bielefeld: transcript 2015
- Kotthoff H. Was heißt eigentlich „doing gender“? Zu Interaktion und Geschlecht. In: Van Leeuwen-Turnovcová J, Doleschal U, Schindler F, Hrsg. *Wiener Slawistischer Almanach 2002, Sonderband 55: Gender-Forschung in der Slawistik*
- Krahè B, Bieneck S, Scheinberger-Olwig R. Sexuelle Skripts im Jugendalter. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 2004; 35: 241–260
- Krahè B. Pornografiekonsum, sexuelle Skripts und sexuelle Aggression im Jugendalter. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 2011; 43: 133–141
- Krais B, Gebauer G. *Habitus*. Bielefeld: transcript 2014, 6. Aufl.
- Kraß A, Hrsg. *Queer denken: Gegen die Ordnung der Sexualität*. Berlin: Suhrkamp 2003
- Kuckartz U. *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2012
- Lang S. „Das Mädchen, das ein Mann wurde: Qánqon, Krieger und Prophet der Kutenai“. *FRAZ (Züricher Frauenzeitung)* 2000; 1: 22–25
- Laqueur T. *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud*. Cambridge: Harvard University Press 1990
- Lautmann R. *Soziologie der Sexualität: Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2002
- Lautmann R. *Sexuelle Vielfalt* oder Ein Ender der Klassifikationen? In: Koppetsch C, Lewandowski S, Hrsg. *Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität*. Bielefeld: transcript 2015; 29–66
- Lenz I. Bewegungen und Veränderungen. *Frauenforschung und Neue Frauenbewegung in Deutschland*. In: Hornung U, Gümen S, Weiland S. *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktion der Geschlechterordnung*. Münster: Dampfbootverlag 2001; 188–244
- Lenz K. Familie - Abschied von einem Begriff? *Erwägen, Wissen, Ethik* 2003; 3: 485–498

- Lenz K. Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS 2009, 4. Aufl.
- Lewandowski S. Über Persistenz und soziale Funktionen des Orgasmus(paradigmas).  
Zeitschrift für Sexualforschung 2001; 3: 193–213
- [LI] Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung. Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt sowie Umsetzungsstrategien für Schulen. Hamburg: LI 2014
- Lindemann G. Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Wiesbaden: VS 2011, 2. Aufl.
- Lindemann G. Die Verkörperung des Sozialen. Theoriekonstruktion und empirische Forschungsperspektiven. In: Schroer M, Hrsg. Soziologie des Körpers. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005; 114–138
- Lloyd E. The Case of Female Orgasm – Bias in the Science of Evolution. Cambridge: Harvard University Press 2005
- Lorber J. Gender-Paradoxien. Opladen: Leske & Budrich 1994
- Lücke M. Vom ‚Normalkinde‘ zu einer Sexualpädagogik der Vielfalt. Homosexualitäten in den Bildungswissenschaften. In: Huch S, Lücke M, Hrsg. Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik. Bielefeld: transcript 2015; 13–26
- Maihofer A. Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt/Main: Helmer 1995
- Maß R, Hrsg. Evolutionspsychologie der Sexualität. Schwerpunktheft. Zeitschrift für Sexualforschung 2011; 24: 105–198
- Matthiesen S. Wandel von Liebesbeziehungen und Sexualität: Empirische und theoretische Analysen. Gießen: Psychosozial 2007
- Matthiesen S, Martyniuk U, Dekker A. „What Do Girls Do with Porn?“ Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 1. Zeitschrift für Sexualforschung 2011; 24: 326–352
- Matthiesen S. Jugendsexualität im Internetzeitalter. Eine qualitative Studie zu sozialen und sexuellen Beziehungen von Jugendlichen. Gefördert und im Auftrag der BZgA. Köln: BZgA 2013
- Matthiesen S. Studentensexualität im Internetzeitalter. Sexuelle und soziale Beziehungen von deutschen Studierenden. Köln: BZgA 2016 (i.E.)
- Matthiesen S, Böhm M. Wie organisieren Studierende Beziehungen und Sexualität? pro familia Magazin 2013; 41: 4–8
- Matthiesen S, Dekker A. Sexuelle Schwierigkeiten in heterosexuellen studentischen

- Beziehungen. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 2015; 35: 232–251
- Matthiesen S, Hauch M. Verschwinden der Geschlechterunterschiede? Auflösung, Umkehr oder Kontinuität traditioneller Geschlechterunterschiede im sexuellen Verhalten – eine empirische Studie an drei Generationen. Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 2004; 36: 491–508
- Mayring P, Brunner E. Qualitative Inhaltsanalyse. In: Buber R, Holzmüller HH, Hrsg. Qualitative Marktforschung. Konzepte, Methoden, Analysen. Wiesbaden: Gabler 2009; 669–680
- Mayring P. Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim, Basel: Beltz 2008, 10. Aufl.
- Mayring P. Qualitative Inhaltsanalyse. In: Mey G, Mruck K, Hrsg. Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: Springer VS 2010; 601–613
- Mehlmann S. Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität. Sulzbach, Taunus: Ulrike Helmer 2006
- Meissner H. Die soziale Konstruktion von Geschlecht – Erkenntnisperspektiven und gesellschaftstheoretische Fragen. 2008 [Als Online-Dokument: [www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz.../hanna\\_meissner.pdf](http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz.../hanna_meissner.pdf); Zugriff am 15.03.016]
- Merkens H. Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick U, Kardorff vE, Steinke I, Hrsg. Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg: Rowohlt 2009, 12. Aufl.; 286–298
- Meuser M, Neusüß C. Gender Mainstreaming. Konzepte – Handlungsfelder – Instrumente. Bonn: Bundeszentrale für politische Aufklärung 2004
- Meuser M. Geschlecht und Männlichkeit: Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen: Leske & Budrich 2010, 3. Aufl.
- Meyer D. Gender Mainstreaming – eine neue geschlechterpolitische Strategie. Köln: BzgA Forum Sexualaufklärung 2001; 3–8
- Middendorff E, Apolinarski B, Poskowsky J, Kandulla M, Netz N. Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung. Berlin: BBF 2013
- Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen,

- Hrsg. Mit Vielfalt umgehen. Sexuelle Orientierung und Diversity in Erziehung und Beratung. Düsseldorf: Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen 2014
- Money J, Hampson JL. An Examination of Some Basic Sexual Concepts: The Evidence of Human Hermaphroditism. *Bulletin of John Hopkins Hospital* 1955; 97: 301–310
- Monto MA, Carey AG. A New Standard of Sexual Behavior? Are Claims Associated with the “Hook Up Culture” Supported by General Social Survey Data? *Journal of Sex Research* 2014; 51: 605–615
- Nave-Herz R. Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Opladen: Leske & Budrich 1994
- Oerter R, Montada L. Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz 1995, 4. Aufl.
- Offen S. Achsen adoleszenter Zugehörigkeitsarbeit. Geschlecht und sexuelle Orientierung im Blick politischer Bildung. Wiesbaden: Springer VS 2013
- Opperman E, Braun V, Clarke V, Rogers C. „It Feels so Good it Almost Hurts”: Young Adults' Experiences of Orgasm and Sexual Pleasure. *J of Sex Research* 2013; 51: 503–515
- Palfrey J, Gasser U. Born Digital. Understanding the First Generation of Digital Natives. New York: Basic Books 2008
- Paul EL, Hayes KA. The Casualties of ‘Casual’ Sex: A Qualitative Exploration of the Phenomenology of College Students' Hookups; *Journal of Social and Personal Relationships* 2002; 19: 639–661
- Pauls H. Das bio-psycho-soziale Modell – Herkunft und Aktualität. *Resonanzen. E-Journal für biopsychosoziale Dialoge in Psychotherapie, Beratung und Supervision* 2013; 1: 15–31
- Petersen JL, Hyde JS. A Meta-Analytic Review of Research on Gender Differences in Sexuality, 1993–2007. *Psychological Bulletin* 2010; 136: 21–38
- Philipps I-M, Schmauch U, Sielert U, Valtl K, Walter J. Kampagnen gegen emanzipatorische sexuelle Bildung. Stellungnahme des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für Sexualpädagogik Dortmund (isp). *Zeitschrift für Sexualforschung* 2016; 29: 73–89
- Pinkerton SD, Bogart LM, Cecil H, Adramson PR. Factors Associated With Masturbation in a Collegiate Sample. *Journal of Psychology and Human Sexuality* 2002; 14: 103–121
- Peuckert R. Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS 2008, 7. Aufl.
- Plagge G, Matthiesen S. „Zur Studienzeit gehört der erste ‚One-Night-Stand‘“- Eine

- qualitative Studie zu unverbindlicher Sexualität bei deutschen Studierenden. In: Driemeyer W, Hoyer A, Rustige L, Hrsg. Grenzverschiebungen des Sexuellen. Perspektiven einer jungen Sexualwissenschaft. Gießen: Psychosozial 2015; 133–146
- Pohlkamp I. Queer-dekonstruktive Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht. In: Schmidt F, Schondelmayer A-C, Schröder UB, Hrsg. Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer VS 2015; 75–87
- Pryborski A, Wohlrab-Saar M. Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. Berlin: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2010, 3. Aufl.
- Ramsenthaler C. Was ist „qualitative Inhaltsanalyse“? In: Schnell MW, Schulz C, Kolbe H, Dunger C, Hrsg. Der Patient am Lebensende. Eine qualitative Inhaltsanalyse. Wiesbaden: Springer VS 2013; 23–42
- Reckwitz A. Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. Zeitschrift für Soziologie 2003; 32: 282–301
- Rendtorff B, Moser V, Hrsg. Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. Opladen: Leske & Budrich 1999
- Reuter J. Geschlecht und Körper: Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Bielefeld: transcript 2011
- Riegraf B. Konstruktionen der Geschlechterdifferenz in Bewegung: Wandel, Beharrung und (Re-)Traditionalisierung? In: Micus-Loos C, Plößer M, Hrsg. Des eigenen Glückes Schmied\_in?! Wiesbaden: Springer VS 2015; 11–26
- Rubin G. The Traffic in Women. Notes on the ‘Political Economy’ of Sex. New York, London: Monthly Review Press 1975
- Rüling A. Jenseits der Traditionalisierungsfallen: Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt/Main: Campus 2007
- Schäfer H. Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie. Weilerswist-Metternich: Velbrück Wissenschaft 2014
- Schetsche M, Schmidt R-B, Hrsg. Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen. Wiesbaden: Springer VS 2010
- Schmidt G. Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral. Reinbek: Rowohlt 1998
- Schmidt G, Hrsg. Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966-1996. Eine empirische Untersuchung. Gießen: Psychosozial 2000

- Schmidt G. Sexualität und Kultur: soziokultureller Wandel der Sexualität. In: Hornung R, Buddeberg C, Bucher T, Hrsg. Sexualität im Wandel. Zürich: vdf Hochschulverlag 2003; 11–28
- Schmidt G. Der Hintergrund: Jugendsexualität nach der Liberalisierung. In: Matthiesen S, Hrsg. Jugendsexualität im Internetzeitalter. Köln: BZgA 2013; 9–14
- Schmidt G. Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen. Gießen: Psychosozial 2014, 4. überarb. Aufl.
- Schmidt G, Matthiesen S, Dekker A, Starke K, Hrsg. Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen. Wiesbaden: VS 2006
- Schmidt G, Matthiesen S. „What Do Boys Do with Porn?“ Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 2. Zeitschrift für Sexualforschung 2011; 24: 353–378
- Schmidt F, Schondelmayer A-C, Schröder UB, Hrsg. Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: VS 2015
- Schmidt R-B. Sexualeinstellungen weiblicher und männlicher Jugendlicher. Zeitschrift für Frauenforschung 1997; 15: 129–146
- Schmidt R-B. Sexuelle Einstellungs- und Handlungsmuster weiblicher Jugendlicher und junger Frauen. Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 2003; 21: 39–60
- Schnell R. Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer History of emotions. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015
- Schröter S. FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern. Frankfurt/Main: Fischer 2002
- Schröter S. Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern aus ethnologischer Perspektive. 2012 [Als Online-Dokument: <http://www.bpb.de/apuz/135446/grenzverlaeuft-zwischen-den-geschlechtern-aus-ethnologischer-perspektive?p=all>, Zugriff 14.03.2016]
- Schuegraf M, Tillmann A, Hrsg. Pornografisierung von Gesellschaft: Perspektiven aus Theorie, Empirie und Praxis. Konstanz: UVK 2012
- Schütze F. Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 1983; 13: 283–293
- Schulz M, Ruddat M. „Let's talk about sex!“ Über die Eignung von Telefoninterviews in der qualitativen Sozialforschung. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 2012 [Als Online-Dokument: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1758/3399>; Zugriff am 15.03.2016]
- Schwiter K. Lebensentwürfe. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität

- und Geschlechternormen. Frankfurt/Main: Campus 2011
- Seiffge-Krenke I, Gelhaar T. Entwicklungsregulation im jungen Erwachsenenalter: Zwischen Partnerschaft, Berufseinstieg und der Gründung eines eigenen Haushalts. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 2006; 38: 18–31
- Seiffge-Krenke I. *Psychotherapie und Entwicklungspsychologie: Beziehungen: Herausforderungen, Ressourcen, Risiken*. Heidelberg: Springer 2009
- Seiffge-Krenke I. Psychoanalytische Entwicklungsbetrachtungen der Jugend. In: Ahnert L, Hrsg. *Theorien in der Entwicklungspsychologie*. Berlin/Heidelberg: Springer 2014; 380–403
- Settersten RA. Passages to Adulthood: Linking Demographic Change and Human Development. *European Journal of Population* 2007; 23: 251–272
- Shell-Studie. Jugend 2010. 16. Shell Jugendstudie. Eine pragmatische Generation behauptet sich. Frankfurt/Main: Fischer 2010
- Sielert U. Gender Mainstreaming im Kontext einer Sexualpädagogik der Vielfalt. Köln: BzGA Forum Sexualaufklärung 2001; 18–24
- Sielert U. Sexuelle Verwahrlosung – Interventionsnotwendigkeiten und -möglichkeiten aus pädagogischer Perspektive. In: Schetsche M, Schmidt R-B, Hrsg. *Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen*. Wiesbaden: Springer VS 2010; 241–258
- Sielert U. Sexualpädagogik und Sexualerziehung in Theorie und Praxis. In: Schmidt R-B, Sielert U, Hrsg. *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. Weinheim, München: Beltz Juventa 2013; 41–54
- Sielert U, Schmidt R-B. Einleitung: Eine Profession kommt in die Jahre. In: Schmidt R-B, Sielert U, Hrsg. *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung*. Weinheim, München: Beltz Juventa 2013; 11–24
- Siggelkow B, Büscher W. *Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist*. München: Gerth Medien 2008
- Sigusch V. Kultureller Wandel der Sexualität. In: ders., Hrsg. *Sexuelle Störungen und ihre Behandlungen*. Stuttgart: Thieme 2006, 4. überarb. und erweit. Aufl.; 8–26
- Sigusch V. Kritik evolutionspsychologischer Sexualforschung. *Zeitschrift für Sexualforschung* 2011; 24: 279–291
- Sigusch V. Kultureller Wandel der sexuellen Verhältnisse. In: Briken P, Berner M, Hrsg.

- Praxisbuch Sexuelle Störungen. Sexuelle Gesundheit, Sexualmedizin, Psychotherapie sexueller Störungen. Stuttgart: Thieme 2013; 18–24
- Sigusch V. Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Frankfurt/Main, New York: Campus 2013a
- Simon W, Gagnon JH. Sexual Conduct: The Social Sources of Human Sexuality. Chicago: Aldine 1973
- Statistisches Bundesamt. Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland 2012. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt 2013
- Stein-Hilbers M. Sexuell werden. Sexuelle Sozialisation und Geschlechterverhältnisse. Opladen: Leske und Budrich 2000
- Stoller R. Sex and Gender. The Development of Masculinity and Femininity. London: Science House 1968
- Terhart H. Körper und Migration. Eine Studie zur Körperinszenierung junger Frauen in Text und Bild. Bielefeld: transcript 2014
- Timmermanns S, Tuidler E, Sielert U, Hrsg. Sexualpädagogik weiter denken: Postmoderne Entgrenzungen und pädagogische Orientierungsversuche. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2004
- Treibel A. Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart (Einführungskurs Soziologie). Wiesbaden: VS 1994, 1. Aufl.
- Tuidler E, Müller M, Bruns-Bachmann P, Koppermann C. Sexualpädagogik der Vielfalt: Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit. Weinheim, Basel: Beltz Juventa 2012, 2. überarb. Aufl.
- Tuidler E. Geschlechtereventualitäten - eine sexualpädagogische Dekonstruktion postmoderner Geschlechterbeziehungen. In: Hahlbohm PM, Hurlin T, Hrsg. Querschnitt – Gender Studies. Ein interdisziplinärer Blick nicht nur auf Homosexualität. Kiel: Ludwig 2001; 167–181
- Tuidler E. Diversität von Begehren, sexuellen Lebensstilen und Lebensformen. In: Schmidt R-B, Sielert U, Hrsg. Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim, München: Juventa 2013; 251–260
- Tyrell H. Geschlechterdifferenzierung und Geschlechterklassifikation. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1986; 450–489
- Van Dijk L, van Driel B, Hrsg. Sexuelle Vielfalt lernen. Schulen ohne Homophobie. Berlin: Querverlag 2008
- Villa P-I. Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden:



- Springer VS 2001
- Von Felden H, Schiener J. Transitionen – Übergänge vom Studium in den Beruf. Reihe Lernweltforschung, Bd. 6. Wiesbaden: Springer VS 2010
- Von Sydow K, Seiferth A. Sexualität in Paarbeziehungen. Göttingen: Hogrefe 2015
- Walgenbach K. Intersektionalität – eine Einführung. 2012 [Als Online-Dokument: [www.portal-intersektionalitaet.de](http://www.portal-intersektionalitaet.de), Zugriff: 02.03.2016]
- Walther A, Hrsg. Junge Erwachsene in Europa. Jenseits der Normalbiographie? Wiesbaden: VS 1996
- Warner M. Introduction: Fear of a Queer Planet. *Social Text* 1991; 29: 3–17
- Wehner N. Familiengründung im Studium. Eine Chance für geschlechtergerechte Elternschaft? Opladen: Barbara Budrich 2012
- Wendt E, Walper S. Sexualentwicklung und Partnerschaften Jugendlicher: Ergebnisse einer repräsentativen Befragung von 15- bis 17-Jährigen. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 2013; 33: 62–81
- West C, Fenstermaker S. Doing Difference. *Gender and Society* 1995; 9: 8–37
- West C, Zimmermann DH. Doing Gender. *Gender & Society* 1987; 1: 125–151
- Wilz SM. Skizze zur praxistheoretischen Debatte um Organisation. In: Apelt M, Wilkesmann U, Hrsg. *Zur Zukunft der Organisationssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS 2015; 253–272
- Winker G, Degele N. Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. 2007 [Als Online-Dokument: <http://www.feministisches-institut.de/intersektionalitaet/>, Zugriff 02.03.2016]
- Witzel A. Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann G, Hrsg. *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz 1985; 227–255
- Witzel A. Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 2000 [Als Online-Dokument: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/201132/2519>; Zugriff am 19.03.2016]
- Zierer K, Speck K, Moschner B. *Methoden erziehungswissenschaftlicher Forschung*. München: Reinhardt Verlag 2013
- Zillich N. Pornografiekonsum unter Jugendlichen und die Flexibilisierung der Geschlechterrollen. *Zeitschrift für Sexualforschung* 2011; 24: 312–325

## Anhang

### Erläuterungen zu den Zeitschriften/Journals

#### *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation:*

Die Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE) ist die einzige sozialwissenschaftlich ausgerichtete Zeitschrift für den Bereich der Sozialisations-, Entwicklungs- und Erziehungsforschung im deutschen Sprachraum. Sie erscheint im 36. Jahrgang, wird vierteljährlich im Verlag Beltz/Juventa veröffentlicht und ist interdisziplinär wie auch international orientiert. Jedes eingereichte Manuskript wird von zwei unabhängigen Gutachter\_innen in anonymisierter Form geprüft und für die Publikation empfohlen. Im Jahr 2013 lag der Impact Factor der ZSE bei 0.43, im Jahr 2014 bei 0.11. Weitere Informationen unter <http://www.beltz.de/fachmedien/juventa.html>.

#### *Zeitschrift für Sexualforschung:*

Die Zeitschrift für Sexualforschung (ZfS) ist das Publikationsorgan der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS) und erscheint vierteljährlich im 28. Jahrgang im Thieme-Verlag. Sie bildet ein breitgefächertes Themenspektrum ab, das Originalarbeiten aus empirischer und klinischer Forschung, Studien zur Sexual- und Geschlechtertheorien, Debattenbeiträge und Dokumentationen umfasst. Alle Originalarbeiten durchlaufen ein anonymes Reviewverfahren durch zwei externe Gutachter\_innen, die über die Veröffentlichung der eingereichten Beiträge entscheiden. Im Jahr 2013 hatte die ZfS einen Impact Factor von 0.52, im Jahr 2014 lag er bei 0.32. Die ZfS ist im Social Science Index SSCI gelistet. Weitere Informationen unter <https://www.thieme.de/de/zeitschrift-sexualforschung/profil-2698.htm>.

#### *porn studies:*

Die englischsprachige Fachzeitschrift *porn studies* erscheint seit 2014 vierteljährlich im Verlag Routledge in der Verlagsgruppe Taylor & Francis. Sie ist die erste internationale, sexualwissenschaftliche Zeitschrift für das Fachgebiet der Pornografie und veröffentlicht interdisziplinäre Beiträge nach einem anonymen Peer Review-Verfahren. Weitere Informationen unter <http://www.tandfonline.com/loi/rprn20#.VuscXUDKDZ4>.

*Journal für Psychologie:*

Das Journal für Psychologie (JfP) erscheint seit 1992 drei Mal im Jahr im Psychosozial Verlag, seit 2007 als Online-Zeitschrift im Open Access. Das JfP ist die Zeitschrift der Neuen Gesellschaft für Psychologie (NGfP) und bietet den ihr nahestehenden Wissenschaftler\_innen und Praktiker\_innen ein Forum. Die Zeitschrift will ein sozial-, kultur- und geisteswissenschaftliches Gegengewicht zu jenen Strömungen der Psychologie zu bilden, welche weitgehend an naturwissenschaftlichen Denkmodellen und Forschungsmethoden orientiert sind. Das JfP veröffentlicht ausschließlich Originalbeiträge, die von mindestens zwei externen Gutachter\_innen für die Publikation empfohlen wurden. Weitere Informationen unter <http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp>.

## **Lebenslauf**

### **Persönliche Daten**

Name: Maika Böhm  
Geburtsdaten: 09.10.1976 in Hamburg  
Staatsangehörigkeit: Deutsch

### **Schulischer und akademischer Werdegang**

2013 – 2016

Promotion im Fach Pädagogik an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

2003 – 2005

Studium des interdisziplinären Masterprogramms Gender und Arbeit an der Universität Hamburg; Abschluss des Studiums mit Master of Arts (Note: 1,1)

2002 – 2003

Studium der Erziehungswissenschaft (Diplom) mit den Nebenfächern Soziologie und Psychologie an der Universität Hamburg

1997 – 2002

Studium der Sozialpädagogik/Sozialarbeit an der Evangelischen Hochschule Rauhes Haus, Hamburg; Abschluss des Studiums mit dem Diplom (Note: 1,3)

1987 – 1996

Besuch des Margaretha-Rothe-Gymnasiums in Hamburg; Abschluss des Gymnasiums mit dem Abitur (Note: 2,1)

### **Gegenwärtige berufliche Position**

Seit 05/2016

Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Propem“ am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf

Seit 04/2011

Redakteurin der Zeitschrift für Sexualforschung, Publikationsorgan der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung

Seit 07/2009

Nachtbereitschaft in Johanna (ehemals Wohnhaus für Frauen), Wohngruppenbereich, Sozialdienst Katholischer Frauen Hamburg-Altona e.V.

Seit 04/2005

Lehrbeauftragte an verschiedenen deutschen Hochschulen

Stand: Juli 2016